RUINEN

DER

VORZEIT.

Mit Kupfern.

BRESLAU UND LEIPZIG.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einige Freunde der Wahrheit im romantiſchen Gewande verbanden ſich vor vielen Jahren, eine Sammlung unterhaltender Novellen zu liefern. Das Schickſal trennte ſie, und ihr Vorhaben blieb unausgeführt. Nur weniges ward vollendet, und dieſs wenige erſcheint hier unter einem Titel, der ſo wohl auf den Inhalt des Werkchens ſelbſt, als auch auf die traurige Zerſtörung jenes Zirkels echter deutſcher Art hindeuten ſoll.

Möchten doch die zerſtreuten Mitglieder jenes Bundes, wenn

sie ihre Arbeit jetzt lesen, neuen Beruf fühlen, das fortzusetzen, was sie mit so grosem Eifer begannen! — Möchte doch Einer, der so lange nichts von sich wissen liefs, seine treuen Freunde von seinem Aufenthalt und Zustande vergewissern! Dieſs sind meine innigsten Wünsche, theure, entfernte Freunde! — Ihr werdet mich erkennen, und vielleicht bey Lesung dieser Zeilen dem Andenken eines Mannes eine Thräne weihen, der, ach! allzu oft dieſs traurige Opfer der Freundschaft Euch zollen muſs.

Der Herausgeber.

Inhalt
zum
erſten Bande.

Eduard der Kühne, oder die Flucht des engliſchen Prätendenten. Pag. 1

Sonderbare Begebenheit aus den unglücklichen Tagen Carl des Zweyten, Königs von Englund. — 139

Die Herzoginn von Cerifalco. — 163

Die Grafen P. in Venedig. — 189

Des Grafen Julius von F. Rettung aus den Händen der Inquiſition in Madrit im Jahre 1745. — 237

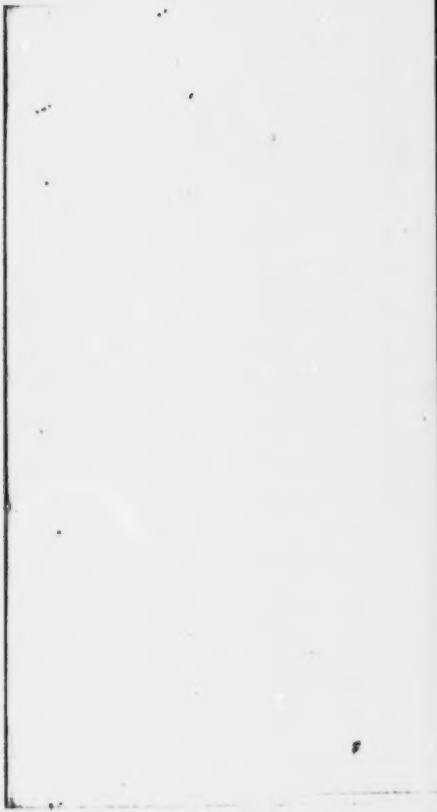
Eduard der Kühne,

oder

die Flucht

des

englischen Prätendenten.



Der ſieben und zwanzigſte Aprill des Jahres 1746 war der Tag des entſcheidenden Treffens, wodurch das ganze bisher gehabte groſse Glück Eduards des Kühnen binnen einer halben Stunde vernichtet wurde, wodurch dieſer tapfere Prinz ſich auf einmahl von dem bald erreichten Throne zum elenden Flüchtlinge herab geſetzt ſah, und noch ſein Schickſal preiſen muſste, daſs er von Cullodens blutigen Ebenen unbemerkt entkommen war, daſs der ſiegreiche Herzog von Cumberland nicht auch ihn, wie den gröſsten Theil ſeiner noch lebenden getreuen Schot-

ten, gefangen nahm, und im Triumphe nach London führte.

Er — über dessen Haupte endlich das Diadem schwebte, das ihm schon vor seiner Geburt unrechtmäfsiger Weise entrissen ward — er, der überall die Ehre eines Königes genossen hatte — er irrte nun zu Fufse, von Todesangst betäubt, in wüsten Einöden umher!

Sein Körper war in der Schlacht verwundet worden. Heftig strömte sein Blut. Ohne Verband wurden seine Schmerzen mit jedem Schritte schrecklicher. Und überall war kein Ausweg; überall stellten sich Tod und Verderben seinen Augen dar.

Ehe noch das unglückliche Treffen ihn ins Elend hinab stiefs, da schon setzte man zu London einen Preis von dreyfsig tausend Pfund Sterlingen auf sein Haupt.

Wurde er also entdeckt, wovor ihn kein Augenblick sicherte, so harrete seiner das schmachvollste Lebensende; und blieb er

auch unerkannt, fand aber keinen ſichern Zufluchtsort, ſo war Verſchmachten in der Wüſte ſein Loos.

So gräſslich von Furcht und Schmerz gefoltert, ging er, ohne zu wiſſen, wohin, immer weiter und weiter, bis endlich die Sonne unter zu gehen begann, und der Hafen Arizaig in der Dämmerung vor ihm lag.

Troſt gewährt dem müden Wanderer die erreichte Herberge: aber unſerm unglüchlichen Prinzen gewährte der Anblick eines bewohnten Ortes nur Entſetzen. Er ſtand, ſchritt weiter, und ſtand wieder. Unentſchloſſen war er, unentſchloſſen blieb er. Die Dämmerung verlor ſich, indeſſen allmählich der letzte Sonnenſtrahl ſchwand am ſchwarzen Horizonte: eine ſchaurige Luft durchwehte die öde Heide, Hunger, Durſt und die brennende Pein in den noch immer blutenden Wunden, wurden jeden Augenblick heftiger, und unſers Helden Entſchluſs war endlich gefaſst: er ging.

Er pochte an das erſte Haus. „Wer da?" rief eine weibliche Stimme. „Ein armer flüchtiger Soldat, der ohne eure Hülfe verloren iſt!" war Eduards Antwort. Die Thür öffnete ſich; eine geſchäftige Hand zog ihn ſchnell hinein.

Dürftigkeit und Gefälligkeit wohnten in dieſem Hauſe. Die Wirthinn, eine arme Schifferinn, erſchrak heftig, da ſie einen vor Froſt erſtarrten und mit Blute bedeckten Krieger herein treten ſah. Schnell hohlte ſie Waſſer herbey, die Wunden ihres Gaſtes zu reinigen, vollzog dieſs Geſchäft mit der gröſsten Sorgfalt und Behuthſamkeit, verband ihn, trug ſodann alles auf, was ihr kleiner Hausrath vermochte, und ſetzte ſich traulich an ſeine Seite. Mitleidsvoll erkundigte ſie ſich nun um das Schickſal ihrer Landsleute. Eduard war im Begriffe, ihr die blutige Niederlage zu ſchildern; plötzlich wurde raſch und ſtark gepocht.

„Mein Mann!" rief die Wirthinn, und flog freudig zur Thüre hinaus.

Ein langer hagerer Schiffsknecht trat jetzt in die Stube, both dem Prinzen einen guten Abend, und fragte ihn, ob er von Eduards Gefolge wäre. „Ein Haufen englischer Reiter," setzte er trocken hinzu, „sind eben angelangt, um den Prinzen zu suchen; denn man vermuthet ihn sehr stark in dieser Gegend."

Wer mag des unglücklichen Eduards Schrecken bey dieser Nachricht schildern! Kaum rastete sein Fuss, kaum hatte seinen Gaumen der erste Trunk gelabet, kaum hatte sein Mund den ersten Bissen empfangen, und schon sah er sich wieder genöthiget, weiter zu fliehen. Denn gab er sich seinem Wirthe zu erkennen, wie viel wagte er da nicht! und blieb er, ohne sich zu verbergen, in diesem Hause, so war sein Untergang gewiss.

Unsers Helden Entschluss war bey die-

ſen Umſtänden ſchnell gefaſst. Er ſtellte ſich geſtärkt, und gab vor, groſses Verlangen nach ſeiner Heimath zu haben. Umſonſt ermahnte ihn die beſorgte Schifferinn, ſeine Wunden zu ſchonen; umſonſt drang die gute Frau in ihn, wenigſtens dieſe Nacht noch in ihrem Hauſe zu verbleiben. Er war nicht zu überreden, theilte ſeine Barſchaft mit ihr, und bath ſich, unter dem Vorwande, daſs ſeine Kleider blutig wären, die ſchlechteſten von ihrem Manne dafür aus. Seine Bitte wurde gewährt, und Eduard floh, in dem Anzuge eines Bettlers, aus des Seemannes Hauſe.

Wer die wilden, öden, fürchterlichen Gegenden der ſchottiſchen Küſte kennt, der denke ſich nun wieder unſern Helden, wie er allein, ohne Nahrung, mit den wüthendſten Schmerzen ſeiner gereizten Wunden belaſtet, und ohne Ausſicht einer beſſern Zukunft in dieſem ſchrecklichen Orte herum irrt; wie er bey dem Rauſchen jedes

Blattes, gleich dem ſchüchternen Rehe, vor ſeinen Verfolgern erbebt; wie er, im grauſen Dunkel der Nacht, matt und kraftlos auf den kalten Boden ſich wirft, vor Seelenangſt und körperlicher Pein keines ſanften, erquickenden Schlummers zu genieſsen vermag, bis endlich die Strahlen der Sonne ſein Elend aufs neue erwecken, und ſeinen ſchon wunden Fuſs weiter zu fliehen vermahnen.

Tage lang ſtrich er umher, ohne einen Biſſen Brot und einen Trunk Waſſer zu ſich zu nehmen. Dann erſt, wenn ſein Hunger in Verzweiflung überging; dann erſt, wenn die Qualen der lechzenden Zunge ſein Innerſtes durchbebten, und in ſeiner gräfslichen Geſtalt der Tod ihm drohte; dann erſt bettelte er im nächſten Hauſe ein Stück Brot und einen Trunk Waſſer. Zitternd, daſs er erkannt werden möchte, floh er raſtlos weiter, und der dargereichte Trunk labte ſeine Seele nicht, weil er

ihm mit Gefahr seines Lebens erkaufen mufste.

So ward sein Elend mit jedem Tage neu, mit jedem Tage gröfser, bis endlich der entnervte Fufs ihm seine Dienste versagte; bis endlich, aller Kräfte beraubt, sein Körper unterlag, und der ermattete Geist seinen jammervollen Aufenthalt zu verlassen strebte. Zwey Tage lang blieb er in diesem schrecklichen Zustande im Walde liegen, nagte an einer harten Brotrinde, und bath den Schöpfer um Auflösung, um das befreyende Ende aller seiner Leiden.

Doch, er war noch gröfserem Jammer aufgehoben. Seine Kräfte begannen sich wieder zu sammeln, und von Durst und Hunger gefoltert, wagte er noch ein Mahl den Versuch, seinen nach Stärkung schmachtenden Körper zu befriedigen. Er ging, oder wankte vielmehr den ganzen Tag auf ungebahnten Wegen, ritzte die zitternden

Füſse an Dornen blutig, und taumelte oft von ſteilen Anhöhen herab, daſs er lange Zeit, ſeiner Sinnen beraubt, auf den felſigten Boden geſtreckt blieb. Wüthender Schmerz weckte ihn dann wieder aus ſeiner Betäubung, und Thränen im Auge, ſetzte er ſeine Reiſe weiter fort.

So hatte er den ganzen Morgen, den ganzen Nachmittag gelitten. Jetzt glänzte ſchon das Abendroth in den Wipfeln der Bäume, und um ihn her war noch Wildniſs ſonder alle Spur von Menſchen. Schon ſenkten ſich die Schatten der Nacht auf das Erdreich, und um ihn her war noch Wildniſs ſonder alle Spur von Menſchen. „Wenn du denn, Vorſicht! beſchloſſen haſt," ſo rief er jetzt, und ſank verzweiflungsvoll zur Erde; — „wenn du beſchloſſen haſt, daſs ich in dieſer Einöde verſchmachten ſoll; o ſo ende doch bald meine Qualen, ende ſie bald!" — Seine geringen Kräfte waren von der allzugro-

ſsen Anſtrengung erſchöpft; er verfiel in einen ſanften Schlummer.

Nicht lange erquickte ihn dieſer, als ein ſtarkes Rütteln ihn wieder erweckte. Er blickte auf, und erkannte bey dem noch ſchwachen Schimmer der Dämmerung einen Mann, der ein Felleiſen auf dem Rüeken trug, als die Urſache der Betaubung des lange entbehrten ſüſsen Schlafes.

„Wer ſeyd ihr?" redete der Wanderer ihn an. „Ein armer Kranker," war Eduards Antwort, „der hier verderben muſs, wenn ihr euch ſeiner nicht erbarmt."

Wanderer. Dafür wollen wir ſchon Rath ſchaffen. Aber wie kommt ihr hierher?

Eduard. Bin ein invalider Soldat, der, zum Lohn für ſeine treuen Dienſte, jetzt das Brot ſich betteln kann, wo er will.

Wanderer. Armer Schelm! Ihr dauert mich. Seyd ihr wohl noch im Stande, eine halbe Stunde zu gehen? Ich gehöre

auf das Schlofs des Lords Lovarnok; dort will ich für euch forgen.

Eduard. Lovarnok? — ich gehe nicht mit!

Wanderer. Nun, wenn ihr Belieben tragt, hier umzukommen; ich habe nichts dawider. Gott befohlen! —

Lovarnok war der Nahme eines der gröfsten Feinde des Prinzen. Liebe für den regierenden König von England war dieſes Lords erſte Tugend, und ler hieraus entſpringende Patriotismus ſeine heftigſte Leidenſchaft.

„Gehſt du auf das Schlofs dieſes Mannes," dachte Eduard, „ſo biſt du verrathen. Seine ſtrenge Pflicht gegen das Vaterland heiſcht dieſs Opfer der Menſchenliebe von ihm. — Aber er iſt ein Schotte, Grofsmuth wie des Britten, ſein Nationalcharakter — nein! — ich will ihn von dieſer Seite faſſen: er kann, er darf nicht unedel handeln." — Dieſer Gedanke, die

Schrecken der Nacht, des gräfslichen Aufenthaltes und des nahen martervollen Todes bemeifterten fich Eduards Seele fo plötzlich, dafs er den Wanderer, der noch nicht zehn Schritte von ihm entfernt war, zurück rief, ihn erfuchte, ihm aufftehen zu helfen, und an feinem Arme mit Zittern und Zagen fortfchlich.

Wanderer. Ihr feyd doch ein fonderbarer Mann! Warum wolltet ihr nicht gleich Anfangs mitgehen? Was würde aus euch in diefer Wildnifs geworden feyn? Und was hat der Nahme meines Herrn Abfchreckendes fur euch?

Eduard. Ich hoffe, nichts.

Wanderer. Nun alfo, wozu die Umftände? — Aber, guter Freund, verfucht etwas gefchwinder zu gehen! Sonft kommen wir, meiner Seele, vor Mitternacht nicht unters Dach. —

Eduard erfchöpfte den Reft feiner Kräfte, flehte bald zu wiederhohlten Mahlen

ſeinen Führer an, ihn etwas ausruhen zu laſſen, und ſprach endlich: „Freund, ich vermag nicht weiter zu gehen. Verſpätet euch meinetwegen nicht; laſst mich hier ſterben!"

Wanderer. Redet nicht ſo! das wär' ja unmenſchlich. Könnt ihr nicht mehr zu Fuſse fort, ſo will ich eilen und ein Pferd hohlen. Bald bin ich wieder bey euch.

Eduard. Aber euer Herr —

Wanderer. Was habt ihr denn ſchon wieder mit meinem Herrn? Denkt ihr, daſs der ein gar ſo groſser Menſchenfeind iſt? Da irrt ihr euch ſehr. Und wenn ihr ſein Feind wäret, ja ich glaube gar, wenn ihr der gottloſe Prinz wäret, der ſich zum Könige hat machen wollen, und den der Lord ſelbſt aufſuchen laſst; — euer Zuſtand würde ihm gewiſs nahe gehn; denn er iſt ein gar zu guter Herr. Doch über dem Geſchwätz verfliegt die Zeit. Kurz und gut, bleibt indeſs hier unbeſorgt liegen, oder

macht lieber noch ein Schläfchen. Ich komme bald wieder. —

Der Leſer von Gefühl verſetze ſich in die gegenwärtige Lage unſers unglücklichen Helden. Unvermeidliche Todesgefahr ſchwebte jetzt über ſeinem Haupte. Die letzten Reden des Wanderers hatten ihn tief erſchüttert. Schon wollte er ihm nachrufen: Ich bin der gottloſe Prinz! aber dieſer eilte zu ſchnell von dannen, als daſs Eduards ſchwache Stimme für ihn noch hörbar geweſen wäre.

Da lag er nun, in Nacht und Nebel gehüllt, auf der Wurzel eines Baumes, ſah ſich ſchon in Ketten und Banden geworfen, hörte ſchon von ſpottenden Richtern das Todesurtheil über ſich ſprechen, und fühlte ſchon, im Angeſichte des frohlockenden Pöbels den Streich des Henkers, der ſeinem jammervollen Leben ein Ende machte. Noch ein Mahl raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, um aufzuſtehen,

und ſich tiefer ins Gebüſch zu verbergen; aber die zitternden Knie verſagten dem matten Körper dieſen letzten Dienſt: er ſank rücklings an den Baum zurück.

Von Angſt und Schrecken dem Tode nahe gebracht, hörte er endlich von fern her den Hufſchlag eines Pferdes. Das Getös kam näher, und er vernahm die Stimme ſeines Führers, der laut nach ihm rufte. Eduard antwortete nicht. Jener aber, bekannt in dieſer Gegend, hatte ſich die Stelle, wo er ihn verliefs, zu wohl gemerkt, und kam raſch auf ihn zugeritten. Nicht weit von ihm flieg er ab, und rief: „Wo ſeyd ihr?" Eduard ſah nun, dafs hartnäckiges Stillſchweigen ihn doch nicht vor der Entdeckung ſchützen würde, und ein bebendes Hier war ſeine Antwort.

„Ich habe meinem Herrn von euch geſagt," ſprach jener; „und er befahl mir, ſogleich das ſchnellſte Rofs zu nehmen, und euch zu hohlen."

Eduard zitterte bey dieſen Worten, wie ein zum Tode Verurtheilter, beſtieg nun, von dem fremden Manne gehoben, das Pferd; dieſer ſetzte ſich hinter ihn, und wie im Fluge ging es den Wald hindurch.

Mitternacht war nahe, als ſich die beyden Reiſenden vor einem groſsen Landhauſe befanden. Der Gefährte des Prinzen flieg herab, und half auch ihm herunter, pochte an; die Thur öffnete ſich, und unſer Held trat bebend in das Haus ſeines Todfeindes.

„Ihr müſst ſogleich," ſprach jener, „zu meinem Herrn. Er will euch noch heute ſehen, und iſt deſshalb noch nicht zu Bette gegangen."

Wirklich hatte Lord Lovarnok unter dieſem Bettler, wie ihn ſein Diener in der Beſchreibung nannte, Verdacht auf den Prätendenten geſchöpft, und hierin durch die groſse Furcht, die er vor ſeiner Per-

ſon bezeugte, beſtärkt, denſelben ſchleunigſt herbey zu ſchaffen befohlen.

Eduard nahm jetzt alle ſeine Seelenſtärke zuſammen, und ſtieg, von ſeinem Geleitsmann geführt, die ſteinerne Stiege hinauf. Man öffnete eine Thür, und er erblickte einen bejahrten Mann, der, das Haupt auf ſeinen Arm geſtützt, bey einem Tiſche ſaß, und emſig zu leſen ſchien.

„Das iſt mein Herr!" ſagte der Führer, und ſchob ihn in das Zimmer hinein. Lord Lovarnok blickte auf, machte das Buch zu, und betrachtete den Prinzen lange Zeit mit forſchendem Ernſte.

„Wer ſeyd ihr?" ſprach er endlich.

Eduard. Ein Bettler.

Lord. Wo kommt ihr her?

Eduard. Aus Arizaig.

Lord. Und wohin gedenkt ihr?

Eduard. Das weiſs Gott, ich nicht.

Der Lord ſchwieg. Sein Blick wurde forſchender. „Ihr habt zu Felde gedient?"

Eduard. Das habe ich.

Lord. Und seyd so schlecht belohnt worden?

Eduard. Undank ist der Welt Lohn.

Der Lord stand auf, und trat ihm näher. „Aber seyd ihr wirklich, was ihr zu seyn scheint? — seyd ihr wirklich ein Bettler?

Eduard. Jetzt bin ich es.

Lord. Euer Ansehen — obgleich sehr entstellt — eure Sprache läßt mehr vermuthen, als einen geringen Invaliden.

Eduard. Und was denn, Lord?

Der Lord betrachtete ihn noch ein Mahl vom Scheitel bis zum Fuße, dann sprach er schnell und drohend: „Den Prätendenten der Krone Großbritanniens!"

Eduard hatte diese Entdeckung vorher gesehen, und im voraus darauf gefaßt, erschreckten ihn jetzt die fürchterlichen Worte des Lords ganz und gar nicht. Unerschüttert versetzte er sogleich: „Ja Lord,

ich bin es! Hier fleht der Sohn eures rechtmäfsigen Koniges, und fleht von euch einen Biffen Brot, eine geringe Kleidung. Ich weifs, dafs ihr mein Feind feyd; ich weifs, dafs ihr mich meinen Feinden überliefern könnt; ich weifs aber auch, dafs ihr ein Menfch, dafs ihr ein Schotte feyd. Wollt ihr mich verrathen — hier find meine Hände! bindet fie, überantwortet mich euren Freunden! Aber, wenn die Zeit kommt, wo ihr Gottes Erbarmung anflehen werdet; wenn die Stunde fchlägt, wo eure Seele von dannen foll: dann will ich euch nicht wünfchen, dafs der ewige, gerechte Richter das Vergeltungsrecht ausübe, und dafs euer Gebeth in diefem entfcheidenden Augenblicke fruchtlos fey."

Hier fchwieg Eduard, und erwartete in ftiller Ergebung fein Schickfal. Lovarnok ftand wie vom Donner getroffen. Patriotismus und Menfchenliebe kämpften lange und mächtig in feiner Bruft. Doch

endlich siegte die Natur, Thränen entflürzten seinen Augen, und feurig schlofs er den Prinzen in seine Arme.

„Nein," rief er, „nein, so war es nicht gemeint! Ihr sollt sicher bey mir seyn! — So lange es euch auf meinem Schlosse gefällt, sollt ihr sicher bey mir seyn! Kommt, setzt euch zu mir, und ruht aus von euern Beschwerden! Ich will sogleich ein Zimmer bereiten lassen, wo ihr euch, ohne Gefahr entdeckt zu werden, aller Gemächlichkeit überlassen könnt."

Der Lord liefs nun seinem sämmtlichen Hausgesinde auf das strengste anbefehlen, niemanden ein Wort von seinem unbekannten Gaste zu sagen, geboth sodann alles, was noch die Küche vermöchte, herbey zu bringen, und freuete sich herzlich, wie er den Prinzen an den lange entbehrten, wohlschmeckenden Speisen und dem stärkenden Weine sich laben sah: führte ihn hierauf selbst in das versprc-

chene Zimmer, gab den Befehl, andere Kleider für ihn zu besorgen, und wünschte ihm eine sanfte Ruhe, die unserem Helden, der schon über einen Monath lang unter freyem Himmel, auf hartem Boden geschlafen hatte, in einem weichen Bette nicht fehlen konnte.

In diesem Schlosse des rechtschaffensten, edeldenkendsten Mannes genofs Prinz Eduard einige Wochen lang Ruhe und Bequemlichkeit im vollesten Mafse. Anfänglich kamen zwar oft englische Reiter an, die, auf Kundschaft gesandt, Nachricht von dem Prätendenten begehrten.

Da aber des Lords Lovarnok patriotische Gesinnungen bekannt waren; da sich derselbe noch immerfort anstellte, als wenn er selbst den Prinzen auszuspähen bemüht wäre; so fiel auch nicht ein Anschein von Verdacht auf ihn, dafs er desselben Aufenthalt wisse, viel weniger, dafs er ihm in seinem ege-

nen Hause Quartier und Sicherheit verstatte.

Eduard glaubte nun, da seine Kräfte wieder hergestellt, und seine Wunden bey der sorgfältigsten Pflege völlig geheilt waren, den guten Lord nicht länger belästigen zu dürfen, und in der Gefahr zu lassen, noch als Landesverräther erkannt und überwiesen zu werden. Über dieß hoffte er einige von seinen ehemahligen treuen Gefährten wieder aufzufinden, und mit derselben Hülfe den Beschwerden seiner Flucht ein baldiges Ende zu machen. Er entdeckte dieß Vorhaben seinem Wirthe, der zwar diese Hoffnung sehr gegründet fand, ihm aber dringend anlag, noch einige Zeit in seinem Schlosse zu verweilen, um desto sicherer seine Reise fortsetzen zu können.

Der Prinz gab den Vorstellungen des Lords Gehör; aber das Verlangen, gänzlich in Sicherheit zu seyn, wurde bald so dringend bey ihm, daß er in den Klei-

dern eines Landmannes sich einst bey Nacht wieder auf den Weg begab.

„Lord!" sprach er bey seinem Abschiede zu Lovarnok, „jetzt habe ich nur Worte Statt Dankes. Aber wenn ich einst meine Gerechtsame ausgeführt habe; wenn ich auf dem Throne sitze, der von Geburt mir bestimmt ist; dann bringt mir den Anzug, worin ich auf euer Schloss kam; er soll mich mahnen, den Dienst und alle Liebe, die ihr mir auf meiner Flucht erzeugtet, euch tausendfach wieder zu vergelten."

Mit stummer Rührung drückte der Lord die Hand des Prinzen, der reichlich mit Geld und andern Bedürfnissen versehen, Thränen im Auge, eine Freystatt und einen Freund verliefs, deren Andenken nie aus seiner Seele verlosch.

Jetzt war unser Held wieder allein und hülflos auf der graufenden' schottischen Küste, und bald irrte er angstvoller, als

vorhin, in den fürchterlichen Wüſten von Glengary umher. Denn nun hatte man in London die ſicherſten Nachrichten, daſs er ſich in dieſen Gegenden aufhalte, und raſtlos forſchte man daher allenthalben nach ihm. Überall lauerten Bewaffnete, die todt oder lebendig ſich ſeiner bemächtigen ſollten.

Kaum durfte er es bey der Nacht wagen, in die umher liegenden Häuſer zu gehen, um für ſeinen erſchöpften Körper die nothwendigſten Bedürfniſſe zu erkaufen. Die Küſten waren rings umher mit engliſchen Truppen beſetzt, Annäherung zu denſelben alſo mit Todesgefahr verknüpft; und wollte er auch das kühne Wagſtück verſuchen, welchem Schiffer konnte er ſich anvertrauen?

So muſste er alſo in Geduld ſein Schickſal erwarten, bey Tage in wildem Gebüſche ſich verbergen, und nur unter dem Schutze der nächtlichen Dunkelheit weiter irren.

Was Eduard in diesem Zeitpuncte litt, ist unbeschreiblich. Grösse und Mannigfaltigkeit der Gefahren übersteigt alle Vorstellung. Unglaublicher aber noch ist die Art und Weise, womit er diesen stets entging. Die Vorsehung hatte einmahl seine Rettung beschlossen, und er blieb gerettet. Zum Beweise nur zwey Begebenheiten.

Einmahl trieb ihn, wie gewöhnlich, der Hunger an, nach Sonnen Untergang sich einem Hause zu nähern, das in Gesellschaft einiger armseligen Hütten, mitten im Walde stand. Er pochte an, und wurde eingelassen. Sein schüchterner Blick flog in der Stube umher, und entdeckte zu seiner Freude niemanden, als ein altes Mütterchen, die am Rocken spann. Hier, dachte er, bist du sicher! bath um ein wenig Speise, die ihm auch sogleich verwilliget wurde, und setzte sich unbesorgt zu der Alten, die, von Neugierde

entbrannt, tauſend Fragen an ihren unbekannten Gaſt that. Eduard antwortete, und lieſs ſich unbekümmert die dürftige Mahlzeit ſchmecken. Kaum aber war er zur Hälfte geſättiget, als auf einmahl das Geräuſch eines Schwarmes herbey ſtürmender Pferde in ſeinen Ohren erſcholl.

„Da ſind ſie wieder!" ſprach das Mütterchen, und horchte verdrieſslich auf. Unſerm armen Prinzen fiel der Biſſen aus den zitternden Händen, Furcht und Entſetzen hielt ihn, wie verſteinert, auf ſeinem Sitze, und ungewiſs, wozu er jetzt ſeine Zuflucht nehmen ſollte, ſah und hörte er nicht, was um ihn geſchah.

In dieſem Zuſtande war er noch, als drey bewaffnete Reiter in die Stube traten. Er kehrte der Thüre den Rücken: vor ihm ſtand eine Lampe, deren ſchwacher Schimmer nur ſparſam das Gemach erhellte, und ihm gegen über ſaſs die ge-

te Alte, die sogleich, wie die Reiter herein traten, aufstand und auf sie zuging.

„Können wir hier für zehn Mann Quartier bekommen?" fragte einer von ihnen trotzig.

Die Alte. Für zehn Mann ist der Raum zu enge, und zu essen hab' ich auch für so viele nicht. Reiten Sie noch eine halbe Stunde weiter, da werden Sie's viel besser treffen.

Zweyter Reiter. Wo zu, Mutter? Der Weg hier ist uns fremd.

Die Alte. Immer hier rechts unter! Da werden Sie sich bald aus dem Walde heraus finden, und denn sind Sie gleich an Ort und Stelle.

Dritter Reiter. So kommt! Die Pferde verlangen nach Rast. —

Die Alte begleitete sie heraus, zeigte ihnen nochmahls den Weg, wünschte glückliche Reise, und der Schwarm sprengte wieder von dannen.

Nun erſt fing Eduard an ſich zu ſammeln. Denn bis jetzt hielt er ſich für verloren, und wuſste nicht, wo er war. Seine Wirthinn kam zurück. „Das geht jetzt Tag und Nacht ſo!" ſprach ſie, und ſetzte ſich wieder zu ihm. — „Bald kommen zwey, bald drey, bald ein ganzer Schwarm, und zehren auf, was man hat, ohne ſich um die Bezahlung zu kümmern.

Eduard. Und was wollen ſie?

Die Alte. Wie? das wiſst ihr nicht einmahl? — Hm! hm! Ihr müſst wohl auch gar ſehr weit her ſeyn, daſs euch das nicht bekannt iſt. Sie ſuchen den Prinzen, der den Aufruhr erregt hat. Er ſoll ſich noch auf der Küſte aufhalten; der Himmel weiſs aber, wo er ſtecken mag! Könnt ihr euch wohl vorſtellen, ſie haben mich ſtrenge befragt, wer ihr wäret; und doch haben ſie mit eigenen Augen geſehen, daſs ihr ein ehrlicher Bauer und kein böſer Prinz ſeyd. Aber

ſo machen's die Herren; ſie bekümmern ſich jetzt um jeden Wanderer.

Eduard zitterte vor neuer Gefahr. Seine Efsluſt war vorüber. Er bezahlte reichlich der Alten das Genoſſene, und griff nach ſeinem Stabe. Das gute Mütterchen verwunderte ſich höchlich, daſs er nicht in ihrem Hauſe übernachten wollte. Er beruhigte ſie aber mit dem Vorgeben, daſs ihm Zeit und Stunde beſtimmt waren, wenn er an dem Orte, wo er hinwandere, anlangen ſollte. Und ſo ging er, Gott dankend für die abgewendete Gefahr, wieder in ſein Gebüſch zurück, wo er in das tiefſte Dickigt ſich verbarg, und auf hartem Boden die Nacht durch ſchlief.

Ein anderes Mahl kehrte er in eine Mühle ein, und bath das Dienſtmädchen, die ihm auf ſein Klopfen die Thür öffnete, um ein Stück Brot und einen Trunk Waſſer. „Wer ſeyd ihr?" ſprach dieſe. „Ein

Landmann, der sich verirrt hat," erwiederte der Prinz. „Ich will meinen Herrn rufen!" versetzte das Mädchen, und schloss wieder die Thür.

In einer Weile trat der Müller heraus, und that die nähmlichen Fragen an ihn, erkundigte sich genau, woher er käme, und was die Absicht seiner Reise wäre, schien endlich Zutrauen zu fassen, und lud ihn ein, in seine Stube zu kommen.

Unser Prinz wünschte sich weit von dannen, konnte aber doch nicht seinen Hunger und den dringenden Einladungen des Müllers widerstehen, und ging hinein.

Der Müller liess sogleich Essen und Trinken herbey bringen, und fing seine Untersuchungen von neuem an. Eduard liess sich Anfangs die wohlzubereiteten Speisen trefflich behagen, wurde aber bald durch die vielen wiederhohlten Fragen verlegen, und begann endlich für seine Sicherheit äusserst besorgt zu werden. Diese

Beſorgniſs ging ſchnell in Furcht und Schrecken über, da er ſah, daſs ſein Wirth einige Mahl aus der Stube ging, unruhig wieder herein kam, und ihm jederzeit ſtarr ins Geſicht blickte. „Du biſt verrathen," ſprach er zu ſich ſelbſt, ſtand auf, und fragte, wie viel er ſchuldig wäre, und machte ſich zum Weggehen bereit.

„Wohin, Landsmann?" ſprach der Müller. „Ich laſſ' euch heute nicht mehr fort! Ihr ſeyd fremd in dieſer Gegend, und könntet leicht bey der Nacht ein Unglück haben. Wartet bis morgen, da will ich euch einen Führer geben, der euch wieder auf die rechte Straſse bringen wird."

Eduard ſträubte ſich vergebens, das Anerbiethen des Müllers anzunehmen. „Ein Mahl für alle Mahl," ſagte dieſer, „ich laſſ' euch nicht fort!" nahm ihm den Stab aus den Händen, und verſicherte ihn, daſs er ein recht gutes Lager für ihn bereiten würde. „Hier biſt du ver-

loren!" dachte unſer Held; „noch kurze Zeit, und du biſt in der Gewalt deiner Feinde!" Ohne weitern Widerſtand ſetzte er ſich ſtille ſchweigend auf ſeinen alten Platz, und ſammelte Stärke für das bevorſtehende Unglück.

Jetzt war es Mitternacht, und noch war alles ruhig. „Sollteſt du dich geirrt haben?" ſprach Eduard zu ſich ſelbſt; „ſollte dieſer gute Mann an deiner groſsen Angſt unſchuldig ſeyn?"

„Freund!" redete er ihn an, „mich verlangt nach Ruhe. Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn, und meine Lagerſtatt zurecht machen laſſen?" — „Herzlich gern!" verſetzte der Müller, und ging zur Thüre hinaus.

Bald trat er wieder herein, und bath den Prinzen, ihm zu folgen. Er führte ihn eine Stiege hinauf in eine Kammer, worin ein Haufen Stroh, mit einer Matratze bedeckt, befindlich war. Eduard

legte ſich nieder; ſchlief aber nicht ein, ſondern gab genau auf alles Acht.

Der Müller war wieder mit hörbaren Schritten die Treppe hinunter geſtiegen; aber bald darauf bemerkte der lauſchende Prinz ein leiſes Klirren an ſeiner Kammerthüre, und vernahm deutlich die Tritte eines ſchleichenden Fuſses, die ſich die Stiege hinab verloren. Er ſtand auf, verſuchte die Thür zu öffnen; ſie war von aufsen verriegelt.

Sonderbar, doch wahr; Eduard erſchrak nicht. Er war im voraus gefaſst, nichts kam ihm daher unerwartet. Und wie der unglücklichſte Menſch immer noch Hoffnung faſst, daſs ſein Zuſtand ſich ändern werde, und ſelbſt das Unmögliche wagt, um ſich zu retten; ſo ging es auch hier bey unſerem Helden.

Einen Augenblick lag er nachdenkend ſtill auf ſeinem Lager, dann tappte er um ſich her an der nahen Wand; und,

ſieh da! ſie beſtand aus alten, morſchen, ſchlecht befeſtigten Bretern. Er verſuchte die nächſten ohne Geräuſch aus einander zu biegen, und ſein Verſuch gelang. Die Öffnung war groſs genug, ihm einen mühſamen Durchgang zu verſtatten, und in kurzer Zeit befand er ſich auf einem Soller, wo man Getreide zum Trocknen aufgeſchüttet hatte. Die Fenſter waren rings umher geöffnet, und gaben dem Prinzen die Ausſicht in die vom Monde beſchienene Gegend. Plötzlich faſste er den Entſchluſs, einen Sprung zu wagen, wurde aber bald durch die allzu groſse Höhe der Mühle abgeſchreckt, und war eben im Begriffe, leiſes Schrittes die Treppe hinab zu ſteigen, um auf eine andere Art ſein Entkommen zu ſuchen, als er von fern das ſchnelle Herannahen eines ſtarken Trupps Pferde vernahm, und bald darauf einen ganzen Haufen Bewaffnete herbey ſprengen ſah, die zum Theile abſtiegen, und in

die Mühle herein gingen, zum Theile dieſelbe rings umher beſetzten.

Was jetzt zu thun? Hier war keine Rettung mehr in Eduards Augen. Schon hörte er die Reiter die Treppe herauf kommen, die zu ſeiner Schlafkammer führte, und noch ſtand er zitternd und unentſchloſſen auf dem Soller. Jetzt waren ſie in dieſem benachbarten Gemache, und nun gab ihm die nahe Todesgefahr einen Entſchluſs ein, den er ohne weitern Zeitverluſt, und ohne zu wiſſen, was er that, mit der gröſsten Geſchwindigkeit ausführte. Er flieg zu dem einen Fenſter hinaus, und klimmte, vor Angſt und Bangigkeit an allen Gliedern zitternd, an dem Dache hinan.

Unterdeſſen ſtand der Müller mit den Engländern in der bewuſsten Kammer, und blickten ſtaunend einander an. Bald aber entdeckten ſie die aufgebrochenen Breter, und bedienten ſich insgeſammt,

wie Eduard, dieſer Offnung zum Durchgange. Auch der Söller war leer. Das ganze Haus wurde nun durchſucht. Da ſie aber nirgends den Prinzen fanden, waren alle einmüthig der Meinung, er ſey vom Söller herab entkommen, oder gar zum Fenſter hinaus geſprungen; und von der Hoffnung belebt, ihn noch irgendwo anzutreffen, beſtiegen die Reiter wieder ihre Roſſe, theilten ſich, und jagten nach allen vier Himmelsgegenden auf und von dannen.

Unſer Prinz konnte bey dieſem Anblicke ſeinen Augen nicht trauen. Lange zweifelte er, ob er wirklich unentdeckt geblieben ſey. Endlich ermannte er ſich, und flieg wieder zum Fenſter hinein. Nun lauerte er bis alles in der Mühle ruhig ward, ſchlich ſodann die Treppe hinab, verſuchte die Thür zu öffnen; ſie ſprang auf, und er war wieder gerettet.

Unter mancherley ſolchen Gefahren,

Kummer, Angſt und Beſchwerden war der Sommer ſchon über die Hälfte verſtrichen, und Prinz Eduard, der jetzt beynahe ſchon drey Monathe lang in Schottlands Wüſten umher irrte, ſah kein anderes Ende ſeiner Leiden, als bey einbrechendem Winter, vor Kälte erſtarrt, zu verſchmachten, und in kalte Luft ſeinen Geiſt auszuhauchen. Kein ſicherer Zufluchtsort war für ihn zu hoffen, da er ihn nicht ſuchen konnte: und ſeine Freunde waren ſelbſt in Gefahr; wie durfte er alſo auf ihren Beyſtand rechnen.

Einſt, als er mit ſolchen traurigen Betrachtungen beſchäftiget, im Schatten der Nacht umher geſtrichen war, und, wie gewöhnlich, bey aufgehender Sonne ins Gebüſch ſich verbarg, hörte er den Hufſchlag eines Pferdes. „Einer von deinen Verfolgern!" dachte er, und begab ſich tiefer ins Geſträuch. Das Pferd kam näher, und unausſprechlich groſs war Edu-

ards Entzücken, als er durch die seitwärts gebogenen Äste, Statt des vermeinten Verfolgers, einen seiner treuesten Freunde, den Lord Oneil erblickte.

Dieser Lord war einer aus der Anzahl der braven Irländer, die den Prinzen von Paris nach Schottland begleitet, die alle Gefahren seines Feldzuges mit ihm getheilt hatten, und die jetzt gröfsten Theils, wie Eduard und alle seine Anhänger, unstät und flüchtig in Wüsten und Wäldern umher streiften. Rastlos forschte dieser Edle, sein eigenes Leben nicht achtend, schon Monathe lang nach unserm Helden. Gleich ihm war er unzählige Mahl in Gefahr aufgefangen, und in Fesseln geschmiedet, nach London geliefert zu werden, wo schon mancher von Eduards Freunden, unter des Henkers Händen sein Leben verblutete, und mancher noch im finstern Kerker dem Blutgerüste entgegen reifte. Ihn aber hatte die

Vorſehung zu des unglücklichen Prinzen Troſt und Rettung erkohren, und als ihr auserwähltes Ruſtzeug mit mächtigem Arme geſchützt und erhalten.

Auſser ſich vor Freuden, vermochte Eduard kaum zu faſſen, daſs dieſer Reiſende in der That ſein theurer Oneil wäre. „Biſt du es?" rief er endlich, da dieſer ſchon bald bey ihm vorüber war, „biſt du es wirklich?" und trat aus dem Gebüſche hervor.

Oneil ſprang vom Pferde, da er die wohlbekannte Stimme deſs, den er ſuchte, hörte; aber ängſtlich ſchauderte er zurück, da er eine hagere, leichenähnliche Bettlergeſtalt aus dem Gebüſche hervor treten ſah. „Seyd ihr es, Prinz?" ſprach er mit zitternder Stimme. „Seyd ihr es ſelbſt, oder iſt es euer Geiſt, der raſtlos noch auf dieſer Welt herum irrt?"

Eduard warf ſich mit Thränen in ſeines Freundes Arme. „Das," rief er,

„theurer Onell, das iſt aus mir geworden!"

„Gott iſt gerecht!" verſetzte Onell; „er ſey gelobt, daſs ich euch endlich gefunden habe! Ich weiſs für euch einen ſichern Aufenthalt; dahin laſst uns flüchten, ehe noch die Sonne in vollem Glanze am Horizonte ſteht!"

„Alles, was du willſt!" erwiederte Eduard, und drückte aufs neue den wiedergefundenen Freund an ſeine Bruſt, „alles iſt mir gleich! mein Elend kann nicht gröſser werden; und ich habe dich ja wieder."

Ohne Zeitverluſt ſetzten ſich nun Beyde auf das Roſs, und Onell erzählte dem Prinzen, daſs dieſer ſichere Aufenthalt die letzte Inſel auf der nordweſtlichen Seite wäre; daſs er einen Fiſcher durch Geld dahin gebracht hätte, ihm ein Both zu überlaſſen, und daſs er gedächte, auf dieſem Fahrzeuge ſonder Gefahr die Überfahrt wagen zu können.

Der Prinz liefs sich alles gefallen, und alles ging trefflich von Statten. Ungesehen kamen sie an die Küste, unbemerkt schifften sie sich ein, und ungestört landeten sie gegen Abend auf der kleinen Insel Stornai.

Onell ersuchte den Prinzen, so lange am Ufer zu verweilen, bis er ein sicheres Quartier ausgekundschaftet hätte; aber in kurzer Zeit kam er athemlos und erschrocken zurück.

„Wir sind verloren," sprach er, „wenn man uns hier entdeckt. Ein ganzes Corps von den Truppen des Herzogs von Cumberland hält sich seit gestern auf dieser Insel auf. Wir müssen uns verbergen, und morgen bey anbrechendem Tage wieder in die See gehen."

Ein nahe gelegener Sumpf diente ihnen jetzt zum Zufluchtsorte. Hierin verbargen sich die beyden Unglücklichen, und vertrieben sich durch wechselseitige

Erzählungen der vielen ausgeſtandenen Fährlichkeiten Zeit, Beſchwerde und Angſt. Der Schlaf überraſchte ſie Arm in Arm, und die Morgenröthe fand das treue Brüderpaar noch feſt umſchlungen bey einander. Frohlich und geſtärkt erwachten ſie, und ohne zu wiſſen, wohin ſie nunmehr ſchiffen ſollten, ſtiegen ſie wohlgemuth in ihr kleines Fahrzeug, und ruderten friſch von dannen.

Der Himmel war heiter, die See ruhig, und ehe noch die Sonne ihren erſten Strahl auf die beyden Freunde warf, waren ſie ſchon weit von Stornai entfernt. Kaum aber war es völlig Tag geworden, als ſich ein Schauſpiel vor ihren Augen eröffnete, das Muth und Fröhlichkeit aus beyder Seele raubte. Unſere Seefahrer erblickten eine engliſche Flotte, die in vollem Laufe heran gefegelt kam.

Hier war an keine Rettung zu gedenken. Der einzige Troſt, der dem Unglücks-

paare blieb, war die traurige Möglichkeit, unter zweyerley Todesarten zu wählen: entweder in die Hände ihrer Feinde sich zu überliefern, oder freywillig zwischen die nahen Felsen zu stranden.

Die Schiffe kamen indeſs näher, und der Rath der Verzweiflung wurde befolgt. Die beyden Unglücklichen wagten — was nicht mehr zu erhalten möglich schien — ihr Leben, steuerten auf die Klippen los, und setzten sich glücklich auf den Strand. Nun zogen sie ihr Both hinter einen Felsen, und erwarteten angstvoll das Vorübergehen der englischen Flotte.

Sie waren nicht bemerkt worden, und blieben auch jetzt unentdeckt. Die Schiffe kamen und segelten schnell vorüber. Aber nun stellte sich der Tod in einer noch furchtbarern Gestalt vor ihre Augen: sie waren in Gefahr vor Hunger zu sterben. Oneil hatte sich in der Geschwindigkeit nur mit wenig Brot auf Stroh

verſehen können. Die Hälfte davon war, während ihres dafigen Aufenthaltes, ſchon verzehret worden, und der Reſt hatte ihnen dieſen Morgen zum Frühſtücke gedient. Mit gierigen Blicken forſchten jetzt beyde auf den nackenden Klippen umher, und ſuchten und ſpähten, ob ſie nicht etwas zur Friſſung ihres jammervollen Lebens aufzufinden vermöchten.

Eduard erblickte endlich einige Fiſche, die, entweder von verſchlagenen Seeleuten hinterlaſſen, oder als todt von der See ausgeworfen, auf einem benachbarten Felſen lagen. Eiligſt klimmte er hinzu, und eroberte ſie; eine ekle Speiſe, faul und vermodert; doch unſerem Helden, der ſchon wieder ſeit langer Zeit nichts, als ſchwarzes Brot zu ſich genommen hatte, gewährten ſie eine leckere Mahlzeit. Onell hatte zum Glück noch etwas gebranntes Waſſer vorräthig, und auf dieſe Weiſe waren die beyden Un-

glücksgefährten im Stande, ihre dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, bis es ihnen endlich nach unſäglicher Mühe gelang, ihr Fahrzeug wieder ſchiffbar zu machen, und in Hoffnung beſſerer Zeiten in die See zu ſtechen.

So war der Tod ſtets genöthiget, unſern Helden, als eine ſchon gewiſſe Beute, dahin zu geben, und ihn unbeſchädigt den Armen ſeines Schutzgeiſtes zu überlaſſen.

Ohne weitere Unfälle langten jetzt unſere beyden Seefahrer auf der Inſel Wiſt an, dem nähmlichen Orte, wo ſie, aus Frankreich kommend, Schottlands Küſten zuerſt beſtiegen. Hier fand der Prinz viele von ſeinen getreuen Schotten, die alle Gefahren des Krieges mit ihm getheilet hatten, und nach jener unglücklichen Schlacht verzweiflungsvoll in ihren jämmerlichen Aufenthalt wieder zurück geflohen waren. Sie kannten ihren Heerführer in ſei-

nem kläglichen Zuſtande nicht mehr; aber dieſer näherte ſich ihnen freundlich, und ſprach:

„Kinder, erinnert ihr euch nicht mehr des Mannes, der euer Elend zu mindern verſprach?" —

Beſtürzt ſtarrten ſie ihn auf dieſe Worte an, und ſeine Stimme, ſeine zwar entſtellten, doch nicht ganz unerkenntlichen Züge riefen nach und nach das Andenken ihres geliebten Prinzen Eduard in ihre Seele zurück.

„Seyd ihr es, Prinz?" riefen einige; „ſeyd ihr es?"

Der Prinz. Ja, ich bin es — bin der unglückliche Eduard, der ſchon dem Throne ſo nahe ſtand, und nun wie ein Flüchtling, ein Bettler umher ſchweifen muſs!

Die Schotten. Nimm alles hin, was wir haben! Gern wollen wir für dich arbeiten; und uns reich und glücklich dünken, daſs unſer König bey uns iſt.

Der Prinz. Brave Männer! dafs eure Treue so schlecht belohnt werden mufste! dafs ich euch nicht in besseren Zustand versetzen konnte!

Die Schotten. Das thust du, wenn du bey uns bleibst. Kehre ein in unsre Hütten; wohne unter uns; ruhe aus von deinen Mühseligkeiten!

Der Prinz. Ja, Kinder, ich will bey euch wohnen, will mit euch arbeiten, euer König — euer Freund — euer Vater seyn, will für euch sorgen, für euch bethen. Verstattet mir mit diesem meinen und euern Freunde, ohne dem Eduard vielleicht nicht mehr wäre — verstattet uns einen Zufluchtsort, wo wir vor allen Gefahren sicher seyn. —

Alle stritten sich nun um den Vorzug, den Prinzen in ihre Hütte zu führen. Eduard entschied.

„Bey dem Altesten von euch will ich wohnen." sprach er, und alle schwiegen.

Ein Greis, der den Prinzen bisher nur mit flummer Rührung betrachtet hatte, trat jetzt aus der Mitte der verfammelten Schotten, beugte ſich zur Erde, und ſprach:

„Sey mir in meiner geringen Hütte willkommen, Herr! Befehl über mich, und über alles, was ich habe! —

Nun begleitete der ganze Haufe Eduard und ſeinen Gefährten zu der Wohnung des Alten. Hier nahmen dieſe etwas Speiſe zu ſich, und begannen ſodann der um ſie her ſtehenden Menge ihre ausgeſtandenen Gefahren zu erzählen. Die Schotten konnten ſich an den vielen Wunderbegebenheiten nicht ſatt hören. Schon brach die Nacht ein, und noch immer lauerten ſie mit offenem Munde auf neue Geſchichten. Endlich vermahnte ſie der Greis, den beyden Unglücksgefährten die Ruhe zu vergönnen. Sie gehorchten. Aber den folgenden Tag waren ſie wieder in aller Frühe verſammelt. Eduard und ſein

Freund fingen ihre Erzählungen von neuem an, beantworteten mit Gefälligkeit jede einzelne Frage ihrer Zuhörer, und unter solchen Gesprächen vergassen die gutmüthigen Einwohner der Insel Wiß Dürftigkeit und Elend.

Doch unser Held sollte auf Schottlands Küsten nirgends lange Zeit Ruhe finden. Schon am dritten Tage kamen noch vor Sonnen Aufgang einige Schotten athemlos zu des Alten Hütte gelaufen, und meldeten ihm, dass so eben ein ganzer Schwarm Engländer angelangt wäre, der den Prinzen überall zu suchen anfinge.

Eduard lag noch auf seinem Lager, aber der Schlaf war schon von seinen Augen gewichen, und er vernahm deutlich, was vor der Hütte gesprochen wurde. Eben wollte er seinem Gefährten erwecken, und ihm die fürchterliche Mähre mittheilen, als schon sein Wirth ängstlich und verlegen herein trat.

„Prinz," sprach er mit bebender Stimme, „ihr seyd verrathen! Man sucht euch überall auf dieser Insel. Ihr müßt euch eiligst mit eurem Freunde verbergen!"

„Wohin?" versetzte der Prinz.

„Folgt mir!" erwiederte der Greis; „Noch sind sie jenseit. Ihr könnt noch sicher an einen Ort gelangen, wo sie euch gewiss nicht suchen werden."

Oneil war bey den ersten schrecklichen Worten des Alten erwacht, und machte sich jetzt, in möglichster Geschwindigkeit mit dem Prinzen bereit, den Rath des Wirthes zu befolgen. Dieser nahm Brot und ein Gefäss voll Wasser in die Hand, und ging schweigend voran.

Er führte die beyden Verfolgten durch eine entfernte Wildniss, über einen Hügel hinweg, an dessen Fusse sich auf der andern Seite eine Höhle befand, deren Eingang mit wildem Gesträuche verwachsen, und so dem Auge jedes Fremden

unerforſchlich war. Mit der groſsten Behuthſamkeit trennte der Alte die verſchlungenen Äſte des Gebüſches von einander. Eduard und Onell wanden ſich dicht hinter ihm drein, und endlich erblickten ſie den Eingang der Höhle.

„Hier," ſagte der Greis, „ſeyd ihr ſicher! Wagt euch aber nicht heraus, bevor ich nicht wieder bey euch bin! So bald die Engländer wieder von dannen ſind, hohle ich euch ab. Und ſollten ſie den Tag über auf unſerer Inſel verweilen, ſo komme ich bey Nachtzeit zu euch."

Mit dieſen Worten gab er ihnen das mitgenommene Brot und Waſſer, und eilte ſo ſchnell, als möglich, wieder zurück.

Der Prinz und ſein Freund traten nun in die Hohle hinein. Kalter Schauer durchbebte ihre Glieder. Dichte Finſternis umgab ſie. Ein ſchwacher Schimmer, der durch den ſchmalen, von Büſchen verdämmerten Eingang herein brach, ver-

doppelte die Schrecken des öden Aufenthaltes. Fürchterlich tönte der hohle Wiederhall mit lauterer Stimme ihre Seufzer zurück, und jede ihrer Klagen schallte dreyfach kläglicher aus dem tiefen Gekläfte hervor.

Da lagen nun die beyden Unglücklichen auf einem harten Steine, zitternd vor Frost, schrecklich gefoltert von Sorgen und Jammer. Der furchtbare Ort hatte ein heimliches Grauen in ihre kummervolle Seele geflößt; zweyfach groß sahen sie daher die Leiden der Vergangenheit, zweyfach marternd schwebten die Bilder einer hoffnungslosen Zukunft vor ihren Augen. Erst allmählig fingen sie an, mit den Schrecken ihrer Wohnung vertrauter zu werden; erst allmählich goß wieder der Elenden dienstbare Trösterinn, die wohlthätige Hoffnung, ihren erquickenden Balsam in beyder verwundete Herzen. Gestärkt wagten sie es nun endlich wieder

freyer und froher um sich her, und in die zukünftigen Zeiten zu blicken. Hunger und Durst lockten sie jetzt zum armseligen Mahle, und sorgenloser verzehrten sie die Speise und den Trank, womit sie die Gutherzigkeit des redlichen Alten versehen hatte.

Der Tag war nunmehr bald verstrichen, und der Greis erschien noch nicht. Der schwache Schimmer am Eingange der Höhle wurde grauser und grauser; endlich verlosch er gänzlich. Noch einige Stunden, und der Greis erschien.

„Wo seyd ihr?" rief er, und aus dem Hintergrunde der Grotte erscholl es gräßlich: Wo seyd ihr?

Onell antwortete, und tappte im Finstern nach der Öffnung zu. Endlich fasste er des Alten Hand, und fragte ihn, ob die Engländer fort wären.

„Noch nicht," erwiederte der Greis; „ich hoffe aber morgen. Hier sind wieder

frische Lebensmittel! Und wenn euch Leben und Freyheit lieb sind, so verhaltet euch noch kurze Zeit ruhig!"

Der Greis ging wieder, und versprach, morgen, so bald die Truppen nur fort wären, sie abholen zu kommen.

Vor Kälte erstarrt, fand der Morgen die beyden Unglücklichen auf ihrem harten Lager. Seufzer waren ihre wechselseitigen Morgengrüsse; und das elende von Thränen benetzte Brot, gab ihren entkräfteten Körpern keine Stärkung. Peinlich langsam schlich für sie die Zeit vorüber; und ihr brennendes Verlangen, bald aus dem gegenwärtigen, kalten, furchtbaren Aufenthalte befreyt zu seyn, verlängerte ihnen noch die zögernden Stunden.

Der Alte kam nicht; und doch hatte er sie abzuholen versprochen. Endlich erschien die sehnlichst gewünschte Nacht, und mit ihr der sehnlichst gewünschte Alte.

„Sie sind, leider, noch nicht fort!" sprach

er; „morgen, hoffen wir, werden sie sich wieder einschiffen."

Eduard ward jetzt ungeduldig. „Hier müssen wir umkommen!" rief er halb zornig. „Nehmt uns mit, und verbergt uns in eure Hütte!

„Lieber Herr!" erwiederte der Greis, „das ist ohne der grösten Gefahr nicht möglich. Meine Hütte, und die Hütten aller meiner Landsleute sind hierzu zu klein; denn täglich werden alle unsere Wohnungen genau durchsucht. Habt nur noch bis morgen Geduld; dann seyd ihr gewiss erlöset!"

Der Prinz sann die ganze Nacht hindurch, wie er aus diesem traurigen Aufenthalte entkommen möchte, und fasste endlich den Entschluss, mit seinem Freunde wieder in die See zu gehen. Oneil war entschlummert, und das Echo schnarchte furchtbar mit ihm um die Wette. Zitternd vor Kälte wagte es Eduard, aus der Höh-

le zu treten; aber das wilde Gebüsch, womit dieselbe rings umgeben war, und die Furcht, in der Finsternifs den Eingang zu verlieren, zwangen ihn, bald wieder zurück zu kehren.

Endlich verkündete der zunehmende Schimmer, der durch die Öffnung der Höhle herein fiel, das Kommen des Tages, und Onell erwachte. Der Prinz entdeckte ihm sogleich den gefafsten Entschluls. Onell war der nähmlichen Meinung, hielt aber für rathsam, noch ein Mahl die Nacht und den Alten zu erwarten. Eduard wollte von keinem Aufschube hören. Da ihm aber jener vorstellte, dafs dann erst ihr Vorhaben mit Sicherheit auszuführen sey, und ihm die Unmöglichkeit zeigte, ohne Führer ihr Both zu finden: so gab er sich endlich drein, und harrte sehnsuchtsvoll auf die Losung zur Freyheit.

Onell gab noch im Stillen der Hoff-

nung Raum, die Engländer würden sich einschiffen, und der Greis werde sie abholen kommen. Aber der Tag ging vorüber, ohne dafs der Alte kam; und das Verlangen des Prinzen wurde mit jedem Augenblicke heftiger. Die Nacht erschien endlich: und endlich erschien auch der Greis.

„Sie sind noch nicht fort," sprach er voll Verdrufs; „und weifs der Himmel, wenn sie wieder an ihre Abreise gedenken werden. Wir haben beynahe kein Brot auf der ganzen Insel mehr; kaum, dafs ich euch noch etwas bringen konnte."

Eduard. Freund! wir wollen euch nicht länger beschwerlich fallen. Hier müssen wir endlich Gesundheit und Leben verlieren. Unser Entschluss ist gefafst: wir gehen wieder in die See. Bringt uns zu unserm Bothe, und habt Dank für alle eure Sorgfalt!

Greis. Nein, Prinz! Ich bitte euch,

habt nur noch einen, oder höchſtens ein Paar Tage Geduld: ſie werden ſich doch endlich einmahl entfernen müſſen, und dann ſeyd ihr auf immer bey uns ſicher.

Eduard. Auf immer? — Lieber Alter, das iſt eine groſse Frage! Bey guter Zeit würden wir uns vielleicht wieder in dieſe Höhle verbergen müſſen. Nein, Freund! wir ſind feſt entſchloſſen, dieſen gräſslichen Ort zu verlaſſen. Erfüllt alſo unſere letzte Bitte; bringt uns zu unſerem Bothe.

Greis. Aber, wo wollt ihr hin? die Inſeln in dieſer Gegend ſind gröſsten Theils unbewohnt; denn Niemand kann ſeinen nöthigen Unterhalt auf ihnen finden.

Eduard. Deſto ſicherer werden wir da ſeyn. Und können wir nicht da leben, ſo kommen wir wieder zu euch.

Greis. Nun, wie es euch beliebt! Ich hab' es euch zuvor geſagt. — Aber meine Landsleute werden ſehr unzufrie-

den mit mir seyn, dafs ich euch fortgelassen habe.

Eduard. Sage ihnen, dafs es mein Wohl erfordert habe; dafs ich ihnen allen vielmahls für ihre Liebe danken liesse, und dafs ich hoffte, sie noch einst glücklich wieder zu sehn. —

Nun führte der Greis den Prinzen mit seinem Gefährten an das Ufer zu ihrem Bothe, gab ihnen noch das wenige Brot und Wasser, das er in die Höhle mit gebracht hatte, in das Schiff hinein, und sprach sodann, als sie sich bereit machten, vom Lande zu stofsen:

„Lebt wohl! fahrt glücklich, und vergesset eure armen treuen Schotten nicht!"

„Gottes Lohn!" rief der Prinz mit Thränen, „Gottes Lohn für eure Liebe!" und das Both flog von dannen.

Jetzt waren unsere beyden Unglücksgefährten wieder auf der offenen See, sahen bey dem geringsten Ungewitter ih-

ren unvermeidlichen Untergang vor Augen, mufsten, unkundig des Weges, den sie fuhren, bey der finstern Nacht jeden Augenblick fürchten, auf eine Klippe zu stofsen, und so den Tod in den Wellen zu finden; aber ihr an Verzweiflung grenzender Muth liefs sie das alles nicht achten. Ohne zu wissen, wohin, segelten sie aus allen Kräften weiter, und ein günstiger Wind trieb ihr kleines Fahrzeug, durch das Dunkel der Nacht, über die ruhigen Fluthen hinweg.

Der Tag schimmerte, und man glaubte Land zu sehen. Die Sonne stieg empor, und man hatte sich nicht geirrt.

Unsere Seefahrer landeten. Aber bald entdeckten sie, dafs ihr Unstern sie auf eine Insel verschlagen hatte, die seit undenklicher Zeit von keines Menschen Fufse war betreten worden. Vergebens forschten beyde hier nach Nahrungsmitteln. Kein Thier liefs sich auf dieser Ein-

öde erblicken; keine nahrhafte Pflanze ſchoſs aus dem unfruchtbaren Erdreiche ihre Sproſſen empor. Überall nichts, als Sand und Steine; überall nichts, als falbes, erſtorbenes Unkraut. Keine Hohlung, die ihnen zum nächtlichen Aufenthalte dienen konnte, fanden ſie am nackenden Felſen; kein Reis, kein Spänchen Holz, womit ſie bey den kalten Abenden und Nächten eine wärmende Flamme unterhalten könnten, erſpaheten ihre Augen. Kurz, hier muſsten Eduard und Oneil dem jammervollſten Lebensende entgegen harren, oder in aller Eile ſich wieder einſchiffen, und ihrem Schickſale überlaſſen, ob es ihnen anderwärtig einen beſſeren Zufluchtsort verſtatten würde.

Das Letztere wurde gewählt, und ihr Both ſchwamm, ſtets noch von günſtigem Winde getrieben, immer weiter von dannen.

Das wenige Brot, das ihnen der gü-

Alte auf die Reife mitgab, war bald verzehrt, und mit Entſetzen ſahen die beyden Unglücklichen aufs neue dem ſchrecklichen Tode des Hungers entgegen. Oft waren ſie im Begriffe, nach Wiſt umzukehren; aber die Furcht, bey ihrer Ankunft daſelbſt den Engländern vor Geſicht zu kommen, erkannt und gefangen genommen zu werden, überwog bey weitem die Schrecken der Vorſtellung vor Hunger zu ſterben; und feſt entſchloſſen blieben ſie, lieber in den Wellen das Ende ihrer Leiden zu ſuchen, als ſich ſelbſt den Feinden zu überliefern, oder ſchauerlich langſam zu verſchmachten.

Schon neigte ſich der Tag, und noch waren ſie auf der See. Schon ſank die Sonne in die feurigen Fluthen, und noch erblickten ſie, ſo weit ihre Augen reichten, nichts als Luft und Waſſer. Raſtlos ruderten ſie weiter. Jetzt war es Nacht. Kraftlos überliefsen ſie endlich ihr Fahr-

zeug dem Willen des Windes. Ein ſanfter Schlummer überraſchte ſie.

Eduard erwachte zuerſt. Der Tag fing eben an zu dämmern, und ſieh! das Both fuhr langſam an einem Ufer hinunter. Eduard ſah, rieb ſeine Augen, ſah wieder, und es war wirklich ſo. „Land! Land!" ſchrie er freudig. Onell fuhr ſchnell empor, blickte erſtaunt um ſich her, und verliefs, Gott dankend, mit dem Prinzen den Nachen.

Ungewiſs, ob das neue Land nicht wieder eine ſolche wüſte Inſel, wie die erſt geſtern verlaſſene, wäre, irrten nun unſere Seefahrer am Ufer umher, und ſahen mit Verlangen dem Aufgange der Sonne entgegen. Sie ſtieg endlich empor, und mit brennender Begierde fingen beyde ſogleich ihre Unterſuchungen an.

Sie bemerkten bald, dafs ſie ſich auf keiner ganz unfruchtbaren Inſel befanden. Kräuter und Stauden trieben luſtig allent-

halben Sproſſen und Zweige in die Höhe. Noch einige Schritte, und ſie entdeckten zu ihrem innigſten Vergnügen die Fuſsſtapfen von Menſchen. Entzückt wies ſie einer dem andern. Bald aber wurde ihre groſse Freude durch trübe Gedanken heftig vermindert.

„Könnten dieſe Fuſsſtapfen nicht auch zurück gelaſſene Denkmähler von dem ehemahligen Hierſeyn eines Schiffers, oder ſonſtigen Seefahrers — könnten ſie nicht vielleicht gar Zeichen von der Gegenwart unſers geſchäftigen Feindes ſeyn?"

So dachten ſie, und die letztere Vorſtellung beunruhigte beyde gewaltig; doch faſsten ſie Muth, und gingen den Fuſsſtapfen nach.

Die Spur verſichtbarte und vervielfältigte ſich immer mehr und mehr. Jetzt glaubten ſie die eingedruckten Hufe eines Roſſes wahrzunehmen. Sie unter-

ſuchten, und es war wirklich ſo. Ein ſchrecklicher Donnerſchlag für unſere Seefahrer: denn nun wähnten ſie ſattſame Gewiſsheit zu haben, dafs ſie auch auf dieſer Inſel von engliſchen Reitern geſucht würden. Lange ſtanden ſie, blickten zweifelhaft einander an, und ſchienen ſich ſtille ſchweigend zu berathen, ob ſie ihren Weg fortſetzen, oder ſich lieber dem Hungertode auf offener See in die Arme werfen ſollten? Die Möglichkeit, dafs die engliſchen Truppen gegenwärtige Inſel wieder verlaſſen haben könnten, richtete endlich aufs neue ihren geſunkenen Muth empor, und ſie gingen mit reger Vorſicht weiter.

Jetzt waren ſie den Fufsſtapfen bis zu einem Hügel gefolgt. Die Spur ſchlang ſich um den Hügel herum in ein Thal hinab. Unſere Wanderer ſchritten der Bahn nach, und ein herrlicher Schauplatz eröffnete ſich vor ihren Augen. Das Thal, an deſſen Eingange ſie ſtanden, war — wie ſie

vermuthet hatten — keine Wildniſs, keine unwirthbare Heide, war die gefälligſte Aue, mit friſchem Grüne bekleidet, von einem hellen Bache durchwäſſert, und rings umher mit Bäumen und Sträuchen beſetzt.

Die beyden Unglücklichen weideten ſich lange Zeit mit ſtillem Entzücken an dem lachenden Gefilde, flogen ſodann eilig den ſchlangenförmigen Pfad hinab, und warfen ſich, lechzend vor Durſt, an die lockende Quelle. Matt und müde prieſen ſie hier den Schöpfer, der das Thal zu ihrer Ruhe, die Quelle zu ihrer Stärkung ſo herrlich bereitete, labten ſich an dem wohlſchmeckenden, erquickenden Waſſer, und dachten nicht mehr an die vorhin erwähnten, eingebildeten Gefahren.

Des drückenden Bedürfniſſes waren ſie nun ledig; aber ein nicht minder dringendes heiſchte jetzt mit deſto ſtärkerer Gewalt ſeine Befri digung. Der Hunger,

zweyfach durch das Quellwaſſer erregt, begann nunmehr fürchterlich auf unſere Reiſenden zu wirken. Und eben waren ſie im Begriffe, Bäume und Hecken zu durchſuchen, um durch Beeren oder Früchte den wüthenden Gaſt zu beſänftigen, als ſie auf einmahl durch ein entferntes Geräuſch aufgeſchreckt, und durch die ſonderbarſte Erſcheinung überraſchet wurden.

Zwey Reiter kamen durch das Gebüſch, womit der Hintergrund des Thales umſchloſſen war, feyerlich langſam einher geritten. Eduard und Onell zitterten. Die Reiter lenkten, und naheten ſich ihnen. Der eine war auffallend ſeltſam gekleidet; Eduard und Onell hafteten ſtarr ihre Augen auf ihn. Er näherte ſich, und — es war eine Dame. Jung und blühend ritt ſie einher, ſchön von Geſicht und Figur, doch ſchöner noch von Anſtand und Sitten. Der zweyte Reiter war ihr Diener.

Da ſtand nun unſer Held mit ſeinem Freunde: beyde in zerriſſenen, ſchmutzigen Kleidern, beyde von Hunger verzehrt und gebleichet; beyde zweifelhaft, ob ſie fliehen, oder die Dame erwarten ſollten. Erſtaunen hielt ſie, wie verſteinert am Boden feſt; Furcht, dieſe Dame möchte eines Patrioten Gemahlinn ſeyn — möchte ihre Verrätherinn werden, ließ ſie zu keinem Entſchluſſe gelangen.

Die Dame kam indeſſen immer näher und näher. Bald war es unmöglich, ihr auszuweichen.

„Wir wollen ſie anreden!" ſprach jetzt Eduard gefaſst. „Vielleicht iſt ſie weiches Herzens: vielleicht flößt ihr unſer Zuſtand Mitleiden ein!" —

Der Prinz ging voran. Onell folgte. Die Dame hatte ſie ſchon bemerkt, und kam dicht an ſie heran geritten. Eduard und ſein Gefährte grüßten ſie ehrerbiethig. Die Dame erwiederte mit freundli-

cher Herablaſſung ihren Gruſs, hielt ihr Pferd an, und nun begann folgendes Geſpräch.

Die Dame faſste den Prinzen ſcharf ins Auge, und fragte ſodann anſcheinend erſtaunt und bedenklich:

„Woher, guter Freund?"

Der Prinz. Von Wiſs, Lady.

Die Dame. Und was ſuchet ihr mit euerm Gefährten hier?

Der Prinz. Verlorne Freunde.

Die Dame. Wer ſeyd ihr?

Der Prinz. Ehemahls Soldaten — jetzt Bettler.

Die Dame. Von Prinz Eduards Armee?

Der Prinz. Wir dienten keinem Prinzen.

Die Dame. Alſo dem Könige?

Der Prinz. Dem Könige und uns ſelbſs.

Die Dame. Ihr ſeyd Britten!

Der Prinz. Vor Zeiten waren wir es; jetzt sind wir Unglückliche.

Die Dame schwieg lange Zeit; aber ihr Blick, der starr auf Eduard gerichtet blieb, wurde wärmer und wärmer. Der Prinz fing an in Verlegenheit zu gerathen. Oneil schien nicht bemerkt zu werden, und stand seitwärts, den Hut, wie Eduard, in der Hand haltend.

„Ihr kommt von Wist?" hob endlich die Dame wieder an. „Habt ihr nichts von Prinz Eduard gehört? er soll sich auf dieser Insel aufhalten?"

Der Prinz. Man sagt es, Lady.

Die Dame. Und zwar in der Kleidung eines Bettlers!

Der Prinz. Für gewiss kann ich es nicht ausgeben.

Die Dame. Ich bin seinetwegen sehr besorgt, ob ich gleich selbst nicht ausser Gefahr lebe.

Der Prinz. Ihr in Gefahr, Lady? —

Die Dame. Warum ſetzt euch das in Verwunderung? Wiſst ihr nicht, daſs jetzt die Freunde des Hauſes Stuart allenthalben verfolgt werden?

Der Prinz. Ihr eine Freundinn des Hauſes Stuart? — Euren Nahmen, Lady!

Die Dame. Macdonal.

Der Prinz und Oneil (zugleich.) Lady Macdonal? —

Oneil (allein.) Hier ſteht Prinz Eduard!

Lady Macdonal. Wie? — Alſo trog mich meine Ahndung nicht? Alſo ſeyd ihr wirklich Eduard?

Der Prinz. Ja, theure Lady, ich bin es! bin der unglückliche Eduard, der unſtät und flüchtig ſchon Monden lang umher irrt, der nirgends einen Aufenthalt findet, wo er den Verfolgungen ſeiner Feinde nicht ausgeſetzt wäre! Aber unendlich groſs iſt meine Freude, euch, Lady Macdonal, hier anzutreffen — euch,

meine eifrigſte Freundinn — euch, die ihr während meines Feldzuges ſchon ſo viel für mich thatet. Wohl mir! daſs ich euch endlich kennen lerne. Wohl mir! daſs ich euch endlich danken kann.

Lady Macdonal hatte indeſſen ihr Pferd verlaſſen. Jetzt warf ſie ſich zu des Prinzen Füſsen, küſste den Saum ſeines Kleides, und rief:

„Sey mir willkommen, edler Prinz! Nimm an die Huldigung deiner treuen Dienerinn, die ſich glücklich ſchätzt, zu deinen Füſsen zu liegen, den Saum deines Kleides zu küſſen, und deren heiſseſter Wunſch ſtets bleiben wird, Britanniens Zepter in deiner Hand zu ſehen! Geſegnet ſey mir die Stunde, worin ich dich, theurer Märtyrer, erblicke! ſie iſt die ſeligſte meines Lebens. Alle Gefahren, alle Schrecken, alle Sorgen dünken mir jetzt nur Kleinigkeiten — dünken mir nur geringe Preiſe, wofür ich

die Wonne dieſer Augenblicke erkaufet habe!" —

Thränen ſtürzten bey dieſen Worten aus den Augen der Lady. Vergebens waren Eduards Bemühungen, ſie von dem Boden empor zu richten. „Laſst mich!" ſo ſprach ſie, und ſchlang ihre Arme feſt um ſeine Knie, laſst mich eure Füſse mit meinen Thränen benetzen! ſie ſind alles, was ich euch für jetzt zum Opfer darzubringen vermag."

Eduard, innigſt gerührt, vereinigte ſeine Thränen mit den ihrigen: auch Oneil weinte, und eine ſchmerzhafte Pauſe folgte auf die gefühlvolle Scene.

Lady Macdonal ſtand endlich auf, betrachtete mit innigſter Wehmuth den Prinzen, und rief, die Hände ringend:

„Das iſt eines Königs Sohn! — Prinz," fuhr ſie ſchmerzhaft fort, „wie unglücklich iſt Macdonal, daſs ſie euer Elend nicht vermindern kann — daſs ſie ſelbſt

ohne ſicheren Aufenthalt umher irren muſs! — Doch nein! Ich will das Aeuſſerſte wagen, und will ſtolz darauf ſeyn, mein Leben dem Dienſte des rechtmäſsigen Königs der Britten weihen zu dürfen. Ich gehe ſogleich Freyſtatt und Sicherheit für euch zu ſuchen: ich will ſie finden, oder mich ferner nicht würdig achten, eine Freundinn des Hauſes Stuart genannt zu werden!"

Eduard bath ſie dringend, ſich ſeinetwegen nicht ins Unglück zu ſtürzen.

„Ich thue meine Pflicht," ſprach ſie lächelnd. „Laſst mich handeln; Gott mag ſorgen! Für jetzt aber," ſetzte ſie hinzu, „will ich euch und eurem Freunde einen Ort anzeigen, wo ihr in ruhiger Verborgenheit ſo lange verweilen könnet, bis ich eine bequemere Wohnung auf einer der umher liegenden Inſeln ausgeſpähet habe."

Jetzt muſste Eduard, ſo ſehr er ſich

auch weigerte, der Lady Pferd beſteigen, Oheil das Roſs ihres Bedienten, und ſie ſelbſt ging zu Fuſse neben dem Prinzen her. Nach einer Viertelſtunde gelangten ſie zu einer Höhle, dem bisherigen Wohnorte der Lady.

„Hier," ſprach ſie, „ſeyd ihr vor allem Ungemache ſicher! Ein redlicher Bauer, der ſich mit noch einigen andern Landleuten jenſeit der Inſel aufhält, wird euch täglich beyde, ſo lange ihr hier ſeyd, mit Speiſe und Trank verſorgen."

Hierauf übergab ſie ihnen noch einen kleinen Vorrath von Brot und getrockneten Fiſchen, nahm den zärtlichſten Abſchied, und verſprach, daſs, ſo bald ſie würde einen beſſeren Zufluchtsort ausgekundſchaftet haben, ihr Diener ihnen ſogleich davon Nachricht überbringen ſollte. Dann ſchwang ſie ſich auf ihr Pferd, und ritt, von ihrem Diener begleitet, auf den jenſeitigen Theil der Inſel zu.

Nun wohnte wieder unſer Held mit ſeinem treuen Gefährten in einer Hohle. Doch war dieſe minder finſter, minder kalt und minder grauſig, als jene zu Wiſt. Auch durften ſie es hier wagen, im freyen Felde umher zu wandeln, und durch das nahe Gebüſch in das wohl bekannte, anmuthige Thal zu ſchlüpfen. Dort lagerten ſie ſich auf weichem Raſen an die labende Quelle, und ſchwelgten in ſüſſen Träumen von der bevorſtehenden Ruhe im Schooſse der Freundſchaft.

So lebten die beyden Unglücklichen einige Tage ſonder Gefahr und Sorgen; aber ihr eifrigſter Verfolger, der Hunger, liefs ihnen auch auf dieſem friedſamen Eilande keinen ungeſtörten Frieden zu Theile werden.

Der geringe Vorrath an Lebensmitteln, den ihnen Lady Macdonal zurück gelaſſen hatte, war bald zu Ende, und nun zwang ſie jener unerbittliche Menſchenfeind eine Koſt zu genieſsen, vor deren

bloſsem Anblicke ſie ſchon Ekel und Grauen überfiel. Der Bauer, der, während Lady abweſend war, den Prinzen und den Lord mit Nahrungsmitteln verſehen ſollte, brachte ihnen täglich ein holzernes Gefäſs mit Waſſer, worin ſich etwas weniges aufgelöſetes Gerſtenmehl befand. Und dieſe elende Nahrung ſollte ſie ſättigen; dieſer ekelhafte, ungekochte Brey ſollte ihren entkräfteten Körper neue Stärke verleihen! —

Seit dem Eduard des Lords Lovarnok Schloſs verlaſſen hatte, war ſeine Geſundheit von wunderbarer Dauer geweſen: allen Gefahren, allen Trübſeligkeiten, allen Beſchwerden, ſelbſt den angſt- und jammervollen Seereiſen ſchien ſie unerſchütterlich zu trotzen. Aber hier auf dieſer Inſel erlag endlich die geſchwächte Natur ſo vielem Elende.

Es war der fünfte Tag nach der beyden Unglücksgefährten Ankunft, als eine

ſchreckliche, gefahrvolle Krankheit den Prinzen niederwarf, und ſeinen getreuen Freund in nicht geringe Beſorgniſs verſetzte. Ein giftiger Ausſchlag bedeckte Eduards ganzen Leib, die äuſserſte Mattigkeit überfiel ſeine Glieder, peinliche Schmerzen folterten ihn.

Da lag der Königsſohn auf modrigem Strohe in der einſamen Höhle. Kein Arzt pflegte ihn, keine Stärkung erquickte ihn. Onell war ſeine einzige Hülfe, und dieſer hatte nichts, als Thränen.

Fürchterlich kämpfte er acht Tage lang. Onell zitterte für ſein Leben. Jetzt waren alle ſeine Kräfte erſchöpft; ſeine Sinne verloren ſich; er verſank in einen tiefen Schlummer. Allmählich wurde nun ſein Odem ſchwächer und ſchwächer — jetzt hob ſich kaum noch merkbar die gepreſste Bruſt empor. Onell gerieth auſser ſich.

„Verzeih noch!" ſo rief er, und warf

ſich troſtlos an Eduards Seite, „verzieh noch, gequälter Geiſt, in deiner jammervollen Hülle, bis auch ich ausgekämpft — bis auch ich das Ende meines Elends erreicht habe!“ —

Er verzog noch. Der Athem des Prinzen wurde endlich wieder von Stunde zu Stunde ſtärker; ſeine Bruſt begann heftig zu arbeiten. Noch wenige Minuten, und er ſchlug die Augen auf. Die Natur hatte jetzt geſiegt. Aber der arme Leidende nahm nun erſt den Mangel ſeiner Kräfte wahr, empfand nun erſt, in aller ihrer Fülle, ſeine ſchrecklichen Schmerzen, und wähnte dem Tode nahe zu ſeyn. Doch litt er geduldig, und tröſtete ſich mit dem Gedanken an ſeine baldige Vollendung.

„Freund!“ ſprach er zu Onell, der nicht von ſeinem Lager wich, „Freund, meine Leiden reifen jetzt ihrem Ende entgegen. Mein Loos war auf dieſer Welt Kummer, Angſt und Thränen. Meine

Thaten ſind von dem ewigen Richter gezählt und berechnet; er mag richten, ich will ſchweigen. — Der Krieg, den ich geführt habe, war die Folge meiner gekränkten Ehre. Die Anſprüche auf das Land, das ich zu erobern trachtete, waren von Erbrecht und Geburt beſtätiget. Bald werde ich nun, Statt dieſer vergänglichen nicht erlangten Krone, ein Diadem errungen haben, das alle Pracht und Herrlichkeit der Kronen dieſer Welt verdunkelt, und das oft die mächtigſten Fürſten der Erde vergebens zu erlangen ſtreben."

Onell bemühete ſich, den Prinzen von ſeiner zunehmenden Geſundheit zu überzeugen; aber alles ſein Beſtreben war fruchtlos.

„Vergönneſt du mir keine Ruhe?" ſprach Eduard wehmuthsvoll; „ich wähnte, du wäreſt mein Freund! —

Die Todesgedanken waren ſeinem Herzen liebliche Tröſterinnen, und ſchon zu

vertraut mit ihnen, verleuchtete es jede Hoffnung zur Beſſerung. Doch ſeine Leiden ſollten noch nicht ihr Ende erreichen, und er entdeckte bald ſelbſt zu ſeiner innigſten Betrübniſs, daſs er von Tag zu Tage ſtärker wurde.

Endlich kam der Diener von Lady Macdonal an. Bey ſeinem Anblicke vergaſs Eduard die Sehnſucht nach dem Tode. Und da er die Nachricht vernahm, daſs die Gebietherinn des Bothens auf einer kleinen, unweit gelegenen Inſel den verſprochenen ſicheren Aufenthalt ausgeſpabet hätte: ſo fühlte er ſich auf einmahl ins Leben zurück gerufen, und wünſchte nichts ſehnlicher, als bald im Stande zu ſeyn, nach einem Orte abſegeln zu können, wo er, nach ſo vielen ausgeſtandenen Beſchwerden, Ruhe und Bequemlichkeit in vollem Maſse genieſsen ſollte.

Sein Wunſch wurde erfüllt. Die er-

freuliche Hoffnung, die ſtärkenden Nahrungsmittel, die Lady ihm ſandte, thaten das Ihrige. In einigen Tagen hatten ſich ſeine Kräfte wieder hinlänglich geſammelt, und er beſtieg an einem heiteren Morgen, mit Onell und dem Diener der Lady, das Both, worauf der Letztere angekommen war.

Der Wind ſchien ihnen nicht recht günſtig zu ſeyn; doch landeten ſie glücklich gegen Abend auf der beſtimmten Inſel. Der Diener führte ſie nach einem nahe am Ufer gelegenen Landhauſe. Er pochte an die Thür; aber niemand öffnete ſie. Er pochte ſtärker, und ſie wurde noch nicht geöffnet. Nun verſuchte er ſie ſelbſt aufzumachen, und zu ſeinem gröſsten Erſtaunen gelang es ihm wirklich. Sie traten alle drey in das Haus hinein. Todesſtille herrſchte im unteren Theile. Sie ſtiegen die Treppe hinauf, öffneten alle Zimmer: kein lebendiges Geſchöpf lieſs ſich erbli-

cken. Mit banger Ahndung erfüllt, durchliefen ſie jetzt das ganze Gebäude, ruften und lärmten, ſchrien und polterten; aber überall war es einſam, nirgends ein lebendes Weſen zu finden.

„Unbegreiflich!" ſprach der erſchrockene Diener der Lady. „Hier iſt etwas vorgefallen. Verziehen Sie noch einen Augenblick! ich will Kundſchaft hohlen."

Er ging, und kam beſtürzter zurück.

„Meine Vermuthung" rief er, „war gegründet. Der Herr dieſes Hauſes iſt vorgeſtern ſammt ſeiner ganzen Familie und allen ſeinen Bedienten, von einem Corps engliſcher Truppen überfallen, und gefangen weggeführet worden. Wo Mylady hin gekommen ſey? kann mir niemand berichten. Ein Bauer, der die Engländer ſich wieder einſchiffen ſah, verſicherte mich aber, daſs keine Weibsperſon bey ihnen geweſen wäre."

Eduard zitterte bey dieſer Erzählung.

Jetzt ſchwieg der Diener. Eduard ſchauderte. „Bin ich ſelbſt nicht ſchon unglücklich genug?" begann er fürchterlich, und ſchlug ſich verzweiflungsvoll vor die Stirne, „müſſen auch Andere noch durch meine Schuld ins Elend ſtürzen?"

Auſser ſich, rannte er jetzt in die nahe Wildniſs, warf ſich da wüthend zur Erde, raufte unbarmherzig in ſein Haar hinein, und verwünſchte ſich und ſein Daſeyn.

„Prinz!" ſprach Onell, der ihm mit der Lady Diener nachgeeilt war, „ihr verzweifelt, und ich bewundere die ſonderbaren Führungen der Vorſehung. Bey allem euerm Unglücke, bey allem euerm Jammer ſeyd ihr dennoch glücklich!"

Der Prinz blickte wild nach Onell. „Wie?" verſetzte er, „du wagſt es, meiner noch zu ſpotten? Ich glücklich, deſſen Leben der Tod, als eine elende Beute verſchmähte; ich glücklich, dem

die mutterliche Erde ihren Schoofs verweigerte; ich glücklich, den das Schicksal verfluchte, die Vorsehung ausstiefs, der Himmel verbannte! — O bin ich glücklich; dann mochte ich wissen, wer unglücklich ist!"

Onell blieb ruhig und gefafst.

„Prinz," sprach er, „höret mich an! Ihr läftert Gott und die Vorsehung, und noch nie war euch ihre Hulfe so nahe. Die Krankheit, wovon ihr eben genesen seyd — diese Krankheit, die ihr als das Übermafs des Elendes, als einen Spott des Todes mit euch betrachtet — diese Krankheit war die gröfste Wohlthat, war offenbare Spur, dafs eine mächtige Hand über euch waltet. Verblieb eure Gesundheit unerschüttert; vermochtet ihr euch sogleich auf der Lady Bothschaft nach dieser Insel einzuschiffen; was wäre dann aus uns geworden? — Wären wir nicht zugleich mit überfallen wor-

den? wären wir nicht in die Gewalt unſerer Feinde gerathen? — Nein, Prinz, verwünſchet euer Leben nicht! Noch ſeyd ihr frey, noch dürft ihr hoffen, und alſo auch nicht unabſehbar unglücklich!" —

Dieſe Vorſtellung ſchien etwas den wilden Schmerz unſers Helden zu beſänftigen. Er richtete ſich wieder vom Erdboden empor, und entſchloſs ſich, in Geſellſchaft ſeiner Gefährten, nach einem Nachtquartiere zu forſchen.

Sie waren noch nicht weit gewandert, als auf einmahl, ſeitwärts durch das Gebüſch, die Strahlen eines Lichtes in ihre Augen fielen. Der Schein ſchimmerte nicht fern, ſie ſchritten raſch auf ihn los; und doch kamen ſie ihm nicht näher. Schon begannen ſie zu fürchten, ein Irrlicht täuſche ſie, und ſie möchten bey der wachſenden Finſterniſs in Schlamm und Sümpfe gerathen. Aber plötzlich theilte ſich das Geſträuch, und ſie erblickten ei-

nige Hütten, in deren einer das erfreuliche Licht brannte.

„Ich will hinein gehen," sprach der Diener, „und anfragen, ob wir Nachtquartier bekommen können!"

Er ging, kam aber sogleich wieder in vollen Sprungen zurück.

„Was gibts?" rief Onell erschrocken entgegen.

„Neues Unglück!" versetzte Eduard trocken.

„Mylady! Mylady!" schrie der Diener athemlos. Und Mylady trat im nähmlichen Augenblicke, eine Lampe in der Hand, zur Thüre heraus.

„Verzeiht, Prinz!" sprach sie, als Eduard mit seinem Freunde sich näherte, „Verzeiht, dafs ich so schlecht für euch sorgte. Gepriesen sey der Unfall, der euch nicht früher anzukommen erlaubte! Ohne ihn wäret ihr, durch meine Schuld, ein Raub eurer Feinde geworden! —

Doch kommt herein! Wir sind hier bey gutmüthigen Leuten, wo wir uns sonder Furcht über unsere fernere Sicherheit berathschlagen können!"

Alle traten jetzt in die Stube. Und Lady Macdonal erzählte nun ausführlich, was unserm Heldea und seinem Gefährten schon gröfsten Theils bekannt war. Zwey Tage vorher war zur Abendzeit ein Corps der Truppen des Herzogs von Cumberland auf dieser Insel angelangt, hatte plötzlich das Haus des unglücklichen Lords umringt, ihn, seine Gemahlinn, seine Kinder und sein Gesinde gebunden, und sich schnell mit den Gefangenen wieder von dannen begeben.

„Ich" setzte die Lady hinzu, „befand mich auf meinem Zimmer, das glücklicher Weise nicht allzu hoch war, und dessen Fenster in den Garten gingen. Mein Entschluss kostete mich also weder Zeit noch Überlegung. Meiner selbst un-

bewufst, sprang ich bey dem ersten Geräusche in den Garten hinab, und entfloh ganz unbemerkt zum Hinterpförtchen hinaus."

„Was euch, mein lieber Prinz, betrifft," fuhr sie fort, „so wähnte ich, dafs entweder mein Diener den Weg verfehlet hätte, oder, dafs euch selbst auf der Reise ein Unglück zugestofsen wäre; dennoch aber dankte ich mit Thränen dem Schicksale, dafs es euch lieber von mir trennen, als Stuarts Edelsten dem Hohngelächter seiner Feinde preis geben wollte."

Oneil fing jetzt an, der Lady des Prinzen schreckliche Krankheit zu schildern. Eduard bath ihn zu schweigen, und nicht durch Bilder trüber Vergangenheit die lichtvolle Gegenwart zu verdunkeln.

„Ich war krank," sprach er lächelnd, „krank am Leibe, doch kränker noch an der Seele. Mein Leib genafs, jetzt ist auch meine Seele genesen." —

Brot und Waſſer waren zwar nur die Erquickungen, die nunmehr unſerm Helden gereichet wurden; aber in Geſellſchaft einer Lady Macdonal und eines Lords Onell, zweyer der edeldenkendſten, groſsmüthigſten Menſchen, die jeden Augenblick bereit ſtanden, ihr Leben für ihn aufzuopfern — in dieſer Geſellſchaft däuchte ihm ſeine geringe Koſt wohlſchmeckender, als die ausgeſuchteſten Speiſen: und ein Abend, wie dieſer, ſchien ihm hinlängliche Belohnung für alle ausgeſtandenen Muhſeligkeiten zu ſeyn.

Nach vielen fröhlichen Geſprächen begann endlich Lady Macdonal in einem ernſteren Tone alſo:

„Jetzt, Freunde; iſt es aber ein Mahl Zeit, auf unſere künftige Sicherheit bedacht zu ſeyn. Raſtlos ſpähen die Engländer nach uns; keine vergebliche Mühe iſt fähig ſie abzuſchrecken; ihr Eifer

wird vielmehr noch heftiger dadurch entflammt. Laſſet uns alſo auf Mittel denken, ihr Suchen und Forſchen nicht nur auf einige Zeit fruchtlos zu machen, ſondern, wo möglich; auf immer zu vereiteln. Dieſen Entzweck würden wir, meines Erachtens, am gewiſſeſten zu erreichen im Stande ſeyn; wenn ihr, lieber Onell, den Prinzen einzig mir überlieſset, Eduard die Kleider einer Weibsperſon anzöge, und mich als Kammerfrau begleitete!"

Hier ſchwieg die Lady, und erwartete Eduards und Onells Gutachten. Aber Eduard und Onell antworteten nicht, ſchlugen erſchrocken die Augen nieder, und endlich rollten helle Zähren an beyder Wangen herab. Lady Macdonal ward innig gerührt; doch des Prinzen Rettung lag ihr näher, als die Thränen der Freundſchaft. Sie faſste ſich, und nahm wieder das Wort.

„Lord!" ſprach ſie mit ſanftem Nachdrucke zu Onell, „ihr werdet ſelbſt einſehen, daſs wir, ohne die gröſste Gefahr, nicht alle drey bey einander verbleiben können. Der Prinz iſt bey mir am ſicherſten, und ihr ſeyd in Schottland ſelbſt am ſicherſten. Gehet wieder dorthin zurück. Dieſe Inſeln vermögen euch keinen Schutz zu vergönnen; bey euern Freunden kann er euch nicht ermangeln. Vielleicht bin ich bald ſo glücklich, für unſern theuern Eduard einen dauerhaft ſicheren Aufenthalt zu erſpähen: dann kehre auch ich wieder nach Schottland zurück, und ſtatte euch Bericht davon ab." —

„Von dir ſoll ich mich trennen?" ſprach jetzt Eduard im Tone der Wehmuth; „von dir, meinem Retter, von dir, meinem treueſten Freunde, den ich vielleicht nie mehr auf dieſer Welt wieder ſehe? — Nein Lady! Muthig

wollen wir alle drey dem Tode entgegen gehen, ungetrennt leben, ungetrennt sterben!"

„Prinz!" erwiederte Onell männlich gefaßt, „Lady Macdonal hat Recht. Groß ist die Gefahr, bleiben wir alle drey vereint, und ich kann auf diesen Inseln nichts zu euerm Besten thun. Sie hingegen ist hier allenthalben bekannt, weiß jeden von euern Anhängern. Und der Vorschlag, euch in ihre Kammerfrau zu verkleiden, ist ein Hülfsmittel, das euern Beyfall im vollesten Maße verdient. Ergreift diese Zuflucht: sie wird euch heilsam seyn! — Unsre Trennung ist auch für mich schrecklich; aber euer Wohl geht mir über alles. Fest steht eure Freundschaft, fest meine Treue; unsere Herzen scheiden also nicht von einander. Und sehen wir uns auf dieser Welt nicht mehr wieder; dort ist ein Ort, wo wir uns gewiß

wieder ſehen — fröhlicher wieder ſehen, als wir es diesſeits bey unſerer Zuſammenkunft vermöchten!" —

Lange ſträubte ſich dennoch Eduard, der Lady Vorſchlag anzunehmen. Endlich ſiegten die Bitten und Vorſtellungen ſeiner Freunde. Und nun wurde ſogleich ein weiblicher Anzug für den Prinzen beſorget, und Anſtalt zur Abreiſe getroffen. Schon der kommende Anbruch des Tages ward dazu beſtimmt. Eduard bebte, doch widerſprach er nicht.

Mancherley Verabredungen erfolgten noch, bis endlich bereits die Hälfte der Nacht vorüber war. Nunmehr vermahnte Lady Macdonal den Prinzen und ſeinen Gefährten zur Ruhe. Sie gehorchten. Beyde warfen ſich auf ein Bund Stroh, und verſchliefen die traurigen Vorgefühle der bevor ſtehenden Trennung.

Lady Macdonal verſuchte wachend zu bleiben. Mit wehmuthsvollem Gefühle hing ihr Blick an dem getreuen Brüderpaare. „Jetzt noch innigſt vereint," dachte ſie, „und in wenig Stunden ſchon getrennt!" Eine traurige Ahndung durchdrang ſie; ſchwarze Bilder der Zukunft ſpielten vor ihren Augen. Die Lampe fing an ſchwächer zu ſchimmern. Lady ſtützte das Haupt auf ihren Arm; — ihre Augenlieder ſanken — ſie entſchlief.

Der Tag graute, und ſie erwachte.

„Prinz!" rief ſie eilfertig, „ſchon naht ſich der Morgen. Wir müſſen an unſere Abreiſe gedenken."

Eduard fuhr empor, und ein plötzliches Schrecken durchbebte ſeine Glieder. Auch Oneil erwachte, tröſtete ſeinen Freund, und bath ihn, ſein Wohl zu erwägen. Lady Macdonal brachte die Kleider herbey, half mit Rath und That; und bald ſtand für Prinz Eduard ein

Weib, Betty genannt, zur Stelle. Seine blasse Gesichtsfarbe, seine hohlen Augen, seine eingefallnen Wangen vollendeten die Täuschung. Jedermann mußte unter dieser Gestalt eine alte Kammerfrau vermuthen.

„Dieses Gewand" sprach Oneil mit einer traurig lächelnden Miene, „gewährt euch vollkommene Sicherheit. Enthaltet euch nur des Sprechens; das ist das einzige, was euch verrathen könnte!" —

Indeß hatte sich das Morgenroth über den ganzen Horizont verbreitet, und nun rückte der gefürchtete Augenblick des Scheidens heran. Lady Macdonal gab die Losung dazu.

„Prinz!" sprach sie, „länger dürfen wir nicht mehr säumen, wenn wir vor einbrechender Nacht die Insel Sky erreichen wollen."

Eduard trat zu Oneil, ergriff mit Thränen seine Hand, drückte sie lange Zeit sprachlos, und sammelte endlich

„Leb' wohl, Freund! — Habe Dank für deine Treue! — In einem beſſeren Lande ſehen wir uns wieder!" —

„Lebt wohl! Prinz," rief Oneil ſeufzend, „lebt wohl! Gott leite eure Schritte, und laſſe euch ſicher in eure Vaterſtadt gelangen." —

Er wollte hierauf ſeinen Unglücksgefährten noch bis zum Ufer geleiten; aber die Lady verhinderte es.

„Mylord!" waren ihre Worte, „ſeyd Mann, und bleibt zurück. Bey unſerm Einſchiffen möchtet ihr noch weniger Meiſter eurer Empfindung ſeyn; man könnte uns bemerken, und Verdacht ſchopfen."

Gehabt euch wohl!" ſetzte ſie hinzu, „und nehmt auch meinen Dank für die vielen treuen Dienſte, die ihr unſerem lieben Eduard geleiſtet habet. Bald, hoffe ich, ſoll guter Erfolg mein Vorhaben krönen; dann wollen wir beyde,

eingedenk der überſtandenen Mühſeligkeiten, noch manche frohe Stunde mit einander verleben." —

Oneil blieb traurig in der Hütte zurück, und harrte mit brennendem Verlangen auf einen Schiffer, durch deſſen Hülfe er wieder nach Schottland hinüber gelangen könnte. Die gewünſchte Gelegenheit fand ſich endlich. Ein Seemann gab ihm für Geld und freundliche Worte ſein Fahrzeug und ſeine Kleider, und er landete glücklich auf den jenſeitigen Küſten.

In Schottland lebte er lange Zeit ungeſtört bey den ihm bekannten heimlichen Freunden des Hauſes Stuart. Endlich kehrte er wieder nach Irland zu ſeinen Anverwandten zurück, wo er in Ruhe und Frieden den Reſt ſeiner Lebenszeit verbrachte.

Doch wir gehen wieder zu unſerem Helden zurück, der traurig über die Tren-

nung von seinem Freunde, mit Lady Macdonal und ihrem Diener das nähmliche Both bestieg, womit er auf diese Insel gekommen war. Die weiblichen Kleider waren ihm noch zu neu, zu ungewohnt, als dafs er sich sogleich darein zu schicken vermochte. Er mufste deshalb manche Lection von seiner Freundinn anhören, die ihm aber dafür zur Entschädigung, mit Erzählung ihrer merkwürdigen Schicksale, die Zeit so angenehm verkürzte, dafs ihm der Abend schneller, als gewöhnlich, anzubrechen dünkte.

Die Sonne fing eben an ihre Strahlen in die See zu tauchen, als sich schon in der Ferne vor ihren Augen die Insel Sky erhob; und noch glühete der Himmel und die Fluth, als unsere Seefahrer an diesem Orte landeten. Sie erblickten in der Dammerung ein ziemlich grofses Haus, und Lady Macdonal erkundigte

sich sogleich bey einem am Ufer stehenden Schiffer, wer dessen Besitzer sey.

„Lord Laval ist sein Nahme," antwortete der Schiffer: „ich glaube aber nicht, dass er sich jetzt hier aufhält."

„Ein eifriger Verehrer eures Hauses!" sprach die Lady heimlich zum Prinzen, und laut zum Schiffer: „Warum nicht, guter Freund?"

Der Schiffer. Hm! man redet so mancherley von ihm. Einige wollen gar behaupten, er wäre ein Anhänger des Prinzen, der neulich hier zu Lande den Aufruhr erregt hat: und da fürchtete er sich, wie viele andere, seinen Kopf zu verlieren.

Die Lady. So, so! Das ist freylich Ruhm genug für ihn; aber ich will doch einen Versuch machen, ob ich nicht, auch in seiner Abwesenheit, bey ihm Nachtquartier bekommen kann.

Lady Macdonal vermuthete, der Lord

hätte dieſs Gerücht ſeiner Flucht verbreitet, um deſto ſicherer vor allen Nachſtellungen zu ſeyn. Sie wehete ſich alſo dem Schloſſe, und Eduard folgte ihr. Ein Mädchen öffnete auf anhaltendes Klopfen die Thür.

„Iſt Lord Laval zu ſprechen?" fragte die Lady.

Das Mädchen. Nein, Mylady! Lord Laval iſt auf Reiſen.

Die Lady. Das thut mir leid! Ich bin ſeine Freundinn, und habe ihm erfreuliche Bothſchaft zu bringen.

Das Mädchen. Darf ich nach euerm Nahmen fragen, Lady?

Die Lady. Macdonal heiſſe ich.

Das Mädchen. Verziehet einen Augenblick, Mylady, bald bin ich wieder da.

Sie ſprang die Treppe hinauf, und kam ſogleich wieder zurück.

„Lady Macdonal," rief ſie, „wird erſucht, ſich herauf zu bemühen."

Freudig folgte ihr die Lady, und ward in ein entferntes Zimmer geführt. Ein ehrwürdiger Greis kam ihr freundlich entgegen; es war Lord Laval.

„Verzeiht, Lady!" sprach er, „verzeiht, dafs bald mein Haus wäre für euch verschlossen geblieben. Der Sicherheit halber, lafs ich meine Gegenwart jedem Fremden verläugnen; und, Gott sey Dank! diese Liß hat mir bisher Ruhe und Friede verliehen.

Lady Macdonal. Ihr handelt sehr klug, Lord! Hätte auch ich mich dieser Vorsicht bedienet; so dürfte ich jetzt nicht unstät und flüchtig überall umher irren.

Lord Laval nöthigte die Lady auf einer Ruhebank neben ihm Platz zu nehmen.

„Nun," hob er an, „ich bin begierig, die erfreuliche Bothschaft zu vernehmen, die Lady Macdonal mir zu überbringen hat!"

Lady Macdonal. Ihr ſcheint Miſstrauen in mich zu ſetzen!

Lord Laval. Das nicht; aber wo ſollte zu dieſer Zeit eine fröhliche Nachricht für Stuarts Freunde herkommen?

Lady Macdonal. Wohl wahr, Lord! Doch, glaube ich, muſs jetzt jedem Freunde des Hauſes Stuart die Nachricht von dem Wohle des Prinzen Eduard nicht ganz unwillkommen ſeyn.

Lord Laval. Allerdings nicht! Dieſe Bothſchaft bringt mir alſo Lady Macdonal?

Lady Macdonal. Noch mehr, als die bloſse Bothſchaft.

Lord Laval. Und was noch?

Lady Macdonal. Beweiſe.

Lord Laval. Worin beſtehen dieſe?

Lady Macdonal. In des Prinzen eigener Ausſage.

Lord Laval. Sein Aufenthalt iſt euch alſo bekannt?

Lady Macdonal. Mehr, als zu wohl.

Lord Laval. Und wo iſt er?

Lady Macdonal. In euerm Hauſe.

Lächelnd blickte der alte Lord die Lady an, und ſchien ſich, wie über einen unzeitigen Scherz, zu verwundern. Lady Macdonal aber ſtand auf, rufte einen Diener, und bath ihn, ihre Kammerfrau herbey zu hohlen. Des Lords Erſtaunen nahm zu, und ſeine Ungewiſsheit machte ihn beynahe ſchon ungerecht gegen die Lady, als der Prinz erſchien.

„Näher, näher, Betty!" rief Lady Macdonal, und hielt das Licht empor.

Laval ſah bald den Prinzen, bald wieder die Lady an. „Was ſoll das werden?" fragte er endlich. „Dieſe Kammerfrau iſt doch wohl nicht Prinz Eduard?"

Eduard. Und wenn ich es nun wä

re: würde mir Lord Laval seinen Schutz entziehen? —

Lord Laval. (Betroffen über die mannliche Stimme.) Wie? — Ists möglich! — Seyd ihr es? — Seyd ihr es selbst, der unglückliche, verfolgte Prinz Eduard?

Eduard. Ja, Lord! ich bin der unglückliche, verfolgte Eduard, der bey euch eine sichere Freystatt zu finden hofft — der euch darum bittet.

Lord Laval. Und der sie haben soll, so lange es ihm bey mir geheilt. — Seyd mir willkommen! edler Prinz. Befehlt unumschränkt über alles, was ich besitze! euer treuer Diener schätzt sich glücklich, euch noch vor seinem Ende unter diesem geringen Dache zu sehen.

Lady Macdonal. Nun, Lord! war meine Bothschaft nicht erfreulich?

Lord Laval. O Lady! ich bin nicht fähig, euch dafür zu danken. Gott belohne euch die Freude, die ihr mir al-

ten Manne gemacht habt! — Aber nun, Prinz, werft die beſchwerlichen Kleider ab; ſetzt euch zu uns, und vergeſst, wenn es möglich iſt, alle ausgeſtandenen Gefahren. —

Prinz Eduard gehorchte. Der Lord liefs andere Kleider bringen, liefs ſodann die Tafel beſorgen, und erſuchte ſeine Gäſte, ſich wohl ſeyn zu laſſen. Unſer Held liefs ſich nicht lange nöthigen. Warme, gut zubereitete Speiſen waren ſchon wieder ſeit Monathen nicht von ihm genoſſen worden, und die vollen Becher gaben ſeinen erloſchenen Lebensgeiſtern neue Schnellkraft; auch Lady Macdonal ſchien allen ihren Kummer vergeſſen zu haben. Beyde ergetzten den Lord mit Erzählung ihrer ſeltſamen Schickſale, und ihre angenehme Geſellſchaft entzückte den guten Alten ſo ſehr, dafs er auf das Wohl des Hauſes Stuart eine Flaſche nach der andern ausleerte, bis ihm endlich

seine Diener ziemlich berauscht zu Bette führen mußten. Auch Prinz Eduard und seine Gefährtinn ruheten nun wieder ein Mahl auf weichem Lager von ihren Beschwerlichkeiten aus; und der helle Morgen fand noch alle in den Armen des Schlafes.

Der folgende Tag wurde so sorgenlos zugebracht, wie der vorhergehende Abend. Lord Laval dachte nur daran, seine Gäste nach Würden zu bewirthen, und schon begann sich die Sonne zu neigen, als sie noch insgesammt bey der Mittagstafel saßen. Plötzlich wurde heftig an die Hausthüre gepocht. Lord Laval und seine Gäste achteten es nicht. Aber die Schläge verdoppelten sich, und bleich und zitternd trat ein Diener in das Speisezimmer.

„Ein ganzer Schwarm Reiter," stammelte er, „umringt unser Haus, und einige wollen mit Gewalt eingelassen seyn."

Lady Macdonal erbleichte; der Lord zitterte.

„Wir sind verrathen!" rief endlich Eduard, sprang auf, und sein Entschluss war gefasst. Er verlangte seine weiblichen Kleider. Sie wurden gebracht, und im Nu stand wieder die alte Kammerfrau da. Jetzt ergriff er ein Licht, bath die Lady und seinen Wirth, wegen ihm unbekümmert, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht zu seyn, eilte die Treppe hinab, setzte das Licht bey Seite, und öffnete selbst den stürmenden Kriegern die Thür. Diese waren eben in Bereitschaft, mit Gewalt einzubrechen, und drangen nunmehr mit dem grösten Ungestum in in das Haus herein. Eduard liefs sie zum Theile bey sich vorbey, ward aber endlich durch ihre wuthende Heftigkeit zur Thüre hinaus gestofsen, und schlüpfte in der Dämmerung unbemerkt zwischen den übrigen hindurch.

Die Engländer liefen indeſſen theils die Treppe hinauf, und durchſuchten den obern Theil des Hauſes; theils durchſpäheten ſie die unterſten Gemächer ſammt Garten, Kellern und Ställen: aber alle ihre Mühe war fruchtlos; wegen wem ſie eigentlich auf dieſe Inſel gekommen waren, wen ſie in dieſem Hauſe vermutheten — Prinz Eduard war nirgends zu finden.

Lord Laval gerieth auſſer ſich, da er den Überfall der engliſchen Truppen vernahm, und in dieſem Zuſtande war er geblieben, bis die Reiter zu ihm in das Zimmer traten. Lady Macdonal hatte in der Eile befohlen, die für drey Perſonen gedeckte Tafel abzutragen, und den Lord inſtändigſt gebethen, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſeyn; aber das Schrecken hatte ihn aller Beſinnung beraubt. Der gute, alte Mann vermochte ſich nicht von der Stelle zu bewegen. Jetzt war die groſste Gefahr vorhanden, und die Lady

floh zu einer Seitenthüre des Speisezimmers heraus, durch einen engen dunklen Gang, eine Treppe hinab, die andere wieder hinauf; bis sie endlich bey dem noch schwachen Tageslichte einen verborgenen Schlupfwinkel entdeckte. Hierein verbarg sie sich, und harrete, mehr für den Prinzen, als für sich selbst besorgt, auf den Ausgang des neuen, gefahrvollen Abenteuers.

Lord Laval wurde unterdessen scharf bedrohet, den Ort zu entdecken, wo der auswärtige Prinz sich befände, der, wie man gewiss versichert seyn wollte, in diesem Schlosse verborgen wäre. Aber so erschrocken der Lord auch seyn mochte, so hätte ihm doch keine Marter das Geständnis ausgepresst, dass Eduard auf seinem Landhause gewesen, viel weniger, dass er in dem Anzuge einer Magd in diesen Gegenden zu finden sey.

„Ich weiss von nichts!" antwortete

er auf jede Frage, die die Engländer ihm vorlegten. „Ich weifs von nichts!" waren seine Worte auf jede Drohung, die sie an ihm versuchten.

Endlich, da man glaubte, sattsam allenthalben geforscht zu haben, auch Lord Laval wirklich unschuldig zu seyn schien: endlich verliefs man wieder dieses Haus, und tröstete sich mit der gewöhnlichen Redensart: Alle Mühe ist umsonst; der Prätendent ist weder mehr in Schottland, noch auf den Inseln. Ehe sich das Corps wieder einschiffte, untersuchte man zwar noch rings umher die Gegenden der Küste; aber auch hier war kein Prätendent zu finden, und noch fester von seiner gänzlichen Abwesenheit überzeugt, verliefs man endlich auch die Insel.

Die letztere Nachsuchung, so wie das Absegeln der englischen Truppen geschah den folgenden Morgen nach dem mehr glücklichen als unglücklichen Überfalle:

und ſchon in der Nacht war Prinz Eduard wieder nach dem Schloſſe ſeines Freundes zurück gekehrt. Unausſprechlich groſs war des Lords und der Lady Freude bey ſeiner Ankunft, die beyde wegen ihm in der peinlichſten Beſorgniſs geſchwebet hatten. Er verblieb in den weiblichen Kleidern, und ſah mit eigenen Augen, wie gegen Mittag die engliſche Flotte die Anker lichtete, und wie auf Fittichen des Windes von dannen flog.

Unſer Held überlieſs ſich nun wieder aller Gemächlichkeit. Und da er einige Tage ungeſtört auf der Inſel zugebracht hatte, ſo legte er auch wieder ſeine weiblichen Kleider ab, und dachte an nichts weniger, als Lavals Haus bald wieder zu verlaſſen.

Indeſſen war es aber zu Sky allgemach bekannt worden, daſs ſich Prinz Eduard wirklich hier aufhielte. Verſchiedene Einwohner der Inſel kamen unter

mancherley Vorwande in Lord Lavals Haus, um ſich von der Wahrheit dieſer Sage zu überzeugen. Der Prinz war nicht vorſichtig genug; und bald ſprach man überall zu Sky von ſeiner Gegenwart, wie von einer zuverläſſigen Sache. Lord Laval war zwar aus allen Kräften bemüht, dieſs Gerücht als eine Unwahrheit zu erſticken; aber weder Liſt noch Überredung ſchienen etwas zu fruchten, und der gute Alte gerieth endlich für des Prinzen und ſeine eigene Sicherheit in die äuſserſte Beſorgniſs.

„Prinz!" ſprach er eines Tages, „jetzt vermag euch mein Haus keine ſichere Freyſtätte mehr zu gewähren. Eure Gegenwart iſt überall auf der Inſel ruchtbar geworden. Und ich befürchte nächſtens wieder einen Überfall, der wohl ſchwerlich ſo glücklich ablaufen möchte, als der neulich geſchehene; mein Rath wäre alſo, ihr ginget wieder nach Schott-

land zurück; dort forscht man nicht so ernstlich nach euch, wie auf den Inseln. Dort beginnen sich eure Freunde wieder zu sammeln; und es wird euch nicht schwer seyn, einige davon auszuspähen."

Eduard bezeigte wenig Lust, sich wieder aufs neue den Beschwerlichkeiten der Flucht auszusetzen, zumahl, da seine getreue Gefährtinn, Lady Macdonal, gleich ihm, von einer heftigen Krankheit war überwältiget worden: und also für jetzt nicht Kummer, Noth und Gefahren mit ihm zu theilen vermochte. Allein, bald wurde Lord Lavals Furcht berechtiget. Seine Kundschafter meldeten ihm eines Abends, sie hätten in der Ferne die Flaggen einiger englischen Schiffe bemerkt, die sich der Insel Sky zu nähern schienen. Und nunmehr sah sich der Prinz genöthiget, plötzlich ein Haus zu verlassen, worin ihm so wohl gewesen war, und zugleich mit diesem Hause, einen

Freund und eine Freundinn, die ihm so unaussprechlich theuer geworden, und ohne deren letztere er seine Zukunft zweyfach gefahrvoll erblickte.

Sein Abschied von Lady Macdonal übertraf allen bisher erlittenen Jammer; und der Lady Betrübniss überstieg die bittersten Vorgefühle des Todes. Nur mit Gewalt konnte sie abgehalten werden, ihren Liebling zu begleiten, und ihre Krankheit verschlimmerte sich nach Eduards Abreise so schrecklich, dass Laval schon in voraus den Verlust seiner treuen Bundesgenossinn beweinte.

„Lebe wohl! unglücklicher Prinz," rief ihm mit Thränen die edle Dame nach, als er fassungslos von ihr ging; „lebe wohl! Theuerster, dessen Bild selbst der Tod aus meiner Seele nicht verlöschen wird. Ist mir auch nicht die Wonne vergönnt, dich noch ein Mahl in diesem Leben zu begrüssen: so soll

doch mein letzter Pulsſchlag dir geweihet ſeyn, und auch in jener Welt der Wunſch, dich auf Britanniens Throne zu ſehn, kein Ende erreichen."

„Lebe wohl!" ſtammelte der Prinz, „lebe wohl! Freundinn, die ich nie vergeſſen werde. — Gott danke dir — Gott lohne dich! — In deiner letzten Stunde denke einſt meiner; dein Tod wird dann ſanfter, als dein durch mich unglückliches Leben ſeyn." —

Auſser ſich flieg jetzt Eduard, in der abgetragene Kleidung eines Dieners, die Treppe hinab. Der gute Lord begleitete ihn bis zur Thüre. Ein Händedruck war hier Eduards Abſchied, eine Thräne Lavals letztes Lebewohl.

Und ſo floh denn der Unglückliche ſöhnend in öde Wüſten hinaus, floh auf immer von einem treuen Freunde — auf immer von ſeiner getreuen Macdonal. Denn ach! ſie hatte wahr geſprochen,

die gute Lady. Nie wurde ihr mehr die Wonne vergönnt den Liebling ihrer Seele wieder zu sehen. Bald nach jenem traurigen Abschiede fiel sie in die Hände ihrer Verfolger.

Prinz Eduard irrte also jetzt wieder in Bettlerskleidern auf ungebahnten Wegen durch Wälder und Einöden umher. Vergebens suchte er an den Küsten ein Schiff, worauf er nach Schottland zu kommen vermöchte. Dort hoffte er einige neue Freunde aufzufinden, deren Wohnort ihm Laval bestimmt hatte; und auch diese Hoffnung schien vernichtet zu seyn.

Drey kalte Nächte hatte er schon wieder unter freyem Himmel zugebracht, sein Vorrath an Lebensmitteln nahete sich dem Ende; und noch war alles Bemühen, ein Fahrzeug zu entdecken, vergebens. Oft faßte er den Entschluß, zu seinem Freunde und seiner theuern Lady zurück zu kehren. Schon war er

im Begriff, den Weg nach Lord Lavals Hauſe zu betreten; aber die Furcht vor den engliſchen Truppen zwang immer ſeinen ſchon rückwärts gewendeten Fuſs wieder vorwärts zu ſchreiten.

Der dritte Morgen fand ihn, vor Kälte erſtarrt und mit Thränen in den Augen, auf einem Lager von herab gefallnen Blättern.

„Gott!" rief er, „wenn wird das Ende meiner Leiden vorhanden ſeyn?"

Es war nahe, das Ende ſeiner Leiden. Eine tröſtende Ahndung durchbebte ſchnell des Unglücklichen Seele, ſcheuchte jeden kummervollen Gedanken aus ihr, und erleichterte plötzlich ſeine beklommene Bruſt. Staunend über den neuen Muth richtete ſich Eduard, wie neu geboren, von der Erde empor, dankte mit feurigem Gebethe dem Allerhöchſten für den Schutz der verfloſſenen Nacht, und ging, fröhlich den Reſt ſeiner Nahrungsmittel

verzehrend, mit fehnellen Schritten von dannen.

Noch war er nicht weit gegangen, als er aus einem Gebüfch hervor trat, und das Ufer der See dicht vor fich liegen fah. Sein Blick flog fogleich pfeilfchnell rings umher, und forfchte, fo weit er reichte, ob nicht etwa ein kleiner Nachen zu entdecken wäre? Und fieh da! — er fand, was er fuchte. Ein ziemlich grofses Both lag in mäfsiger Entfernung vor Anker. Unausfprechlich grofs war Eduards Freude bey diefem Anblicke. Ohne zu wiffen, wen diefs Schiff gehöre, ohne zu bedenken, ob der Eigenthümer auch nach Schottland fahren, oder ihm daffelbe überlaffen würde — eilte er fchnell darauf los, pries Gott für die ihm zugefandte Hülfe, und fetzte fich an das Ufer, um den Seemann zu erwarten.

Nicht lange hatte er fo da gefeffen, und forgenlos den raufchenden Wellen

nachgesehen, als eine rauhe Stimme hinter ihm erscholl.

„Wollt ihr mit hinüber nach Schottland?" rief der Mann, auf den er harrte.

„Das ist mein Wille," erwiederte Eduard freudig; „seyd ihr der Eigenthümer von diesem Bothe?"

Der Schiffer. Ich bin es. Wollen wir bald fort? Ich habe nichts mehr auf dieser Insel zu verrichten.

Eduard. Wenn es euch gefällt, den Augenblick.

Der Schiffer. Nun, dann frisch in Gottes Nahmen! —

Sie stiegen ein. „Lebe wohl! du Aufenthalt meiner Lieben." sprach der Prinz leise vor sich hin, und der Fischer stieß vom Lande.

„Wohin begehrt ihr eigentlich?" sprach jetzt Eduards Fährmann, ein guter, redlicher Alter, der wohlgemuth sein Morgenpfeifchen schmauchte.

Eduard. Ich wünſchte in der Gegend von Badenoch zu landen.

Der Schiffer. Hm! Badenoch iſt ein wenig weit von meiner Heimath entfernt; aber für ein gutes Wort will ich euch ſchon dahin führen.

Eduard. Tauſend gute Worte ſollt ihr haben, und Geld ſo viel — ich habe.

Der Schiffer. Sachte, ſachte Freund! ihr werdet wohl eure Paar Münzen Zeit genug gelöſen. Doch, was wollt ihr in Badenoch? etwa neue Dienſte ſuchen? denn euern Kleidern nach ſcheint ihr gedient zu haben.

Eduard bejahte des Seefahrers Frage, und nannte ihm einen Lord, den ihm Laval als einen ſeiner eifrigſten Freunde angeprieſen hatte.

Der Schiffer kannte ihn, lobte ihn als einen gar rechtlichen Mann, und erboth ſich, unſerm Prinzen den Weg nach ſeinem Schloſſe zu weiſen.

Unter mancherley Gesprächen, die theils von den Reisen des Seemannes, theils von den jetzigen Zeitläuften, und folglich auch von dem berüchtigten Prätendenten handelten, kamen unsere beyden Seefahrer schon den folgenden Tag bey Badenoch an. Vergebens drang der Prinz in seinen Begleiter, einige kleine Geldstücke für Fahrt und Zährung anzunehmen. Der ehrliche Alte blieb dabey, Eduard brauchte seine Münzen nöthiger, als er, zeigte ihm den nächsten Weg nach des bewufsten Lords Hause, und stach wieder munter in die See.

Von nun an begegnete unserm Helden auf festem Lande kein Zufall mehr, der mit denen schon auf seiner Flucht gehabten an Abenteuerlichkeit zu vergleichen wäre. In dem Lord, der ihm von Laval empfohlen worden, und auf dessen Schlofs er glücklich ankam, fand er ganz den Mann, wie er ihm beschrieben war, fand

einen edeldenkenden, eifrigen Anhänger des Hauſes Stuart. Seine Freude, den Prinzen bey ſich zu ſehen, war nicht minder groſs, als Lavals ſeine; und das Schloſs dieſes Lords hatte ihm keine bequemere Freyſtatt gewährt, als ihm jetzt das Schloſs in der Gegend von Badenoch gewährte.

Eduards Freunde hatten ſich nunmehr wieder ziemlich geſammelt. Einer erfuhr von dem Andern, daſs der Prinz ſich noch in Schottland befände: und jeder war daher bemüht, durch Beſorgniſs für Eduards Sicherheit die Gröſse ſeines Dienſteifers an den Tag zu legen. So fühlte alſo unſer Held nicht mehr ſo heftig die Beſchwerden der Flucht; ſo ſah er ſich alſo nicht mehr ſo oft genöthiget, mit allen Arten von Elend den Kampf zu beginnen.

Zwar wurde er noch zuweilen von engliſchen Truppen in Angſt verſetzt; zwar muſste er noch einige Mahle Tage

lang umher irren, aber nie gerieth er mehr in ſo groſse Gefahr, als ehedem; nie war er mehr gezwungen, ſo ſchrecklichen Mangel und ſo fürchterliche Mühſeligkeiten zu erdulden, als er vorhin erduldet hatte.

Demungeachtet aber gebrach es unſerm Helden auch jetzt nicht an Leiden. Gram und Sorgen verblieben ſtets die unzertrennlichen Gefährten ſeines Lebens, und ertödteten unaufhörlich den Frieden und die Fröhlichkeit ſeiner Seele. Für jetzt peinigten ihn die traurigen Nachrichten von dem Schickſale ſeiner treueſten Freunde. Viele von dieſen hatten bereits den blutigen Lohn ihrer Treue davon getragen. Andere ſchmachteten noch in gräſslichen Kerkern; und die Mehreſten irrten, ihrer Güter beraubt, mit Weib und Kindern im Lande umher, und bettelten das Almoſen von ihren eigenen Feinden.

Endlich berichtete man ihm auch das Unglück seiner lieben Macdonal. Die arme Lady war wieder genesen, und hatte die Insel Sky in der Absicht verlassen, den Liebling ihrer Seele in Schottland aufzusuchen, hatte auch glücklich die diesseitige Küste erreicht, war aber hier von denen, deren Nachstellungen sie so oft täuschte, aufgegriffen, und gebunden nach London geführt worden.

Eduards Empfindung bey dieser Nachricht war der Zustand eines Menschen, dessen Seele scheidet. Wie eine Bildsäule starrete er Stundenlang vor sich hin; Tage verstrichen, ehe ein wohlthätiger Thränenstrom seinem brechenden Herzen Linderung gewährte.

„Auch sie ist hin!" sprach er leise vor sich. —

„Auch sie habe ich ins Verderben gestürzt!" rief er auf einmahl in wilder Verzweiflung; und nun ging es hinaus

in Gottes freye Welt. Kein Zureden vernahmen seine Ohren.

Seine Freunde wurden jetzt behutsamer, und verbargen sorgfältig alle dergleichen Nachrichten vor ihm. Täglich in Gesellschaft von treuen Menschen, täglich von Herzen bemitleidet, die innigst fühlten, was der Mund sagte, begann sich endlich wieder allmählig Eduard zu fassen, begann sich endlich wieder nach und nach sein gesunkener Muth empor zu richten. Von Lady Macdonal sprach er nicht mehr, und erkundigte sich auch nicht, was aus ihr geworden wäre; aber oft sah er lange Zeit sprachlos da, und seine Freunde merkten nur zu wohl, dafs die herab gleitende Thräne der guten Macdonal galte.

Der unglücklichen Lady Loos war ewiges Gefängnifs.

Doch ich eile zu dem Zeitpuncte,

worin unſer Held, von gegründeter Hoffnung beſeelt, aufs neue wieder auflebte; worin alle ſeine Gefahren und Beſchwerlichkeiten auf der ſchottiſchen Küſte ihr gänzliches Ende erreichten.

Prinz Eduard befand ſich in der Mitte des Monaths September bey einem ſeiner Freunde, der alles aufbotb, ſeinen vornehmen Gaſt heiter und fröhlich zu machen. Aber das viele Unglück, das Eduards Gegenwart in Schottland verbreitet hatte, quälte ihn immer noch mit zu reger Pein, und vereitelte größten Theils alle Bemühungen ſeines Wirthes.

Eines Morgens, als er, wie gewöhnlich, in düſtre Schwermuth verſunken, beym Fenſter ſtand, und in die weite Ebene hinaus ſtarrte, trat der Lord plötzlich munter und vergnügt in ſein Zimmer.

„Was gilt's, Prinz?" rief er; „heute mache ich euch fröhlich!

Der Prinz lächelte ſchmerzhaft, und erwiederte:

„Wie einen Sterbenden."

„Ganz recht!" verſetzte der Lord; „wie einen Sterbenden, dem der Arzt ſeine ſchnelle Geneſung verkündet.

Eduard blickte erſtaunt den Lord an.

„Nun," fuhr dieſer fort, „wollt ihr geneſen?"

Eduard ſeufzte. Der Lord zog einen geöffneten Brief aus der Taſche.

„Lest! lest!" ſprach er lachend; hier iſt Arzney für euch!"

Eduard las:

„Theurer Freund und Bundesgenoſſe! Endlich haben die dringendſten Sorgen der Verehrer des Hauſes Stuart ihr Ziel erreicht. Unſer Prinz iſt geborgen, ſo ihr ſeinen Aufenthalt zu erforſchen im Stande ſeyd. Zwey franzöſiſche Fregatten haben den Befehl erhalten, den unglücklichen Eduard aufzuſuchen, und nach

Frankreich zu geleiten. Beyde sind bereits, wie man hier aus sicheren Nachrichten weiss, an der schottischen Küste gelandet. Sorge dafür, lieber Lord, dass diese angenehme Bothschaft in eurer Gegend gehörig verbreitet werde. Wir wollen unterdessen hier zu Lande aus allen Kräften bemühet seyn, die französischen Schiffe auszukundschaften, und euch, so bald wir sie gefunden, davon Bericht abstatten, u. s. w."

Schmerz und Kummer schwanden bey Lesung dieses Briefes aus Eduards Seele. Sein Auge vergoss Freudenthränen; ausser sich, umarmte er den Lord, küsste das Schreiben seines Freundes, und empfand schon im voraus das Übermass der Wonne, gerettet zu seyn.

Der Lord schrieb sogleich mit aller Behuthsamkeit an seinen Bundesgenossen, und meldete ihm, dass des Prinzen Aufenthalt ausgespähet sey. Jener war in

seinen Bemühungen, die französischen Fregatten zu entdecken, nicht saumselig gewesen; und bald kam die Nachricht an, dass eines der beyden ausländischen Schiffe bey Lochnanach vor Anker läge. Der Capitän dieser Fregatten, war schon benachrichtiget, und hatte sogleich Befehl ertheilt, die andere herbey zu rufen.

Der Prinz begab sich nun, ohne Zeitverlust auf den Weg. Seine Kleidung war sorgfältig gewählt, und nur wenige Freunde begleiteten ihn. Aus Vorsicht setzte er mit seinen Gefährten nur gröfsten Theils bey Nacht die Reise fort; und auf diese Weise kam er unerkannt bey den nunmehr wieder vereinigten Fregatten an. Der Capitän war zur Abfahrt bereit, und liefs sogleich die Anker lichten.

Es war der neun und zwanzigste September, als Eduard auf immer Schottland verliefs. Alles schien sich zur schnellesten Beförderung seiner Wünsche vergesellschaftet

zu haben. Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel der franzöſiſchen Schiffe; die friedfertigen Wellen warfen ſpiegelähnlich jeden Gegenſtand des Ufers zurück; keine engliſche Flagge lieſs ſich, ſo weit die Augen reichten, auf der ebenen Fläche erblicken.

Mit ſo viel Kummer, Noth und Angſt aber auch unſer Held hier geſtritten, ſo mannigfaltigen Jammer und Elend er auch hier erprobet, ſo vielfacher Schmerz ihn auch hier gepeiniget hatte; ſo verurſachte ihm doch der Abſchied von Schottlands Küſten eine trübe, ſchwermuthsvolle Stunde.

„Gehabt euch wohl!" ſprach er mit leiſer, bebender Stimme zu ſeinen Begleitern, „gehabt euch wohl! und vergeſſet den unglücklichen Eduard nicht."

Und nun beſtieg er das Schiff. Heftiger ſtrömten ſeine Thränen die welke Wange herab; ängſtlicher pochte ſein

Herr. Jetzt bewegten ſich die Fregatten; jetzt begannen ſie die Wellen zu durchſchneiden.

„Lebe wohl, Land! du Aufenthalt meiner Getreuen! — Lebe wohl, Land! du Schauplatz meiner Leiden!"

So dachte er weinend noch, da Schottlands Ufer, einer blauen Linie gleich, vor ſeinen Augen entſchwunden war.

Bald aber ſcheuchte der Gedanke einer vollkommenen Sicherheit alle düſtere Vorſtellungen aus unſers Helden Gemüthe, und eingedenk der bevorſtehenden Ruhe, überließ er ſich gänzlich dem traurig ſüſen Andenken ſeiner erduldeten Mühſeligkeiten. Alles ſchien ihm ein Traum zu ſeyn, und er ſchwelgte in der Rückerinnerung gefühlvoller Scenen.

Doch ſo ſicher unſer Held ſich auch wähnte, ſo war er doch noch fern vom Ziele ſeiner gänzlichen Geborgenheit,

und ehe er dahin gelangte, hatte er noch mit häufigen Gefahren zu kämpfen.

Kaum vermochte er nicht mehr die Grenzen von Erde und Waſſer zu unterſcheiden, als ein fürchterlicher Anblick ſein Innerſtes erſchütterte. Zwey engliſche Kriegsſchiffe naheten ſich den franzöſiſchen Fregatten. Eduard zitterte; aber ſein Capitän war unbeſorgt. In der gröſsten Eile befahl er, alle Segel aufzuſpannen, und in kurzer Zeit waren die feindlichen Schiffe in unabſehbarer Ferne hinter ihnen.

Jetzt ging des Prinzen Fahrt ununterbrochen weiter. Doch in Bretagne harrte ſeiner ein ähnlicher, noch gröſserer Schrecken. Die beyden Fregatten, auf deren einer er ſich befand, waren glücklich bis zu Roſeau bey Morlaix gekommen; und hier drohete ihnen ein Unglück, dem ſie, allem Anſcheine nach, nicht zu entgehen hoffen durften. Eine gan-

ze engliſche Flotte ſtellte ſich ihren Augen dar.

Des Capitäns Verlegenheit glich bey dieſem Anblicke des Prinzen ſeiner. Wollte er es auch wagen, rückwärts zu ſegeln, ſo mufste er befürchten, auf jene beyden Kriegsſchiffe zu ſtofsen. Keine andere Zuflucht verblieb ihm alſo, als den Rath der Verzweiflung zu befolgen, und ſich kühn der feindlichen Flotte entgegen zu werfen.

Der ſchreckliche Entſchluſs wurde ausgeführt, und — gelang.

Die Engländer ſtaunten, und konnten ihren Augen nicht trauen, als ſie die beyden armſeligen Fahrzeuge heran ſchiffen ſahen.

Aber bald ging ihr Erſtaunen in Verachtung über; und die brittiſche Grofsmuth rettete, was ohne Rettung verloren ſchien. Man vermuthete nicht, wer mit dieſen Schiffen reiſete; man ſah

ſtolz auf ſie herab; kurz, unſer Prinz fuhr ungeſtört durch die Mitte ſeiner Feinde hindurch.

Dergleichen Abenteuer hatte Eduard noch einige auf dieſer Seereiſe zu beſtehen; doch waren ſie minder gefährlich, als das letztere der beyden erwähnten.

Alles ging übrigens glücklich von Statten, und noch vor Anfange des Winters empfing unſern Märterer der Hafen Sanct Paul.

Man ſorgte ſogleich, ihn anſtändig zu kleiden, und brachte ihn ſodann nach Leon.

Verſchiedene ſeiner ehemahligen Freunde erwarteten ihn hier; aber ihr eingebildetes Vergnügen ſchwand dahin, ſo bald ſie Eduards Jammergeſtalt anſichtig wurden.

In Paris kannte man ihn nicht mehr. König Ludwig erſchrak vor ihm. Jeder der den Prinzen vor ſeinem Feldzuge

ſah, klagte über die erſtorbene Blüthe ſeiner Jugend. Greiſe weinten um ihn. Väter zeigten ihn ihren Kindern, und die Weiſen des Volks riefen:

Auch Fürſtenſöhne ſind Menſchen!

Sonderbare

Begebenheit

aus

den unglücklichen Tagen

Carls des Zweyten,

Königs von England.

Sehr oft entging Carl der Zweyte wunderbarer Weise den Gefahren, die ihm zur Zeit seines Exils droheten. Unter allen aber ist vorzüglich folgende Begebenheit merkwürdig.

Als der König nach Brüssel kam, erwachte in seiner Seele die feurigste Sehnsucht, seine geliebte Schwester, die Prinzessinn von Oranien zu sehen. Wohl sah er selbst ein, welches Wagstück er unternähme, wenn er seinen heissen Wunsch befriedigte; wohl begriff er, dass selbst das strengste Incognito ihn nicht vor allen Gefahren sichere; dessen ungeachtet aber

blieb sein Verlangen gleich grofs, und sein Entschlufs wurde gefafst.

Unter dem kleinen Gefolge des Grafen Wigton befand sich ein Kammerdiener mit Nahmen Flemming, ein geborner Deutscher. Längst schon hatte dieses Mannes erprobte Treue und warme Anhänglichkeit an seinen Herrn Carls Herz gewonnen. Bey allen Vorfällen würdigte ihn der Monarch seines Zutrauens, und auch jetzt glaubte er zu niemand anderem sicherer seine Zuflucht nehmen zu können, als zu Flemming. Er entdeckte ihm sein Vorhaben, schilderte seine brennende Sehnsucht nach der geliebten Schwester, und bath den treuen Diener, ihm seinen Beystand nicht zu versagen, ihm seinen Plan, die Prinzessinn zu besuchen, ausführen zu helfen.

Flemming erschrak vor diesem Vorsatze des Königs. Sein Geist berechnete im Augenblicke alle die Gefahren, de-

nen Carl sich bey diesem Unternehmen aussetzte, und er hatte das Bild derselben, mit den lebhaftesten Farben vollendet, vor des Monarchen Augen. Aber umsonst waren seine Vorstellungen; umsonst war selbst sein Bitten und Flehen; das brüderliche Herz verlangte mit Ungestüm an dem Herzen der Schwester zu schlagen. König Carl bestand auf seinem Vorhaben, und versicherte endlich des Grafen Wigton Diener, dass ihn nichts von seinem einmahl gefassten Entschlusse abhalten würde, dass er denselben auch ohne fremde Hülfe ins Werk zu richten gedächte.

Der Monarch hielt Wort. Schon die nächste Nacht ward zu der gefahrvollen Abreise bestimmt. Er berichtete seinem Adjutanten, dass er genöthiget sey, einer geheimen Operation halber einige Tage allen menschlichen Umgang zu entbehren, und dass er deshalb wünschte,

jedermann durch eine vorgebliche Unpäſslichkeit von ſich entfernt zu halten. Seinen treueſten Dienern entdeckte er zwar daſs er Willens ſey, in geheim eine Reiſe zu unternehmen; doch verſchwieg er ſorgfältig, daſs ſein Weg nach Haag gehen ſollte.

Die Nachricht von Carls Krankheit durchlief ſogleich ganz Brüſſel. Die Stunde der Abreiſe wurde beſtimmt, und Flemming, der nicht fähig war, das Zutrauen, das der König in ihn ſetzte, mit Undank zu vergelten, entſchloſs ſich, mit zwey der beſten engliſchen Wettläufer bereit zu ſtehen.

Alles ging anfänglich glücklich von Statten. Flemming ſtand mit dem Glockenſchlag Zwey auf ſeinem Poſten, und Carl ſchlich ſich, ohne daſs es ſelbſt ſein Page bemerkte, zur Hinterthür hinaus. Aber unglücklicher Weiſe hatte Flemming den König, wegen des Sammelplatzes

nicht recht verſtanden, und der arme Monarch irrte beynahe eine Stunde lang umher, ohne ſeinen treuen Geleitsmann aufzufinden. Seine Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblicke. Der Tag begann anzubrechen. Raſtlos ſuchte und forſchte er überall; doch weder Roſſe, noch Flemming waren zu ſehen.

Eine alte Frau riſs endlich Carln aus ſeiner Angſt. Sie hatte im Gebüſche einen Reiter mit Pferden bemerket, und muthmaſste, daſs dieſer Fremdling, wofür ſie den König hielt, wohl jenen, als ſeinen Reiſegefährten ſuchen könnte. Freundlich näherte ſie ſich daher dem Suchenden, und verkündete ihm die erwünſchte Bothſchaft. Carl eilte ſogleich nach dem angezeigten Gebüſch, und ſeine Freude war unausſprechlich, da er wirklich ſeinen Geleitsmann mit den Pferden fand. Er umarmte ihn vor Entzücken, und dieſer, der in nicht gerin-

gerer Beſorgniſs, als der König geſchwebt hatte, erwiederte herzlich dieſe groſse königliche Gnade.

Die Reiſe ging nun fort. Man wählte die abgelegenſten, verborgenſten Wege: dennoch aber war der König, ehe funfzehn Stunden vergingen, im Haag. Er kehrte hier in das ſchlechteſte Wirthshaus der Vorſtadt ein, und ſein getreuer Gefährte eilte ſogleich, der Prinzeſſinn von Oranien die Ankunft ihres königlichen Bruders zu berichten.

Die Vorſicht und Feinheit, die Flemming anwendete, um in das Innere des Schloſſes zu gelangen, übertrift alle Vorſtellung. Endlich gelang ihm dieſs ſchwierige Unternehmen. Er drang bis in das Gemach der Prinzeſſinn, und verurſachte durch ſeine unverhoffte Bothſchaft nicht geringere Freude, als er ſelbſt hatte, der glückliche Überbringer einer ſo frohlichen Nachricht zu ſeyn. Kaum aber war er

seines Auftrages entlediget, so flog er auch schon wieder zu Carl zurück, voll Entzücken, den guten König der baldigen Befriedigung seines innigsten Wunsches im voraus vergewissen zu können.

Indess hatte sich bey Carl ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ein ehrwürdiger Greis, schlecht und simpel gekleidet, mit einem langen weissen Barte, kommt in die Herberge, wo der Monarch eingekehrt war, und fragt den Wirth, ob nicht vor kurzer Zeit zwey Fremde hier abgetreten wären? Der Wirth bejaht diese Frage; und der Alte beginnt eine genaue Beschreibung der beyden Reisenden und ihrer Pferde zu machen, die in allen Stücken auf König Carl, seinen Geleitsmann, und die bey sich habenden Rosse passte. Der Wirth versichert den Greis, dass seine Schilderung mit den beyden neu angekommenen Gästen übereintrafe, und erkundiget sich, ob er die

Herren ſprechen wollte. Der Alte nickt freundlich mit dem Kopfe, und erſucht jenen, ihn bey dem einen der Fremden zu melden, den er zu gleicher Zeit deutlich bezeichnet. Es war König Carl ſelbſt, den er zu ſprechen begehrte.

Der Wirth kommt zu dem Monarchen, benachrichtiget ihn von dem Verlangen des Greiſes, und ſetzt hinzu, der Alte hätte ſehr geheimniſsvoll gethan, und müſste ihm ſonder Zweifel etwas ſehr Wichtiges zu ſagen haben.

Carls Sebrecken iſt nicht gering. Wer konnte hier mit ihm ſprechen wollen? wer konnte ihn an dieſem fremden Orte kennen? und doch ſchien der Greis ein Mann zu ſeyn, der ihn kannte, der wuſste, daſs er der umher wandernde unglückliche König von England ſey. Dennoch faſst ſich der Monarch ſchnell, und ſagt dem Wirthe, der Alte müſste wohl unrecht ſeyn; denn er wäre in ſeinem

Leben das erſte Mahl im Haag, hielte ſich auch, wie er ſelbſt wiſſe, erſt ſeit einer Stunde hier auf, und könne alſo unmöglich irgend eine Bekanntſchaft haben. Der Wirth findet dieſs natürlich, und geht zu dem Greiſe zurück.

Indeſs verblieb König Carl in der gröſsten Unruhe. „Du biſt verrathen!" ſprach er zu ſich ſelbſt. „Aber wer iſt der Verräther? Wer kann mich in dieſer elenden Kleidung, in dieſer Vermummung meines Körpers und meines Geſichtes erkannt haben? Dennoch iſt es geſchehen! — Wie wenn Flemming — wenn er der Verräther wäre? Unmöglich — und doch ſo wahrſcheinlich! Schrecklich, ſchrecklich, wenn es ſo iſt!" —

Indem der Monarch noch mit ſich ſelbſt redete, trat ſein getreuer Reiſegefährte munter und vergnügt mit ſeiner erfreulichen Bothſchaft herein. Der König drang ſogleich hart auf ihn, ſchalt ihn im er-

ſten Zorne einen Verräther, und befahl ihm, ſein Angeſicht zu meiden. Flemming wuſste nicht, womit er dieſe Behandlung verſchuldet hätte: und da er endlich deutlich den Zuſammenhang der Sache erfuhr, ſo betheuerte er mit dem heiligſten Eide, daſs weder durch ſeinen Mund, noch durch irgend eine ſeiner Handlungen die Reiſe des Königs kund gemacht worden ſey; ja, daſs es ſchlechterdings unmöglich wäre, daſs man ſeine Ankunft hier im Haag nur ahnden könne, weil er die gröſste Vorſicht angewendet habe, ſo wohl die Anſtalten, als das Unternehmen ſelbſt geheim zu halten.

Carl fand ſich bald geneigt, dem treuen Diener ſeines Freundes zu glauben, und dieſer Glaube wurde noch merklich durch Flemmings Erzählung beſtätiget, auf was für Weiſe er in das Schloſs gedrungen, und die Prinzeſſinn von der Gegenwart ihres Bruders benachrichtiget

hätte. Des Monarchen Furcht und Schrecken war dahin. Flemming, der ſo viel für ihn wagte, konnte ihn nicht verrathen haben, und die Schnelligkeit, womit die Reiſe bis Haag gemacht worden war, benahm ihm alle übrige Beſorgniſs, daſs er auf irgend eine Art ausgekundſchaftet worden ſey.

Dieſe Überzeugung brachte ſogleich die groſste Neugierde hervor, wer der alte Mann geweſen ſeyn möchte, der den König zu ſprechen begehrte.

Carl und ſein Geſellſchafter erſchöpften ſich in Muthmaſsungen, und ſchon gereuete es den erſteren, daſs er den ſeltſamen Greis nicht vor ſich gelaſſen habe. Doch dieſe Reue war noch zu früh. Der Wirth trat wieder herein, und berichtete, daſs ſich der wunderbare Alte keinesweges abweiſen lieſse, indem er, ſeinem Vorgeben nach, Dinge von der äuſserſten Wichtigkeit mit dem beſchrie-

denen fremden Herrn abzuhandeln hätte. Der Monarch staunte, entschloss sich aber schnell, und sprach lächelnd:

„Nun wohl! ist sein Geschäft so dringend, und hält er mich durchaus für seinen Mann, so mag er kommen."

Der Wirth verliess das Zimmer, und trat bald darauf mit dem Greise wieder herein. Es war ein würdiger Alter, wie ihn jener beschrieben hatte; doch sein Gesicht däuchte dem Könige gänzlich unbekannt. Carl betrachtete ihn lange Zeit schweigend und aufmerksam. Das nähmliche that der Alte.

„Bin ich derjenige," hob endlich der König an, „mit dem ihr sprechen wollt?"

„Ihr seyd es!" erwiederte der Greis; „aber ich darf nur unter vier Augen mit euch reden."

Der König winkte seinem getreuen Flemming, ihn zu verlassen. Schwer

ward dem Edeln die Vollziehung dieſes Befehls; doch er gehorchte, ergriff den Wirth beym Arme, und ging mit ihm aus dem Zimmer.

Kaum ſah ſich der Greis mit dem Monarchen allein; ſo ſchob er den Riegel vor die Thure. Erſchrocken ſah der König dieſe Vorbereitung an, und langte, da der fremde Mann ſich ihm wieder nahete, eiligſt ſeine Sackpiſtole heraus, um ſich im Nothfalle zu vertheidigen. Der Greis ſchien dieſs nicht zu bemerken, verſtattete dem Könige auch keine Zeit, eine Erklärung wegen dieſer ſeiner ſonderbaren Aufführung zu fordern, ſondern lieſs ſich auf ſeine Knie nieder, und zog ſchnell eine feine künſtliche Maske von ſeinem Geſichte hinweg. Carl ſchauderte zurück; er ſah Cromwells Geſandten, ſah den Esquire Downing zu ſeinen Fuſsen.

Unbeſchreiblich iſt es, was bey dieſer

Entdeckung in des Monarchen Seele vorging; denn Downing war als einer der gefährlichſten Feinde des ganzen königlichen Hauſes bekannt. Nie iſt ein Menſch unentſchloſſener geweſen, als der gute König Carl in dieſer Lage. Er zitterte, wollte ſprechen, und vermochte es nicht. Downing erwartete ſeine Anrede, und da dieſe nicht erfolgte, ſo nahm er ſelbſt das Wort. Schon ſeine Stimme zeugte von keiner böſen Abſicht. Es war der Ton der demüthigſten Unterwerfung, worin er ſprach; und bald lebte der König in neuer Hoffnung wieder auf.

„Sire!" hob Downing an, „Sie ſehen in mir keinen Feind, ſondern einen Ihrer treueſten Freunde. Es iſt wahr, ich habe an der Verſchwörung gegen Eure Majeſtät einigen Antheil genommen, und ſtehe ſelbſt jetzt in Cromwells Dienſten. Dennoch aber glaube ich, unter ihre eifrigſten Anhänger und Verehrer zu

gehören. Die Zeit wird lehren, dafs ich die Wahrheit rede; auch habe ich für jetzt schon die trefflichste Gelegenheit in den Händen, Eurer Majestät eine kleine Probe meiner Ergebenheit abzulegen, wozu ich wünsche, dafs der Himmel seinen Segen geben möge. Bevor ich mich aber erkläre, sehe ich mich genöthiget, Eure Majestät um das feyerlichste Versprechen zu ersuchen, nicht eher von dieser Unterredung einem Menschen ein Wort zu berichten, als bis es einst dem Höchsten gefällt, Ihr Haupt wieder mit der entwendeten Krone zu schmücken. Desgleichen mufs ich auch Eure Majestät bitten, nicht in mich zu dringen, auf was für Weile ich ihre Gegenwart in diesem Hause erfahren habe."

Carl nahm keinen Anstand, diefs beydes mit einem dreyfachen Handschlage dem Ritter zuzusichern, und dieser fuhr nun also fort:

„Cromwell ſteht ſeit kurzer Zeit mit den Staaten von Holland in dem beſten Vernehmen, in einem Vernehmen, welches ſo weit geht, daſs die vereinigten Staaten abhängig von ihm zu ſeyn ſcheinen, ihm mit einem Worte ſo ergeben ſind, daſs ſie mir nichts verweigern, was ich in ſeinem Nahmen begehre. — Machen ſich Eure Majeſtät bereit, eine ſchreckliche Mähre zu vernehmen. — Cromwell befahl mir neulich durch einen Courier, mit Holland ein Bündniſs zu ſchlieſsen, deſſen Hauptpunct Sie, Sire! betrifft. Auch hierzu hat man ſich bereitwillig finden laſſen, hat ſich anheiſchig gemacht, im Falle, daſs Eure Majeſtät das hieſige Gebiethe beträten, Dieſelben ſogleich gefangen zu nehmen, und unter der ſicherſten Begleitung in Cromwells Gewalt zu liefern. Der Tractat wurde unterzeichnet. Ich ſandte ihn, meiner empfangenen Ordre gemäſs, durch einen geheimen Secretär ſogleich

nach London. Am geſtrigen Morgen erhielt ich ihn wieder zurück, und ſchon verwichene Nacht ward durch einen vereideten Commiſſär von Seiten der Staaten alles in Richtigkeit gebracht."

„Nichts kann den Augen der Kundſchafter entgehen, die Cromwell'n dienen; das Gold, das er an ſie verſchwendet, vergröſsert ihren Eifer, verſtärkt ihre Liſt. Vor einer Stunde kam eine Staffette mit der Nachricht an mich, König Carl befände ſich auf dem Grund und Boden der vereinigten Staaten. Zugleich erhielt ich den Befehl, keine Koſten zu ſparen, und nichts zu verſäumen, wodurch ich die Habhaftwerdung von Ihrer Perſon, Sire, zu beſchleunigen vermöchte. Jeder Fehler, den ich beginge, ward mir dabey verkündet, würde auf meine Rechnung geſchrieben, und die mindeſte Saumſeligkeit könnte leicht meinen Kopf in Gefahr bringen." —

„Stellen ſich Eure Majeſtät, bey Empfang dieſer Nachricht an meine Stelle. Ich, obgleich ein verborgener, dennoch ein eifriger Verehrer meines Königes; ich ſollte denſelben ſeinem Feinde überantworten! Lange Zeit ſann ich hin und her, auf was für Weiſe ich wohl Ihre hohe Perſon retten könnte. Doch alles Nachdenken war umſonſt, bis ich endlich durch die angenehme Nachricht Ihres Hierſeyns überraſchet wurde. Mistrauiſch gegen jedermann, entſchloſs ich mich, das Werkzeug Ihrer Rettung ſelbſt zu ſeyn, und hier! Sire, ſehen Sie ihren treuen Diener, der es wagte, ſich zu verkleiden, und Ihnen ſo die ſchreckliche Gefahr zu vermelden, worin Sie ſich für jetzt befinden. Eilen Sie ſogleich Haag und das holländiſche Gebiethe zu verlaſſen. Der geringſte Zeitverluſt vermag Sie der Freyheit zu berauben. Selbſt Ihr Leben ſchwebt in Gefahr. Retten Sie ſich.

Reifen Sie ſchnell; reifen Sie glücklich, und rechnen Sie ferner auf die verborgene Hülfe ihres getreuen Downings. Ich eile ſogleich nach meiner Wohnung, werfe meine Maske ab, und ſtelle mich todkrank. Dadurch gewinnen Sie Zeit zur Flucht. Nach vier und zwanzig Stunden werde ich Anſtalt zu ihrer Habhaftwerdung machen. Doch hoffe ich, werden Sie dann ſchon längſt, mit Hülfe der Allmacht, die holländiſche Grenze erreichet haben."

Mit dieſen Worten ſchloſs Downing ſeine Erklärung, verdeckte wieder mit der Larve ſein Geſicht, und verlieſs, ohne des Königs Dank zu erwarten, eiligſt das Zimmer. Carl rufte ſogleich ſeinen getreuen Flemming, und beorderte ihn, Anſtalt zur ſchleunigſten Abreiſe zu machen. Die geringe Zeche wurde berichtiget, und binnen wenigen Minuten ging es mit den noch ermüdeten Roſſen wieder rückwärts, ohne daſs der König ſeine

heiſse Sehnſucht befriediget, ohne daſs er ſeine geliebte Schweſter geſehen und geſprochen hatte.

Flemming drang in den Monarchen, ihm die Urſache dieſer unerwarteten Abreiſe zu entdecken; aber Carl weigerte ſich, ſeines Gefährten Neugierde zu befriedigen, und verboth ihm zugleich, nie einem Menſchen von der Zuſammenkunft mit dem Greiſe ein Wort zu ſagen. Ohne den mindeſten widerwärtigen Zufall kamen die beyden Reiſenden über die Grenze, und König Carl war alſo glücklich gerettet.

Nachdem der Monarch den Thron wieder beſtiegen hatte, wurde Flemming königlich belohnt, und Downing behielt zu jedermanns Erſtaunen den Geſandtſchaftspoſten in Holland. Unter dem angenommenen Nahmen, Sir Georg, deſſen er ſich in der Folge bediente, iſt er aus der Geſchichte ſattſam bekannt. König

Carl betrachtete ihn von jener Zuſammenkunft an als ſeinen beſten Freund, und ſprach oft und rühmlich in Gegenwart ſeines Hofes von ihm.

Einſt hielt Carl mit einigen ſeiner Günſtlinge ein fröhliches Nachtmahl. Man lachte, ſcherzte und zechte tapfer. Die Rede kam von ungefähr auf Downing. Graf Cromartie beſchwerte ſich über ihn, daſs er neulich im Parlamente ſehr beleidigend von der ſchottiſchen Nation geſprochen hätte, und fügte hinzu, daſs er wohl verdiente, darüber zur Verantwortung gezogen zu werden.

„Nur meinen Freund Downing laſst mir unangetaſtet!" rief der König. „Das iſt der Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe."

Erſtaunt blickte die ganze Geſellſchaft den Monarchen an, und dieſer erzählte nun zum erſten Mahle die Begebenheit vom Haag. Allgemeines Freudengeſchrey

erfolgte, da der König zu Ende damit war. Man fohnte ſich auf der Stelle mit Downing aus, und erſuchte den Monarchen, ihn herbey rufen zu laſſen. Dieſs geſchah, und lautes Frohlocken empfing den Edlen. Carl drückte ihn mit innigſtem Entzücken an ſein Herz, und leerte den gröſsten Pokal auf das Wohl ſeines Erretters. Lob, Ehre und die Gunſt des Hofes blieben Downings Eigenthum, ſo lange er lebte, und ſelbſt ſeine Nachkommenſchaft empfand noch die Folgen jener groſsen That.

Die Herzoginn

C e r i f a l c o.

Eine junge Prinzeſſinn aus dem Hauſe Barbarini, die Schönheit und Herzensgüte ſelbſt, wurde die Gemahlinn des Herzogs von Cerifalco. Jeder, der das holde Mädchen kannte, beklagte im voraus ihr Schickſal; und bald zeigten die traurigſten Folgen, daſs dieſes Mitleid nicht ungegründet war. Eine Verbindung, wobey man nur bedacht zu ſeyn ſchien, zwey groſse Nahmen und unermeſsliche Reichthümer zu vereinen; eine Ehe, wobey man keine Rückſicht auf die Übereinſtimmung der Charaktere nahm, wo man die reinſte Unſchuld zu dem ſcheuſs-

lichſten Laſter, das Lamm zu dem Tieger geſellte; eine ſolche Ehe konnte nicht anders, als unglücklich ausfallen.

Der Herzog war ein Wüſtling der erſten Gröſse, war, obgleich noch in der Blüthe ſeiner Jahre, ſchon ſo weit auf der Bahn des Verderbens vorgedrungen, daſs ſeine Seele kein edles Gefühl mehr kannte, daſs ihm nichts menſchliches mehr übrig blieb, als ein Schwarm von Leidenſchaften, die ihn, gleich reiſsenden Stürmen, umher trieben.

Die junge Gemahlinn wurde im Pompe nach Neapel geführt, dem Hofe vorgeſtellt, bald aber auf ein einſames Landgut geſchleppt. Der Vorwand hierzu war die Liebe des Herzogs; aber der wahre Grund war ſeine Eiferſucht. Der junge Ehemann liebte ſeine Gattinn bis zur Ausſchweifung, liebte ſie bis zu einem Grade, der an Raſerey grenzte, und war folglich auch bis zur Thorheit eiferſüch-

tig. So litt also schon die gute Herzoginn in der glücklichsten Zeit ihres Ehestandes. Denn ihr Gemahl dachte nicht daran, seine Eifersucht zu verbergen, oder nur durch die mindeste Delicatesse weniger quälend für sie zu machen.

Ein Extrem ist gewöhnlich die Folge des andern. Dieser sonderbare Zug des menschlichen Herzens äußerte sich auch plötzlich bey dem Herzoge. Die Flamme seiner Liebe erlosch, und an die Stelle des heftigen Feuers trat nicht nur Kälte, sondern auch Haß, und bald folgten so gar Handlungen von Abscheu. Er fing an, die Herzoginn das ganze drückende Gewicht seiner Verachtung fühlen zu lassen. Selbst dasjenige, was die mißvergnügtesten Eheleute so selten aus den Augen setzen, selbst das Gesetz des äußeren Wohlstandes wurde von ihm übertreten. Er beleidigte seine Gemahlinn in Gegenwart der Bedienten, berechtigte

so gar diese, ihrer Gebietherinn die schuldige Achtung zu versagen, liefs endlich seiner wilden Begierde völlig den Zügel schiefsen, und trat alles, was Ehre heifst, mit Füfsen.

Sein Schloss wurde mit einer Schar niedriger Dirnen bevölkert, und seine tugendhafte Gemahlinn ward nicht nur gezwungen, eine Zuschauerinn aller seiner Gräuel zu seyn, sondern er unterwarf sie auch dem Spotte und dem Muthwillen seiner ehrlosen Gesellschaft; ja ihre Erniedrigung ging endlich so weit, dafs man sie nöthigte, bey den Festen, die die Schamhaftigkeit zu schildern verbeut, selbst aufzuwarten, und von den zügellosen Bachantinnen Befehle anzunehmen.

Während das geschah, empfingen die Ältern der Herzoginn mit jedem Posttage die trostreichsten Nachrichten von ihrer geliebten Tochter. Sie schrieb unaufhör-

lich von der Süfsigkeit ihres Standes, von der Harmonie, die zwiſchen ihr und ihrem Gatten herrſchte; mit einem Worte, jeder ihrer Briefe enthielt die lieblichſten Beſchreibungen einer glücklichen Ehe. Doch, ſie war es nicht ſelbſt, die dieſe Nachrichten gab. Zwar kamen ſie von ihrer Hand; aber ihr Herz blutete, indeſs dieſe Unwahrheit verkündigte.

Ihr grauſamer Gemahl, der ſchlechtdenkendſte aller Menſchen, kannte nur allzu wohl die Gefahr, die ihm von Seiten einer ſo mächtigen Familie drohte, und zwang daher alle Poſttage die Unglückliche, jene lügenhaften Berichte niederzuſchreiben. Den Dolch auf ihre Bruſt geſetzt, begann er zu dictiren. Zitternd vor Todesangſt gehorchte die Arme; und ſelbſt ihre Thränen vertrockneten bey dem Anblicke des blinkenden Stahles.

So gräſslich gefoltert, brachte die Herzoginn zwey Jahre hin. Das Schickſal

der Verdammten ſchien nicht qualvoller ſeyn zu können, als das ihrige, und dennoch ward ihr Zuſtand noch bejammernswürdiger.

Die Gute nährte in dem Inneren ihres Herzens einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung. Oft, wenn ſie auf ihren Knien zu der ewigen Erbarmung geflehet hatte, floſs ſüſser Troſt in ihre Seele, und eine ſanfte Stimme liſpelte ihr zu — deine Leiden werden ein Ende gewinnen! Die lange erwartete Gelegenheit both ſich endlich dar, und ſie ergriff ſie begierig.

Ein Page des Herzogs ſah mit Wehmuth den Jammer der Unglücklichen, ſah, wie bey den unaufhörlichen Miſshandlungen ihre Schönheit, ihre Jugend erſtarb, und entſchloſs ſich, durch Bezeugung ſeines Mitleids ihren Gram, wo möglich, zu verringern. Die Herzoginn erblickte in ihm einen Engel vom Himmel geſandt, hörte nicht auf ſeine tröſt-

lichen Worte, ſondern beſchwor ihn, ſie zu retten, verſprach ihm das glänzendſte Glück, wenn er ihre Aeltern von der ſchrecklichen Lage, worin ſie ſich befände, unterrichten könnte; und der Page, entzückt, mehr zu vermögen, als er gewähnt hatte, betheuerte ihr, alles, was in ſeinen Kräften ſtände, für ſie zu unternehmen.

Der Herzog hielt ſorgfältig alle Schreibmaterialien von ſeiner Gemahlinn entfernt; es war alſo unmöglich, ein Paar Zeilen zur Beglaubigung des Abgeſandten aufzuſetzen. Doch man wuſste ſich Rath. Ein Ring, wohlbekannt in der barbariniſchen Familie, wurde dem Pagen anvertraut; und dieſer beſtimmte ſchon die nächſte Mitternacht zu ſeiner Abreiſe nach Rom.

Die Anſtalten zu dieſem Vorhaben waren mit der gröſten Vorſicht getroffen worden; dennoch aber glückte die Ausführung nicht.

Man entdeckte die Abweſenheit des Pagen. Er wurde auf der Flucht ergriffen, zurück gebracht, zum Bekenntniſſe genöthiget, und für den Beyſtand, den er der leidenden Tugend leiſten wollte, mit einem Dolchſtiche ermordet. Der Herzog befahl hierauf, den blutenden Leichnam nach einem unterirdiſchen Gewölbe zu ſchleppen, befahl, ſeine ſchuldloſe Gemahlinn an den nähmlichen Ort zu bringen. Seine ſchamloſen Dirnen jauchzten ihm Beyfall zu, reizten, nach Art der Furien, ſeinen Zorn noch mehr, und ſo ward er zum teufliſchſten Ungeheuer, ſo übertraf der unmenſchlichſte Gatte ſich ſelbſt noch an Grauſamkeit.

Er flieg hinab in den Kerker, begleitet von den Buhlerinnen. Man brachte ſeine bebende Gattinn, und er zeigte ihr bey dem Scheine der Fackeln das gräſsliche Schauſpiel, zeigte ihr den, der ſie retten wollte, im Blute.

„Hier!" ſprach er mit donnernder Stimme, „hier ſieh die Folgen deiner Treuloßgkeit. Er iſt beſtraft, der Frevler; aber dein harret noch härtere Strafe!" —

Wie aus einem Munde ſtürmten von allen Seiten Vorwürfe dieſer Art auf ſie. Man ſchalt ſie eine Ehebrecherinn, ſie, deren Herz ſo rein war, ſie, die mit Rechte dieſe Schmähung ihren Beleidigern ertheilen konnte. Sie bath um Gehör, verſuchte im edlen Gefühle ihrer Tugend ſich zu entſchuldigen; umſonſt! man geboth ihr zu ſchweigen, ſtieſs ſie, da ſie knieend nur um Gerechtigkeit flehte, zu Boden, und der Barbar von Gemahl ſprach endlich ſelbſt über die Märterinn das Urtheil aus.

„Du biſt beſtimmt," rief er, „nie wieder das Sonnenlicht zu erblicken. In dieſen öden Mauern ſollſt du dein Leben beſchlieſsen. Hier kannſt du," ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „ungeſtört den Tod dei-

nes Geliebten beweinen; kannſt, ſo du willſt, Buſse thun, und dir den Himmel beſtellen!" —

Mit dieſer grauſamen Rache noch nicht befriediget, wollte der Herzog ſogar, daſs der Körper des Ermordeten unbegraben im Kerker verbleiben ſollte, um, wie er ſagte, der Häuchlerinn eine immerwährende Ergetzung zu gewähren. Aber eine der Buhlerinnen, die in der Kunſt, Menſchen zu quälen die geübteſte war, machte die Bemerkung, daſs die Verweſung des Leichnams, in kurzer Zeit die Luſt des engen Gemaches verpeſten, und alſo auf dieſe Weiſe die Marter der Herzoginn von keiner Dauer ſeyn würde.

Der Einwand fand Gehör. Man bewunderte die Feinheit der Verruchten; und es wurde, ihrem hölliſchen Rathe gemäſs, beſchloſſen, im Kerker ſelbſt ein Grab zu graben, und den Körper des Unglücklichen darein zu verſcharren. Dem

Entſchluſſe folgte ſogleich die That. Die ganze Verſammlung legte Hand an das Werk, und in kurzer Zeit war die Grube bereitet. Der Herzog zückte ſeinen Dolch, ſtieſs ihn nochmahls in das kalte Herz des Leichnams, zwang ſeine vor Schrecken, Schmerz und Todesangſt auſser ſich gebrachte Gemahlinn, den Ermordeten zu küſſen, und warf ſodann den Körper mit eigener Hand in das Grab. Lautes Hohngelächter ertönte, da man den Sand über ihn herſchüttete, und frohlockend eilte nun die ganze ehrloſe Schar aus dem Gefängniſſe.

Riegel und Schlöſſer ohne Zahl verwahrten die Thür des Kerkers. Der Herzog nahm ſelbſt die Schlüſſel zu ſich, und gab ſie nur jeden Tag auf eine Viertelſtunde aus ſeinen Händen, damit man die Unglückliche mit Brot und Waſſer verſehen könnte.

Von der ganzen Welt verlaſſen, ſchmach-

tete nun eine geborne Prinzeſſinn in einem finſtern, naſskalten Loche. Sie, die mit den Annehmlichkeiten des Lebens ſo bekannt war; ſie, die an einem der glänzendſten Höfe erzogen wurde, ſie lag jetzt auf einem faulen Bunde Stroh, und athmete eine Luft, die durch die Ausdünſtungen des nicht tief genug vergrabenen Leichnams vergiftet ward. Ach! wie ſehnlichſt wünſchte ſie den Befreyer alles Elendes herbey; aber ſelbſt der gierige Tod verſchmähete ihr Flehen, und lieſs die Märterinn mit Jammer, Schmerz und Hunger kämpfen.

Unter den ſicilianiſchen Banditen, die in des Herzogs Dienſten ſtanden, befand ſich ein Mann, der an Grauſamkeit alle ſeine Gefellen übertraf, und der deſshalb der Liebling ſeines Herrn war. Dieſer wurde zu dem Gefangenwärter der Herzoginn gemacht. Er brachte ihr gewöhnlich die klägliche Koſt, trübes Waſſer und

einige Brotrinden, hart wie die Steine des Kerkers. Der Tieger fand inniges Behagen an diesem schrecklichen Schauspiele, und erleichterte nie mit einem Worte die Qual und den Gram der armen Verstossnen.

Umgeben von seinen Henkern erschien alle Wochen ein Mahl der Herzog selbst im Gefängnisse, und zwang, wie vorher, seine Gattinn, Briefe an ihre Familie nach Rom zu schreiben, die nur von Glück und Freude handelten. Die Dolche, die beym Fackelschimmer glänzten, die Gewaltthätigkeiten, die man an ihr verübte, bewegten stets die Gepeinigte, mit neuen Unwahrheiten ihre Verwandtschaft zu hintergehen.

Jetzt hatte schon die Unglückliche sieben Monathe in dem unterirdischen Gewölbe verlebt. Ihre Kräfte waren erschöpft; sie harrte stündlich auf das Ende ihrer Leiden. Der Kerkermeister fand

ſie eines Morgens aller Empfindung beraubt auf ihrem Lager. Er wähnte ſie todt, ſtieſs ſie unſanft an, rüttelte ſie endlich mit mächtiger Fauſt, und die Gefangene kam wieder ins Leben zurück. Sie ſchlug die Augen auf, ihr Blick fiel auf das Angeſicht des Banditen, und es däuchte ihr, als ob ſeine grauſamen Züge ſich zum Mitleide verzögen. Ein neuer Hoffnungsſtrahl drang in ihre Seele, und gab ihr Kraft, ſich aufzurichten, die Knie des Unmenſchen zu umfaſſen, und mit dem Überreſte ihrer Thränen zu benetzen. Der Bandit ſtarrte ſie wild an; doch ſtieſs er ſie nicht zurück. Mit leiſer, bebender Stimme begann endlich die Herzoginn zu ſprechen, und der rauhe Sicilianer hörte ſie an.

„Wähne nicht," waren ihre Worte, „daſs ich von dir meine Freyheit verlange. Ich weiſs, du kannſt mir dieſe nicht gewähren, ohne ungehorſam gegen

deinen Herrn zu ſeyn, ohne die deinige in Gefahr zu ſetzen. Auch glaube nicht, daſs ich Verlängerung meines Lebens von dir bitten will. Dieſes iſt mir eine Laſt, und gern und willig würde ich es dieſen Augenblick noch hingeben, wäre meine Seele nur geborgen. Von dir hängt es ab, dieſe zu retten, von dir allein hängt es ab, ob ich ewig ſelig, oder ewig verloren ſeyn ſoll. Erhöre mein Flehen und verſchaffe mir Gelegenheit, meine Sünden zu beichten, mich mit meinem Erloſer auszuſöhnen. Es iſt die letzte Bitte einer Sterbenden, die an dich gethan wird. Bedenke, Mann, daſs auch du ſterblich biſt; daſs dein Gewerbe dich öfters dem Tode ausſetzt; daſs auch dein letzter Wunſch ſeyn wird, die Abſolution des Prieſters zu empfangen. Bedenke dieſs, und erbarme dich meiner; dann wirſt auch du einſt Erhörung finden, und alle Heiligen werden dir in deiner To-

desſtunde vergelten, was du an mir unglücklichen Weibe thateſt." —

Es iſt bekannt, daſs auch der blutdürſtigſte Sicilianer Ehrfurcht fur die Religion in ſeinem Herzen nährt. Die Verbindung zwiſchen Barbarey und Gottesfurcht ſcheint unglaublich zu ſeyn: dennoch aber beſteht ſie, Trotz allem Wiederſpruche der Philoſophie, in der Natur. Dieſer Tieger, der auf den erſten Wink ſeines Herrn mit kaltem Blute den Dolch in das Herz jenes unglücklichen Schlachtopfers geſtoſsen hätte, vermochte nicht, der Gewalt eines religiöſen Vorurtheils zu widerſtehen, das ihm in ſeiner zarten Jugend eingeprägt wurde. Er ſchwieg lange Zeit, ſann nach, und verſprach endlich, auf wiederhohltes Anhalten der Herzoginn, bey dem erſten günſtigen Augenblicke ihre Bitte zu erfüllen.

Die Gelegenheit both ſich bald dar. Der Herzog ging auf die Jagd, das gan-

ze Gefindel des Schloſſes zerſtreuete ſich, und der Bandit begab ſich ſogleich nach der Landſtraſse.

Ein Franciscaner kam einher gezogen, und wurde angehalten. „Folge mir, Pfaff!" rief der Sicilianer mit einer Stimme, die den guten Mönch zittern machte. Er gehorchte, und ward durch einen heimlichen Zugang bis in den Keller des Schloſſes gebracht.

„Hier!" ſprach der Bandit, als er die Thür des Gefängniſſes öffnete, „hier verrichte dein Amt. Du wirſt eine ſterbende Perſon finden: höre ſie Beichte; aber wiſſe, weileſt du länger, als eine halbe Stunde bey ihr; ſo iſt dieſer Dolch für dich geſchliffen!" —

Der Franciscaner trat bebend in den Kerker, und der Bandit verſchloſs ſorgfältig die Thür. Es ſchien, als ob die Vorſicht dieſen würdigen Geiſtlichen zu ihrem Werkzeuge beſtimmet hätte. Ein

Mann, wie er, mit einem Herzen voll warmer Menſchenliebe, begnügte ſich, nicht bloſs ſeine Pflicht als Beichtiger zu erfüllen. Er ſah ſogleich, daſs er keine gewöhnliche Sünderinn vor ſich habe, und drang in die Herzoginn, ihm von der Urſache ihres Unglücks eine kurze Erzählung zu machen. Dieſs geſchah, und der Menſchenfreund ſchauderte. Doch ſeine Zeit war kurz, ſein Leben jetzt köſtlicher, als jemahls; er eilte daher, die Abſolution zu ertheilen, und den Kerker wieder zu verlaſſen.

„Faſſen Sie Muth! tugendhafte Seele," ſprach er bey ſeinem Abſchiede; „Ihr Elend wird ſich enden. Es war Gottes Hand, die mich dem Banditen entgegen leitete; es iſt Gottes Stimme, die zu meinem Herzen redet. Bald ſollen Sie von mir hören.

Der Kerkermeiſter lauerte ſchon am Eingange des Gefängniſſes, und führte

den Mönch, ohne ein Wort zu ſprechen, bis zu der Stätte zurück, wo er ihn weggenommen hatte. Hier that er ſeinen Mund auf, ſchwor unter den ſchrecklichſten Flüchen, ihm am Hochaltare zu morden, wenn je eine Sylbe von dem, was er in dieſer Stunde ſah, über ſeine Lippen käme, und floh ſodann ſchnell nach dem Schloſſe zurück.

Der Franciscaner eilte indeſs auf das nächſte Dorf. Der Pfarrer deſſelben war ihm bekannt. Er gab vor, an einen entfernten Ort berufen zu ſeyn, ſtellte ſich äuſserſt ermüdet, und erſuchte den Landprieſter um ein Pferd. Seine Bitte wurde ſogleich bewilliget. Er verſprach, das Roſs ohne Schaden ſeinem Beſitzer zurück zu liefern; war aber feſt entſchloſſen, ſein Verſprechen nicht zu halten, ſondern lieber dieſs Thier aufzuopfern, als der Unglücklichen Rettung zu verzögern.

Die Reiſe ging fort. Das edle Werk gab unſerm Franciscaner Muth und Stärke, und ehe noch der Morgen anbrach, war er ſchon in Neapel.

Er ritt ſogleich nach dem königlichen Schloſſe. Die äuſsere Schildwache erſtaunte, einen Courier in Mönchskleidung zu ſehen, erſtaunte noch mehr über die ungewöhnliche Zeit ſeiner Ankunft, und machte ihm den Eingang ſtreitig; aber der Franciscaner lieſs ſich nicht abſchrecken. Er ſprach von dringenden, äuſserſt wichtigen Geſchäften, und ſo gelang es ihm, in den Wachtſaal zu kommen; ſo kam er auch endlich bis in das Vorzimmer des Monarchen.

Hier fand er noch gröſsere Schwierigkeiten: dennoch aber drang er durch. Er redete mit Ernſt und Nachdruck von der Nothwendigkeit eines baldigen Gehörs, und der Kammerherr, der zugegen war,

entſchloſs ſich endlich, den König zu wecken.

Der Franciscaner wurde nun, wie er es begehrt hatte, perſönlich vor den König geführt. Er fiel dem Monarchen zu Füſsen, und berichtete in möglichſter Kürze das ſchreckliche Schickſal der Prinzeſſinn, die einſt an ſeinem Hofe war, ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die fürchterliche Gefahr, worin ſie ſchwebe, und die traurigen Folgen, die nur die geringſte Verzögerung der Hülfe haben könnte. Der König erbebte; Schmerz und Unwillen, daſs ſolche Abſcheulichkeiten in ſeinen Staaten vorgingen, überwältigten ihn; er beorderte den Augenblick funfzig Mann von ſeiner Leibgarde, auf das ſchleunigſte den Mönch zu begleiten, die Feſſeln der Unſchuld zu brechen, und an ihrer Statt den barbariſchen Herzog damit zu belaſten.

Der Befehl wurde vollzogen. Froh-

lockend führte der Franciscaner das Detaſchement an. Man bediente ſich der groſsten Vorſicht, und ſo gelang es der Garde, das Schloſs einzunehmen und ſich des, wie gewöhnlich, beraufchten Herzogs zu bemächtigen, ohne dafs weder er, noch ſeine Leute im Stande waren, den mindeſten Widerſtand zu thun. Der Bandit, der das Amt des Kerkermeiſters verrichtet hatte, ward auf das Fürwort des Franciscaners begnadiget; alle übrigen wurden gefeſſelt von dannen geführt.

Man begab ſich nunmehr nach dem Gefängniſſe der Herzoginn. Der menſchenfreundliche Mönch wuſste aus Erfahrung, dafs nichts gefährlicher ſey, als der plötzliche Übergang von der Betrübniſs zur Freude, und trat defshalb anfänglich ganz allein in den Kerker. Kaum erblickte ihn die Herzoginn, ſo breitete ſie entzückt ihre Arme nach ihm aus, und be-

gehrte zu wiſſen, ob er ihr ein Bothe der Rettung ſey. Der Franciscaner begann ſeine Vorbereitungen, liefs ſtufenweiſe der Geretteten Hoffnung zur Gewifsheit werden, und kündigte ihr dann erſt die ſchon errungene Freyheit an. Deſſen ungeachtet aber vermochte die Herzoginn ſo viele Freude nicht zu tragen. Ihr Körper war zu geſchwächt; eine Ohnmacht folgte der andern. Man ward um ihr Leben beſorgt; doch endlich erhohlte ſie ſich. Die geleiſtete Hülfe fchlug an. Sie wurde aus dem Kerker und ſo bald, als möglich, nach Rom in den Schoofs ihrer Familie gebracht. Dort lebte ſie noch lange Zeit ſo glücklich und froh, als es ihr erduldeter Jammer verſtattete.

Der grauſame Herzog ſollte auf dem Blutgerüſte den Lohn ſeiner Schandthat empfangen; aber die tugendhafte Märterinn bath ſelbſt, vereint mit ſeiner Verwandtſchaft, für ihn, und er wur-

de begnadigt. Eine Feſtung verſchloſs ihn lebenslang, und die gekränkte Gattinn erhielt, als eine geringe Entſchädigung für ihre Leiden, ſeine geſammten Güter.

Die Grafen P.

in Venedig.

Dieſe ſeltſame Begebenheit hat zwar das Gepräge einer Erdichtung, iſt aber wirklich hiſtoriſch wahr, und in der zweyten Hälfte dieſes Jahrhunderts vorgefallen. Da noch Perſonen aus der Familie der Marquiſe C. in Venedig, wie auch der Grafen P. leben, ſo hat man die Nahmen nicht ausgedrückt.

Graf P. war ein Mann von vieler Weltkenntniſs; Erfahrung war ſeine Lehrerinn geweſen, und nach dieſer ihren Vorſchriften maſs er genau ſein Verhalten während ſeiner ganzen Lebenszeit ab. Seine weiten langwierigen Reiſen waren ihm nicht wenig behülflich geweſen zu dieſer heilſamen Klugheit zu gelangen. Oft ſprach er mit Entzücken von der Zeit, die er im Auslande verlebte, und erinnerte ſich immer nur ſeiner Jugendjahre, um die glücklichen Tage zu berechnen, die er im Schooſse entfernter Freunde, wohl auch Freundinnen zugebracht hatte.

Vorzüglich ſprach er bey dergleichen Gelegenheiten mit dem gröſsten Entzücken von ſeinem Aufenthalte in Venedig. „Sie iſt die Königinn der Städte, dieſe ſtolze Republik!" rief er dann gewöhnlich zu wiederhohlten Mahlen aus. Doch war er nie dazu zu bringen, die wahre Urſache anzugeben, wodurch ihm beſonders dieſer Ort ſo merkwürdig, ſo angenehm geworden ſey. Er nahm ſtets ſeine Zuflucht zur Beſchreibung der äuſseren Reiſe jener Seeſtadt, und nicht ſelten muſste er von ſeiner Gemahlinn loſe Spöttereyen anhören, daſs ihm vielleicht ein geliebter Gegenſtand dieſen Ort ſo bezaubernd ſchön gemacht hätte. Er ſchwieg dann gewöhnlich mit einem bedeutenden Lächeln, und nahm lange Zeit an dem neu angeſponnenen Geſpräche keinen Antheil.

Der Sohn dieſes Mannes war ein Jüngling von dem edelſten Herzen, von den

trefflichſten Anlagen, war die Freude und Hoffnung des ganzen gräflichen Hauſes. Er verliefs im zwanzigſten Jahre das väterliche Schloſs, um auf verſchiedenen Akademien ſeinen Geiſt zu bilden, und ſich zum zukünftigen Staatsmanne geſchickt zu machen. Nach Endigung ſeiner Studien ward zur Verfeinerung der Sitten eine Reiſe ins Ausland beſchloſſen. Ehe der junge Graf dieſe aber antrat, beſuchte er noch ein Mahl den Ort ſeiner Geburt, theils um ſich, dem Wunſche der Familie gemäſs, nach ſeiner dreyjährigen Abweſenheit zu zeigen, theils um noch manches aus ſeines Vaters Munde zu vernehmen, was ſich keinem Papiere anvertrauen liefs.

Unterdeſſen mancherley Zurüſtungen vergingen einige Wochen. Jetzt war alles im Stande, und der Tag des Abſchiedes wurde beſtimmt. Den Abend vor dieſem verſammelte ſich die ganze Familie. Man

wünſchte dem jungen Reiſenden Glück zu ſeinem Vorhaben, gab ihm dieſen und jenen Auftrag, ertheilte ihm verſchiedene Empfehlungsſchreiben, nahm nochmahls in ſeiner Geſellſchaft die Mahlzeit ein, und verliefs ihn ſodann mit den herzlichſten Verſicherungen der auch in ſeiner neuen Abweſenheit fortdauernden Liebe, und mit der dringendſten Bitte, die ſtolze Hoffnung, die das ganze gräfliche Haus auf ihn ſetzte, nicht zu vernichten.

Der alte P. war dieſen ganzen Abend hindurch ungemein ernſthaft geweſen; er ſprach wenig, ſchien immer in tiefes Nachdenken verſunken, und häftete öfters einen ſehnſuchtsvollen Blick auf ſeinen Sohn. Man ſchrieb dieſs der Betrübniſs zu, den Einzigen aufs neue zu verlieren, glaubte, daſs dieſe ſehnſuchtsvollen Blicke dem Verlangen gälten, den Geliebten bey ſich behalten zu können,

und ehrte den väterlichen Schmerz. Aber man irrte ſich: der alte Graf verlangte blos nach Ruhe, harrte blos mit Sehnſucht auf den Augenblick, wo er mit ſeinem Sohne allein ſeyn würde. Dieſer kam endlich. Die Verwandtſchaft fuhr von dannen, und er nahm ſogleich ſeinen Sohn in das geheimſte Cabinet.

„Théodor!" hob er nach einer Pauſe an, in der er zu überlegen ſchien, wie er das, was er vorzutragen hatte, mit Anſtand und ohne die dem Vater geziemende Ehrfurcht Preis zu geben, dem Jünglinge kund machen könnte. „Theodor, du verläſſeſt mich, und ich zittre für dein Wohl, für meine Freude. Deine Aufführung — es iſt wahr — bis hierher iſt ſie untadelhaft geweſen; aber meine Erfahrung, meine Menſchenkenntniſſe zeigen jetzt meinen Augen einen Schauplatz, der meine Seele mit Angſt und Schrecken erfüllt. — Sohn!

Jüngling! ich beſchwöre dich, ſey bey jeder deiner Handlungen, bey jedem Schritte, den du thuſt, deiner Ehre, der Ehre deines Vaters eingedenk. Ach! es lauern Gefahren auf dich, die du nicht kenneſt, die ich nicht alle vor deinen Blicken zu enthüllen vermag; weil die Geſtalten, in denen ſie erſcheinen, ſo mancherley ſind; weil ſie, nach Zeit, Ort und Lage der Dinge geformt, ins Unendliche reichen, und ſelbſt den erfahrungsreichen Greis noch zu bethören vermögen; doch gibt es eine Hauptregel, die du befolgen mußt, und die dir deinen ſchweren Stand erleichtern wird. Du biſt mit Empfehlungen und Briefſchaften hinlänglich verſehen. Keine Stadt, die du durchreiſeſt, wird du leer von Leuten finden, die ſich nicht an deinen Vater, oder wenigſtens deinem Nahmen nach, auf einen aus deiner Verwandtſchaft erinnern."

„Wähle dir überall einen Leitsmann; doch wähle mit Vorſicht. Nicht immer iſt der unſer Freund, der es ſelbſt durch Thaten zu ſeyn vorgibt. Sieh den Ton, ſieh die Art und Weiſe der Menſchen, die ſich deine Freunde nennen. Traue mehr dem Manne, der dir mit Strenge die Wahrheit berichtet, der mit Ernſte, ja wohl mit Schärfe dich ermahnt, wenn du gefehlt haſt. Demjenigen, der ſüfs und ſchmeichelhaft mit dir umgeht, der keinen deiner Irrthümer rügt, der alles lobt, was du gethan haſt, alles billiget, was du thun willſt, dem traue nicht: einen ſolchen verabſcheue; denn er will dein Beſtes nicht, oder iſt ſelbſt ein Schwächling, der die Gefahr, die dir droht, nicht kennet."

Der alte Graf hielt hier einen Augenblick inne, haftete einen ſtarren Blick auf ſeinen Sohn, ſchlug dann ſein Auge nieder, und fuhr fort:

„Wollte Gott, ich könnte dir in jeder Stadt den Mann nennen, dem du dich vertrauen ſollſt; aber ich kann es nur in den wenigſten. Viele meiner auswärtigen Freunde hat ſchon die Sichel des Todes gemähet. Hier ſind noch einige Schreiben an die Wenigen, die am Leben ſind, und für die ich bürgen kann. Nun aber noch ein Wort von einem Freunde, den ich als meinen theuerſten verehre, der noch lebt, und an den du dich wenden mußt. Du wirſt nach Venedig kommen, an den gefährlichſten Ort für junge Reifende. Erinnerſt du dich noch, mit welchem Entzücken ich jederzeit von dieſer Seeſtadt ſprach? Ach, es waren glückliche Tage, die ich daſelbſt verlebte! Ich fand in dieſem gefahrvollen Aufenthalte, wo alles auf das Verderben des Junglings lauert, eine Seele, die mich warnte, die mich rettete, die mich wahrhaft liebte und beſeligte. Dieſe Seele — faſſe dich, Theo-

der, du wirst ein seltsames Wort vernehmen! — diese Seele wohnte in dem Körper eines Weibes."

Der Graf richtete hier schüchtern das Auge auf seinen Sohn; er erwartete einen strafenden Blick von ihm; aber er sah nur Verwunderung mit Freude vermischt, und sprach beruhiget weiter.

„Ich kam in dieser Stadt mit vielen Jünglingen meines Standes in Bekanntschaft. Klima, Temperament und Leichtsinn riss mich fort. Durch das Beyspiel meiner angeblichen Freunde gelockt, trat ich in ihre Fussstapfen, und war nahe daran, ein Wüstling gleich ihnen zu werden."

„Eines Abends, da ich eben bereit bin, mich in eine meiner gewöhnlichen Gesellschaften zu begeben, und schon die Gondel bestiegen habe, reicht mir eine alte Frau verstohlner Weise einen Brief. Ich eile von neuem auf mein Zimmer,

öffne das Schreiben, und finde eine Einladung von weiblicher Hand geſchrieben, der Ueberbringerinn deſſelben zu folgen. Unbedachtſam, wie ich war, bin ich ſogleich hierzu entſchloſſen; und welches Glück für mich, daſs dieſe meine Unbedachtſamkeit, die manchen anderen ſchon ins Verderben ſtürzte, mein Wohl begründete!"

„Ich trat mit der Briefträgerinn in die Gondel. Nicht weit fuhren wir, ſo geboth die Alte ſtille zu halten, ergriff meine Hand, und führte mich durch ein kleines Pförtchen in einen anſehnlichen Pallaſt. Verſchiedene finſtere Gänge wurden durchſchlichen, verſchiedene ſchmale Treppen beſtiegen. Die Alte leitete mich immer an der Hand fort. Endlich waren wir an Ort und Stelle."

„Meine Führerinn ſtampfte drey Mahl mit dem Fuſse auf die Erde, und plötzlich öffnete ſich eine Thür. Man ſchob

mich in ein Zimmer hinein, und riegelte fest hinter mir zu. Der Diener, der die Thure geöffnet hatte, huschte in ein Nebengemach, und mir verblieb gute Weile meine begangene Thorheit zu erkennen, und mich auf einen schlimmen Ausgang des so tollkühn begonnenen Abenteuers gefaßt zu machen."

„Das Gemach, worin ich mich befand, ward sparsam durch den Schimmer einer an der Decke hängenden Lampe erleuchtet, und verrieth nichts minder, als einen wohlhabenden Besitzer. Endlich öffnete sich aufs neue das Seitenzimmer. Ich schauderte. Eine lange weibliche Figur trat heraus; ein schwarzer Schleyer bedeckte ihr Gesicht, und verhüllte ihre ganze Gestalt. Sie näherte sich mir feyerlich langsam, faßte mich, der ich noch schüchtern am Eingange stand, bey der Hand, und führte mich zu einem Sopha. Ehrfurchtvolles Gefühl

durchdrang mich; ſie winkte, und ich ſetzte mich zitternd neben ſie; doch ſie begann zu reden, und all mein Herzklopfen verſchwand."

„Herr Graf!" hob nach einer langen Pauſe eine ſanfte, ſonoriſche Stimme an, „Sie ſind ein Deutſcher?"

„Der bin ich" —

„Ich ſchätze Ihre Nation, und um dieſer Hochachtung willen, die mir das biederſte, tapferſte Volk der Erde eingeflöſst hat, kann ich es nicht dulden, daſs ein einzelner Mann meine Landsleute glauben machen will, der Deutſche wäre nicht mehr, der er geweſen. Sie verſtehen mich, Herr Graf; oder ſoll ich mich deutlicher erklären?"

„Edle Venetianerinn, ich bin beſchämt, in ihren Augen" —

„Genug! Sie finden ſich getroffen; das verräth Ihre Verlegenheit. Reden Sie frey, was kann ich für Sie thun?"

„Für mich?" —

„Für Sie, und keinen andern. Freylich muſs es Ihnen wunderbar vorkommen, daſs ich die Delicateſſe meines Geſchlechts verläugne, um die Ehre einer fremden Nation zu retten; aber wir Weiber haben Grillen, und die Italienerinnen noch mehr, als andere. Auch müſſen Sie meine That nicht nach dem Maſsſtabe berechnen, den Ihnen das Mädchen ihres Herzens in Deutſchland entworfen hat. Wünſchen, Wollen und Ausführen, iſt hier zu Lande eines: und wohl Ihnen! daſs ich die Erſte war, die ſie kannte und bemerkte: oder war ich dieſe nicht?"

„Signora, ich bin erſt kurze Zeit in Venedig, und meine Bekanntſchaft erſtreckt ſich noch nicht weiter, als auf einige junge Leute, die ich an öffentlichen Örtern kennen lernte."

„Wenn Sie die Wahrheit redeten, Graf! — Doch Sie ſind ja ein Deutſcher;

verzeihen Sie! In dieſem Puncte will ich Ihnen glauben; aber nun zur Hauptſache. Wollten Sie mir zu Gefallen wohl dieſen Ihren Bekanntſchaften entſagen?"

„Warum nicht!"

„Wollten Sie das? Aber gänzlich — hören Sie — gänzlich! Sie müſſen keinen von Ihren bisherigen Freunden mehr anhören, müſſen keine Stunde mehr in ihrer Geſellſchaft zubringen, müſſen gar keinen von Ihren gewöhnlichen Lieblingsörtern mehr beſuchen! — Getrauen Sie ſich das wohl? — Reden Sie aufrichtig!"

„Ich muſs bekennen, es würde mich Mühe koſten; aber —

„Sie ſchweigen? — Alſo eine Bedingung. Ich verſtehe. Sie meinen, ehe man ſich zu einem Opfer entſchlieſst, ſo müſſe man auch wiſſen, ob der Preis des Opfers würdig ſey. Auch das will ich gewähren. Da ſehen Sie!" —

Die Dame warf ſchnell ihren Schleyer zurück. Sohn! was ſah ich! — Ein Seraph, der ſich den Sterblichen verſichtbaren wollte, könnte keine ſchönere, keine treffendere Bildung wählen. Das feurige, ſprechende Auge, die hochgewölbte Stirn, von ſchwarzen Locken beſchattet, prägten die tiefeſte Ehrerbiethung ein, indeſs der holde, lächelnde Mund beſeligende Milde verſprach, und ſüſses, labendes Zutrauen einflöſste. Unmöglichkeit iſt es, dieſe ſtille, liebevolle Majeſtät zu ſchildern, die in jedem Zuge lag, aus jedem Zuge über das ganze reizende Antlitz ſich ergoſs, und eine Phyſionomie bildete, die das Ideal, das ich bisher von Vollkommenheit hatte, bey weitem noch übertraf. Schauerliche Bewunderung ergriff meine Seele, indeſs mein Herz ſich erhob, indeſs mein Auge an dem herrlichen Anblicke ſich weidete.

Die Dame ſchien ſich gleichfalls an

meinem Erſtaunen zu ergetzen. Sie ſchwieg lange Zeit; endlich knüpfte ſie den Faden des Geſpräches wieder an.

„Nun, Herr Graf! haben Sie entſchieden? Iſt der Preis zu gering für ein ſo mächtiges Opfer?“ —

„Zu grofs — zu grofs!“ rief ich aufser mir, und ſank vor der Huldgöttinn auf meine Knie.

„Geduld!“ ſprach ſie lächelnd, und hob mich von der Erde auf; „das kommt nachher: jetzt ſagen Sie offenherzig: wollen Sie ſich ganz meiner Leitung überlaſſen?“

„Ganz! ganz! Schalten Sie mit mir, edle Frau, wie ſie wollen: ich vertraue mich Ihnen.“

„Und es wird Sie nicht gereuen. Aber das Mädchen in Deutſchland?“ —

„Ich kenne ſie nicht!“ —

„Keine Unwahrheit! Die Hand auf ihr Herz!“

„Hier! — Weder in Deutſchland, noch irgend anderswo kann ein Gegenſtand ſich rühmen, mich gefeſſelt zu haben."

„Ich glaube Ihnen. — Und nun alſo, Sie entſagen für jetzt ihrem bisherigen Zirkel. Ich will für beſſere Bekanntſchaft ſorgen. Morgen um die nähmliche Zeit, vielleicht auch früher, ſehen wir uns wieder; da will ich hören, was ich weiter für Sie thun kann."

Die Dame ging; ich blieb aufser mir, und wurde durch die Alte aus meinen Träumen geriſſen, die mich wieder den vorigen Weg zurück bis nach der Gondel leitete. Den folgenden Tag wurde ich aufs neue abgeholt. Die Dame drang in mich, ihr meine Lage zu entdecken. Sie vermuthete mich in Schulden; es verhielt ſich aber nicht ſo. Eben war ich noch zu rechter Zeit dem Meere entronnen, worauf ich meinen Schiffbruch nicht vermieden hätte.

„O Theodor! was nun für ein Leben begann! — die Erinnerung macht mich noch in meinem neun und funfzigſten Jahre wonnetrunken."

„Marquiſe von C..., ſo war der edlen Venetianerinn damahliger Nahme, hatte vor ſechs Monathen ihren Gatten verloren. Eine Witwe von ſechs und zwanzig Jahren, wie ſie ungefähr ſeyn mochte, von der edelſten Geburt, mit Schönheit und Reichthum begabt, konnte auf eine der erſten Partien in Venedig Anſpruch machen; aber ich war die Urſache, daſs ſie dieſes nicht that. Alle Freyer wurden abgewieſen, ſo bald ſie nur ein leiſes Augenmerk von ihren Abſichten gaben. Wäre ich nicht der einzige Sohn eines ſchon bejahrten Vaters geweſen, der ſehnlichſt meine Zurückkunft erwartete; o nie hätte mich Deutſchland wieder geſehen. Oft drang ich in die Marquiſe, mich zu begleiten.

mich in meinem Vaterlande mit ihrer Hand zu beglücken; doch hierzu war sie bey aller ihrer heifsen Liebe für mich nicht zu bewegen."

„Ferdinand! sprach sie dann gewöhnlich ernst und traurig zu mir, ich liebe dich, aber meine Vaterstadt kann ich nicht verlassen. Hier ist Freyheit, bey dir daheim Sclaverey; hier habe ich Freunde und Verwandte, in deinem Vaterlande nur dich."

„Selbst ihr edles Geschlecht begann mich hoch zu schätzen. Ich merkte deutlich, dafs mich die Marquise zuvor auf die Probe genommen hatte, und sich dann erst, da ich hierin bestanden war, öffentlich meiner Bekanntschaft rühmte." —

„Es wäre in dieser Stunde zu weitläuftig, dir eine noch genauere Schilderung von meinem glücklichen Schikfale in Venedig zu geben; deine Mutter wird dich gleichfalls noch geniefsen wollen.

Alſo kurz jetzt zur Hauptſache. — Mein Vater ward krank; er ſchrieb einen Brief an mich, der mein Innerſtes erſchütterte, und ich verliefs nach einem jahrelangen Aufenthalte Venedig, verliefs das Weib meines Herzens. Der Tag dieſes Abſchiedes war der unglücklichſte meines Lebens. Ein zwiſchen uns verabredeter Briefwechſel wurde lange Zeit eifrigſt fortgeſetzt; aber endlich drang die Familie der Marquiſe in ſie, ſich wieder zu verehelichen, und ſeitdem habe ich kein Schreiben mehr von ihr erhalten. Ich konnte ſie keines Unrechtes zeihen, und gab ihr ununterbrochen Nachricht von mir. Einer ihrer Verwandten meldete mir den Tag der Vermählung. Sey es aus Unmuth, ſey es aus Scham, ſie ſelbſt würdigte mich, alles meines Flehens ungeachtet, keiner Antwort mehr; dennoch vermochte ich nicht, auf ſie zu zürnen; und ob ich mich gleich nachher ſelbſt verheirathete, ſo

dachte ich doch unaufhörlich an ſie, und bemühte mich aus allen Kräften, Kundſchaft von ihrem Befinden und ſonſtigen Zuſtande einzuziehen. Aus Venedig ſelbſt konnte ich keine Nachricht erhalten. Es gelang mir endlich, in Genua einen Correſpondenten aufzufinden, der ſie und ihre Familie genau kannte, und durch dieſen erfuhr ich vor ungefähr ſechs Jahren, daſs ſie aufs neue Witwe geworden ſey. Meine neueſten Briefe berichten mich von ihrem fortdauernden Wohlſeyn. Sie wird jetzt beynahe eine Dame von fünf und funfzig Jahren ſeyn. Wenn du nach Venedig kommſt, erkundige dich genau nach ihr, und ſtatte deinen Beſuch bey ihr ab. Sage ihr, du ſeyſt der Sohn des Mannes, der ſie einſt liebte, und der ſich noch in ſeinem Alter mit Entzücken an die glückſeligen Tage erinnert, die er vor mehr als dreyſsig Jahren bey ihr verlebte. Sollte ſie zweifeln, daſs du mein Sohn

seyst; hier ist ein Ring, das Pfand ihrer Liebe, das sie mir bey unserem Abschiede ertheilte, und woran sie mich — wie sie im innigsten Gefühle sagte — in jener Welt erkennen wollte. Beseh ihn genau, und beschreibe ihn der Marquise Du wirst an ihr eine Freundinn finden, wie sie dein Vater hatte, eine Leiterinn in dem gefahrvollen Venedig. —

Weiter vermochte der alte Graf nicht zu sprechen; er überreichte seinem Sohne den Ring, den eine verborgene Lade seines Schreibtisches verwahrte, wendete sich sodann, und strebte seinen Schmerz zu ersticken. Ehe er noch seinen Sohn für den Abend entliess, musste dieser ihm zusagen, kein Wort von dem, was man ihm in dieser Stunde entdeckt hatte, irgend einem seiner Verwandten oder Bekannten zu berichten. Noch innigst gerührt vollzog der Sohn den väterlichen Befehl, und hat auch, so lange seine

Altern lebten, diese Zusage in Deutschland treulich gehalten.

Der junge Graf reisete am folgenden Morgen ab. Getreu den Vorschriften seines Vaters vermied er alle Ausschweifungen, und suchte an jedem Orte, wohin er kam, einen rechtschaffenen Freund auf. Überall machte man sich es zum Vergnügen, den liebenswürdigen Sohn eines edlen Vaters, der zugleich die Hoffnung eines blühenden Hauses war, nach Würden zu empfangen. Jeder, den er mit seinen Zutrauen beehrte, erwiederte dieses durch Rath und That; und nur selten geschah es, dass sich der junge Cavalier an seinem Manne irrte, da er, immer eingedenk der väterlichen Ermahnung, nur den seines genauen Umganges werth hielt, der herzlich mit ihm sprach, und ihm die Wahrheit sonder alle Sohmeicheley enthüllte.

So kam er endlich an Leib und See-

le gesund nach Venedig. Man hatte ihn aus verschiedenen Orten mit Empfehlungen dahin beladen; aber er achtete dieser wenig, sondern begann sogleich Nachrichten von der Marquise C. einzuziehen. Schon sein Wirth gab ihm Auskunft. Die ehemahlige Marquise C., sagte er, lebt noch als abermahlige Witwe gesund und in blühendem Wohlstande. Eine erfreuliche Nachricht für den Grafen. Der Diener, den er sogleich in Venedig annahm, und dem die ganze Stadt bekannt war, berichtete ihm das nähmliche, setzte noch viel zum Lobe dieser edlen Venetianerinn hinzu, und nannte die Strasse, wo ihr Pallast sich befände.

Schon am folgenden Morgen begab sich unser Reisende in Begleitung seines neuen Dieners nach dem Wohnorte der Dame. Er nannte seinen Nahmen: man führte ihn in ein prachtvolles Gemach, und er harrte mit innigstem Verlangen auf die

Perſon, die ihm ſein Vater ſo dringend empfohlen hatte. Eine Seitenthür öffnete ſich endlich; es trat eine Dame heraus, jung und ſchön, ein Gegenſtand, eben ſo reizend, wo nicht noch reizender, als der, den ihm ſein Vater beſchrieb. Überraſcht, erſtaunt, entzückt blickte der Graf das holde Weib an. Sie lächelte, und erwartete ſeine Anrede; aber vergebens harrte ſie. Des Grafen Auge war ſtarr auf ſie gerichtet; ein hohes Roth flog ſeine Wangen an; er verſuchte zu ſprechen; doch er vermochte es nicht. Die Dame öffnete endlich ihren Mund.

„Signor!“ hob ſie an, „Sie ſcheinen ſich in mir geirrt zu haben?“

„Ja bey Gott!“ rief der Graf, der bey dieſer Anrede auf einmahl Kraft und Sprache wieder erhielt. „Bey Gott! ſo iſt es. Sie ſind nicht die Marquiſe von C., wenigſtens nicht die Marquiſe von C., die meines Vaters Freundinn war.“

„Und wenn ich es nun wäre?" verſetzte die Dame ſanft erröthend, den Blick zur Erde gerichtet.

„Unmöglich! Sie die Marquiſe von C? — Sie eine Dame von fünf und funfzig Jahren? — Signora, ſpotten ſie meiner nicht."

„Ihr Vater," erwiederte die Marquiſe lächelnd, „hat mein Alter nicht richtig berechnet. Sieben und funfzig Jahre habe ich ſchon hinter mir."

„Und alſo wirklich wären Sie es? — Sie die Patroninn, Sie die Leiterinn meines Vaters in dieſem gefahrvollen Aufenthalte? — O, Signora, wollten Sie auch die meinige werden?" —

Die Marquiſe wendete ſich, und ſuchte ihre innere Bewegung zu verbergen, ſammelte ſich aber ſchnell wieder, und fragte im munteren Tone: „Was macht Ihr Vater?"

Feurig verſetzte der Graf ſogleich:

„Er erinnert ſich noch ſtets mit innigem Entzücken an die glücklichen Tage, die er in Venedig verlebte, und ſprach zu mir bey meinem Abſchiede: Sohn, ſage der edlen Venetianerinn, daſs du ein Abkömmling des Mannes ſeyſt, dem ſie den Ring ſchenkte, woran ſie ihn in jener Welt erkennen wollte."

Auſserſt bewegt verlieſs die Marquiſe ſchnell den Grafen. Erſt nach langer Zeit kam ſie zurück, bath ihn, ihre Abweſenheit zu entſchuldigen, bath ihn noch mehr, ſie nie in Zukunft mit einem Worte an ſeinen Vater zu erinnern. Sie ward hierauf unſerm Reiſenden, was ſie ſeinem Vater war, führte ihn, als den Sohn eines alten Freundes, in die vornehmſten Zirkel und Häuſer ein, und ſorgte gleich einer Mutter für ihn.

Ihre noch blühende Schönheit, dieſs Wunder der Natur, entzückte nicht wenig den jungen, feurigen Grafen. Er pries

oft und lange ihre unverwelklichen Reize, und Signora, weit entfernt, ihr Misstrauen hierüber zu bezeugen, fand sich vielmehr innigst geschmeichelt, den Sohn durch eben das zu fesseln, wodurch sie den Vater gefesselt hatte.

Der Traditor dieser Begebenheit brach bey diesem Puncte ab, und es ziemt dem blossen Erzähler nicht, Meinungen beyzufügen, die er nicht zu behaupten vermag.

Graf P. reisete nach einem dreymonathlichen Aufenthalte von Venedig ab. Das Abenteuer mit der schönen sieben und funfzigjährigen Matrone blieb ihm unvergesslich. Kein neuer Vorfall vermochte ihr Andenken aus seinem Gedächtnisse zu verlöschen. Ihr Bild verfolgte ihn bis nach Rom; auch hier war keine neue Bekanntschaft fähig, den Zauber zu lösen, der sein Herz in Venedig fest hielt; und in den fröhlichsten Zirkeln

ſafs er nur allzu oft in ſchwermuthsvolles Nachdenken verſunken.

Einer ſeiner Freunde, den er ſchon auf der Reiſe durch Frankreich kennen lernte, und wegen ſeiner edlen Freymüthigkeit und jederzeit frohen Sinnesart lieb gewann, bemerkte mit Erſtaunen die Veränderung, die während der kurzen Zeit, die er von ihm getrennt lebte, vorgegangen war. Innigſt vertraut mit ihm, glaubte er ein Recht zu haben, das Geheimniſs ihm abzufordern, das ihn ſo fürchterlich beſchäftigte.

„Freund!" ſprach er eines Tages zu ihm, da er ihn allein auf ſeinem Zimmer traf, „du haſt Kummer, und groſsen Kummer. Vertraue dich mir; du kennſt mein Herz."

„Keinesweges habe ich Kummer!" verſetzte der Graf. „Was du und deine Geſellſchafter für Trübſinn an mir halten, iſt nichts anders, als Beſchäftigung meiner Fantaſie."

„Beſchäftigung deiner Fantaſie! — und womit?"

„Du fragſt zu viel, Freund!"

„Nicht mehr, als dein einſtmahliges Zutrauen zu mir erheiſcht. Oder ſind wir keine Freunde mehr?"

„Nie waren wir es inniger; aber es gibt Fälle, wo eben die Freundſchaft verlangt, das Geheimniſs des Freundes zu ehren. Doch nimm die Sache nicht ſo ernſtlich: ich verſpreche dir, du ſollſt mich fröhlicher ſehen."

Beruhiget ging des Grafen Freund von dannen; aber dieſer hielt nicht Wort. Er ſtellte ſich zwar einige Tage froher, als gewöhnlich; doch merkte auch jedermann die Überwindung, die ihn dieſer eitle Schein koſtete. Bald verſank er wieder aufs neue in ſeine alte Melancholie. Das Bild der edlen Venetianerinn ſchwebte unaufhörlich vor ſeinen Augen. Er machte endlich heimliche Anſtalt, Rom zu ver-

laſſen, und wieder nach dem Orte zu wallfahrten, wo der Inbegriff aller ſeiner Gedanken weilte.

Der Freund des Grafen war ſchlau genug, ohne daſs es dieſer bemerkte, alle ſeine Handlungen auf das genaueſte zu beobachten. Er entdeckte endlich auch das Vorhaben einer heimlichen Entweichung, und glaubte nunmehr, nicht länger ſchweigen, ſondern mit Rechte den Grafen wegen ſeiner Treuloſigkeit derb ausſchelten zu dürfen. Er erfüllte ſeine vermeinte Pflicht redlich. Der Graf gerieth in Verlegenheit, faſste endlich nothgedrungen ſeinen Entſchluſs, bath ſeinen Freund ihn anzuhören, und erzählte ihm das ganze venetianiſche Abenteuer, ſo wie es ihm ſein Vater berichtet, und wie er es ſelbſt befanden hatte.

Der Freund hörte anfänglich aufmerkſam zu; da aber der Erzähler zur Beſchreibung der noch mit blühenden Rei-

zen begabten ſieben und funfzigjährigen Matrone kam, brach jener in ein lautes Gelächter aus, und verſicherte den Grafen, daſs er ſeinem Mährchen vollkommenen Glauben würde beygemeſſen haben, hätte es ihm gefallen, nur wenig mehrere Wahrſcheinlichkeit in den Schluſs deſſelben zu verweben.

Vergebens betheuerte der gute Graf die Wahrheit ſeiner Erzählung. Je mehr er betheuerte, deſto mehr lachte ſein Freund; und da er endlich hierüber ergrimmte, und nach ſeinem Degen griff, eilte dieſer, immerfort lachend, zur Thür hinaus.

Dem munteren Charakter des Lachens gemäſs, wuſste die Erzählung des Grafen binnen kurzer Friſt der Zirkel aller ſeiner Bekannten. Da er wieder das erſte Mahl unter ihnen erſchien, empfing ihn ein allgemeines Gelächter, und einer nach dem andern erkundigte ſich, wie

das Befinden der venetianiſchen Fee wäre, und wenn er ihr den ſchuldigen Beſuch abſtatten würde.

Zu einer andern Zeit, oder vielmehr bey einer andern Gelegenheit und Gemüthslage hätte der Graf einen Scherz für das, was er wirklich war, aufgenommen; für jetzt aber war es ihm äuſserſt empfindlich, mit der Entdeckung ſeines Geheimniſſes und oben drein mit ſeiner und ſeines Vaters Ehre zum Gelächter geworden zu ſeyn. Mit ernſter Miene bath er ſich daher, da die Neckereyen kein Ende nahmen, Stillſchweigen aus, und fragte im halbzornigen Tone: „Wer von Ihnen, meine Herren, geht eine Wette mit mir ein, daſs das, was ich dem Grafen R. erzählte, keine Unwahrheit ſey?"

„Keine Unwahrheit?" ſchrien alle zugleich, „wir alle wetten auf das Gegentheil!"

„Und jeder zwey hundert Zechinen!" ſetzte einer von ihnen hinzu.

„Nun wohl!" rief der Graf; „ſo mag es gelten. Achtzehn hundert Zechinen ſind Ihre, wenn ich Unrecht habe."

Sein Freund R. ſtieſs ihn an. „Bedenke dich wohl!" ſprach er; „deine Wette iſt verloren."

„Gewonnen, gewonnen Freund!" rief der Graf, „gewonnen ſind achtzehn Hundert Zechinen! Auf, meine Herren! rüſten Sie ſich zur Reiſe. Morgen geht es zu der ſchönen Fee; oder, wenn Sie lieber wollen, zu der reizenden ſieben und funfzigjährigen Matrone!" —

Vier aus dem Zirkel vermochten, Geſchäfte und andrer Urſachen halber, die Reiſe nicht zu unternehmen. Fünf davon entſchloſſen ſich, und wurden von jenen als Geſandte bevollmächtiget. Die Frage war jetzt noch, auf was für Weiſe die Wette entſchieden werden ſollte.

Der Graf fand hierin keine Schwierigkeit. „Ganz Venedig," ſprach er, „kennt und verehrt die Marquiſe als eine ſeiner ſchönſten und vornehmſten Damen. Überall werden Sie Kunde von ihrem Alter einziehen können. Ihren Anblick will ich Ihnen an einem öffentlichen Orte verſchaffen, und iſt es nicht genug, Sie ſelbſt bey Signora einführen?"

„Alles gut!" verſetzte einer der Wettenden; „aber wie erfahren wir, ob wirklich ſchon Ihr Vater der Marquiſe Geliebter war?"

„Eigentlich," erwiederte der Graf, „gehört dieſs nicht in unſere Wette: doch will ich es dazu nehmen. Unmöglich aber können Sie verlangen, daſs eine Dame wie die Marquiſe ihre eigene Schwachheit bekennen ſoll. Ich werde ihr den ganzen Handel berichten, werde Sie ſodann bey ihr einführen, und wir wollen ſehen, wozu ſie ſich entſchlieſsen wird. Auf ei-

ne andere Weise, müssen Sie selbst gestehen, kann dieser Punct nicht entschieden werden."

Die sämmtlichen Herren waren mit diesem Anerbieten zufrieden. Alle wähnten, der Graf treibe seinen blosen Scherz mit ihnen, um sie für ihren Spott zu bestrafen, und werde als ein reicher Cavalier mit Vergnügen die achtzehn hundert Zechinen zu einer allgemeinen Lustbarkeit hergeben.

Die Reise ging indess schon den folgenden Tag vor sich. Unserm Grafen war nicht wohl zu Muthe. Er bereuete unaufhörlich seine Übereilung, die jedoch für jetzt nicht mehr ungeschehen zu machen war. Man kam in Venedig an; man quartierte sich in einem Gasthofe ein, und wartete mit Verlangen auf die Erklärung des Grafen, dass seine achtzehn hundert Zechinen zahlbar wären; aber schon der Wirth berichtete den Her-

ren eine ganz andere Mähre. Jedem begann um ſein Geld zu bangen, doch lieſs man den Gegner nichts davon bemerken.

Der Graf verfügte ſich noch in Reiſekleidern zu ſeiner theuern Marquiſe. Eben ſo jung und ſchön, wie er ſie das erſte Mahl ſah, eilte ihm dieſe erfreut entgegen, und erkundigte ſich ſogleich mit innigſter Theilnahme nach der Urſache ſeiner nochmahligen Gegenwart in Venedig.

„Signora!" hob der Graf an, „werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daſs ich bloſs Ihretwegen wieder hierher kam?"

„Nicht nur verzeihen, danken würde ich Ihnen."

„Aber wenn ich nun nicht allein gekommen wäre?"

„Wie? — Ich verſtehe Sie nicht."

„Ich bringe Geſellſchaft mit, und zwar fünf Perſonen."

„Sind es Ihre Freunde, ſo ſollen ſie mir willkommen ſeyn."

„Zu gütig, theure Marquiſe! Ich bin ein Verbrecher, und verdiene dieſe Milde nicht."

„Ein Verbrecher? — Mein Gott! haben Sie Streit gehabt? Sind Sie ſo unglücklich geweſen, Ihren Gegner zu erlegen?"

„Bis jetzt habe ich noch keinen erlegt; aber mit Ihrer Hülfe gedenke ich ſie alle fünfe nebſt ihren übrigen Geſellen zu erlegen."

Dieſe letzten Worte ſprach der Graf lächelnd. Die Marquiſe ſah ihn verwundert an. Er fuhr nach einer Pauſe ſchüchtern fort: „Edelſte, groſsmüthigſte Ihres Geſchlechts! könnten Sie wohl dem Frevler verzeihen, der es wagte, eine Wette über Sie auszuſtellen?" —

Die Marquiſe blickte einige Zeit auſser ſich vor Erſtaunen den Grafen an, der zitternd auf ihre Antwort harrete; bald

aber lag alles klar vor ihren Augen. Jetzt vermochte ſie leicht den ganzen Handel zuſammen zu reimen, und unwillig ſtand ſie auf und ging nach der Thür; aber der Graf eilte ihr nach, fiel auf ſeine Knie, und ergriff mit flehendem Blicke ihre Hand. „Signora!" ſprach er, „ich habe dieſen Ihren gerechten Unwillen voraus geſehen und ihn gefürchtet. Doch es war geſchehen, das Wort gegeben; denn wer vermag im Zorne Herr über ſich zu ſeyn. Es iſt wahr, ich habe gefehlt, daſs ich dieſes Geheimniſs verrieth; aber hören Sie erſt, wie das zuging: ich werde dann weniger ſtrafbar vor Ihren Augen erſcheinen."

Die Marquiſe lieſs ſich bewegen. Der Graf erzählte den ganzen Vorfall im Zuſammenhange, und — Signora vergab ihm.

„Sie haben mich in einen üblen Handel gemiſcht," begann ſie nach einer kur-

zen Pauſe: „aber ich will nicht Ihre Verlegenheit, will nicht, daſs Sie Ihre Freunde für einen Mährchendichter halten, noch weniger, daſs Sie meinetwegen achzehn hundert Zechinen wegwerfen ſollen. Morgen nach eilf Uhr erwarte ich Sie nebſt der hohen Geſandtſchaft. Sie werden mit mir zufrieden ſeyn; aber dann eilen Sie auch, ſo ſchnell als möglich, mit Ihren fünf Freunden aus Venedig. Mein Ruf will geſchont ſeyn. Sie verſtehen mich, Herr Graf!" —

Der Graf empfahl ſich entzückt, und zögerte nicht, ſeine Freunde von dem nahen Verluſte ihrer Wette zu benachrichtigen.

Der Morgen kam. Im Pompe traten die ſämmtlichen Wettenden ihren Weg nach dem Pallaſte der Marquiſe an. Die Gondel brachte ſie ſchnell an Ort und Stelle. Man erwartete ſie bereits. Eine Schar von Dienern geleitete ſie in ei-

nen ſchimmernden Saal. Hier harrēten ſie eine halbe Stunde. Endlich eröffneten ſich die Flügel der hinterſten Thüre, und eine prachtvoll geſchmückte Dame trat zu ihnen herein. Nie ſah man ſo viele Schönheit durch den angemeſſenſten Putz ſo mächtig erhoben. Stumm vor Erſtaunen beugte ſich die ganze Geſandtſchaft. Der Graf, ihr Anführer, wollte das Wort nehmen; aber die Marquiſe winkte ihm zu ſchweigen, erwiederte mit Achtung den Gruſs der Verſammlung, und ſprach im ſcherzenden Tone, doch mit edlem Stolze alſo: „Meine Herren, der zweyfache Entzweck Ihres Beſuches iſt mir bekannt; aber ich muſs Ihnen kurz ſagen, Sie haben Ihre Wette verloren.“ Und mit dieſen Worten verlieſs Signora die beſtürzten Cavaliere. Leiſe ſchlichen ſich dieſe aus ihrem Pallaſte, und begaben ſich noch am ſelbigen Tage auf den Weg nach Rom. Unſer Graf begleitete

sey und obgleich jeder von ihnen ungern seine zwey hundert Zechinen vermisste, so gestanden sie doch insgesammt, dass sie der seltene Anblick der schönen sieben und funfzigjährigen Matrone herrlich dafür belohnt hätte, und bedauerten die vier übrigen Theilnehmer der Wette, die, ohne dies Glück genossen zu haben, ihr Gold dahin geben mussten.

Des

Grafen Julius von F.

Rettung

aus den Händen der Inquiſition

in Madrid.

Eine hiſtoriſche Begebenheit

aus dem Jahre 1745.

Graf Julius von F. und Ferdinand Baron von M., zwey hoffnungsvolle, feurige Jünglinge, ſtudierten — mein Traditor beſtimmte die Zeit nicht — die Rechte in L. Ihre Bekanntſchaft hatte zwar erſt an dieſem Orte ihren Anfang genommen, war aber deſshalb nicht minder herzlich, war nichts weniger, als eine der gewöhnlichen akademiſchen Freundſchaften. Die Charaktere der beyden Jünglinge neigten ſich zu einerley Grundſätzen. Beyder Gefühl war daſſelbe. Ein gewiſſer Hang zur ſanften, melancholiſchen Schwärmerey lag in beyder Herzen, nur in Julius ſtärker, als in Ferdinand.

Diese genaue Übereinstimmung ihrer Empfindungen und Denkungsart mufste nothwendig einen Bund knüpfen, der weit über die Universitätsjahre hinaus zu reichen versprach; doch schienen die beyden Freunde hiermit noch nicht zufrieden zu seyn. Die ganze Zeit ihres Lebens dünkte ihnen für den Genufs der Freude sympathetischer Gefühle zu kurz, und oft verloren sich ihre Gedanken in Stunden des Entzückens, in den Raum der Unendlichkeit.

Einst befanden sich die beyden Jünglinge zur Winterszeit in einer fröhlichen Gesellschaft. Ihre Herzen nahmen Theil an der allgemeinen Heiterkeit, und überliefsen sich endlich sorgenlos dem Rausche des Vergnügens. Ein ausländischer Officier war die Hauptperson des Festes. Auf ihn sahen aller Augen; er war der Fröhlichste des ganzen Zirkels; er nährte mit unaufhörlicher Laune, mit nie ver-

ſiegendem Witze die Unterhaltung und Freude. Sich ſelbſt vergeſſend lebte er nur für dieſe Stunde, nur für die ihn umgebenden Freunde und Geſellſchafter. Grenzenlos ſchien ſeine Munterkeit zu ſeyn; aber ſie war es nicht. Plötzlich ſtockte ſein beredter Mund; das Lächeln ſeiner Miene verſchwand; die blühende Farbe ſeiner Wangen war dahin. Stier und wild ſtarrten ſeine Augen auf einen Fleck; wie verſteinert weilte er auf ſeinem Sitze. Todtenbläſſe überzog ſein Angeſicht; finſterer und finſterer ward ſein Blick; rückwärts ſank er endlich danieder. Alle Freude war dahin.

Man ſprang auf; eilte zu Hülfe; die Verwirrung ward allgemein. Der Ohnmächtige erhohlte ſich, aber zum Schrecken der ganzen Geſellſchaft. Mit grauſer Haſt riſs er ſich aus den Armen ſeiner beſorgten Freunde, rannte auſser ſich durch das Zimmer, griff nach Hut und Degen,

und eilte nach der Thür. Alles Rufen, alles Nacheilen war umſonſt; der Fröhlichſte des Zirkels kam nicht mehr zurück.

Die ganze Verſammlung blickte ſich verwunderungsvoll an. Einer ſchien von dem andern Erklärung dieſes ſonderbaren Vorfalls zu fordern. Todesſtille folgte auf das laute Getöſe. Man begann endlich ſeine Muthmaſsungen zu äuſsern, ſprach von Krankheit, von Sinnloſigkeit, von Raſerey, und begab ſich mit dem Vorſatze von dannen, die Sache genau zu unterſuchen; aber man vermochte dieſen Entſchluſs nicht auszuführen. Schon den folgenden Morgen war der ausländiſche Officier in aller Frühe von dannen gereiſet, und hatte einen Brief hinterlaſſen, worin er ſich bey allen ſeinen Freunden und Bekannten beurlaubte, und ſie ſo wohl wegen ſeiner plötzlichen Entfernung, als auch wegen des ihnen geſtern verurſachten Schreckens um Vergebung bath.

Dieſe Begebenheit machte allgemein einen gewaltigen Eindruck; doch wirkte dieſer auf kein Gemüth ſo heftig, als auf die Gemüther unſrer beyden Freunde. Beſonders war Julius auſſer ſich vor Sehnſucht, den Grund dieſes Vorfalls zu wiſſen. Längſt ſchon hatte man ſeiner in der ganzen Stadt wieder vergeſſen, als er immer noch mit ſeinem M. davon ſprach, als er immer noch einſam für ſich dachte und forſchte, was dem heitern Mann in dem Augenblicke könnte widerfahren ſeyn, der ſo furchtbar die Freude des ganzen Abends endigte. Keine Spur von Wahnſinn war je an ihm zu bemerken. Allgemein ſeiner frohen Laune halber geſchätzt, geehrt und geliebt, lebte er ſchon drey Monathe in L., war die Seele jeder Geſellſchaft, ward in jedem Hauſe mit Entzücken empfangen. Dunkel ſchwebte eine Ahndung in Julius Sinne; er fühlte ſich geneigt, an Unna-

tur zu glauben, und entdeckte dieſe Vermuthung ſeinem Freunde. Selbſt dieſer fand dieſs wahrſcheinlich. Beyder Neugierde wuchs mit jedem Tage, und beyde entſchloſſen ſich endlich, da der Frühling erſchien, den Officier in ſeiner Heimath aufzuſuchen, und koſte es, was es wolle, der wunderbaren Begebenheit auf den Grund zu kommen.

Die Garniſon des Störers jener Freude war einige dreyſsig Meilen von L. entfernt. Unſre Jünglinge machten ſich auf, reiſeten hin, und hatten bald ihren Mann gefunden. Sie trafen ihn munter und froh, wie er jederzeit in L. war. Er erkannte ſie ſogleich, und ſchien wenig darauf zu achten, dafs ſie um den Vorfall wuſsten, der ihm vergangenen Winter begegnete; doch da ſie ihn ſelbſt daran erinnerten, gerieth er in ſichtbare Verlegenheit, und erſuchte die beyden Freunde, dieſer Sache hier zu Lande

nicht zu gedenken. Sie verſprachen ihm dieſs, doch mit der Bedingung, daſs er ihnen die Urſache ſeines plötzlichen Schreckens an jenem Abende entdeckte. Schwer war der Officier hierzu zu bewegen; aber das Anhalten der beyden vor Sehnſucht brennenden Jünglinge ſiegte, und er lud ſie zu ſich, und theilte ihnen folgende Aufklärung mit.

„Ich hatte" hob er an, „einen Freund, den ich, iſt dieſs anders möglich, mehr, als mich ſelbſt liebte. In einem und demſelben Hauſe erzogen, zu einer und derſelben Beſchäftigung angehalten, wuchſen wir wie Brüder heran, hingen mit einer Zärtlichkeit an einander, woran ſich ſelbſt unſere Lehrer und Erzieher weideten. Das Haus, worin wir wohnten, war ein Inſtitut für angehende Krieger beſtimmt; und ich und mein Freund erwarben uns bald durch Fleiſs und Liebe zur Ordnung die Achtung unſerer geſammten Vor-

gesetzten. Die Zeit kam endlich herbey, wo wir uns trennen mußten. Mein Freund wurde zu einem entfernten Regimente versetzt, und ich, ein Jahr jünger, als er, blieb noch in meinem bisherigen Aufenthalte. Schmerzlich war das Vorgefühl unsers Scheidens. Schon viele Tage vorher weinten wir, und stellten uns auf das lebhafteste den Jammer vor, wenn wir nun einer ohne den andern würden leben müssen. An dem letzten Abende vor dem Trennungstage, blieb mein Freund bis nach Mitternacht auf meinem Zimmer. Unsere Thränen waren vertrocknet, und mit stummer, feyerlicher Wehmuth blickten wir einander an. — „Gustav!" begann Wilhelm, „ein Gedanke, groß und schauerlich steht vor meiner Seele. Hättest du Muth? — doch nein; du wirst erschrecken; hinweg mit diesem Traume!"

„Was meinst du, Freund!" rief ich voll ängstlicher Erwartung; „nichts ist,

wozu ich nicht entſchloſſen wäre, könnte ich ohne Verletzung meiner Pflicht bey dir verbleiben!"

Willhelm ſah ſchweigend und zweifelhaft vor ſich hin. — „Trennen," ſprach er endlich ernſt und gerührt, „trennen müſſen wir uns; aber unſer Wiederſehen, das ſo ungewiſs iſt, dieſs können wir vergewiſſern." — Entzückt ſprang ich auf, fiel meinem Freunde um den Hals, und beſchwor ihn, mir das Mittel zu entdecken, wie unſere Wiedervereinigung auf das baldigſte zu bewerkſtelligen wäre. Er drückte mich feſt an meine Bruſt; eine heiſse Zähre floſs aus ſeinem Auge über meine Wange herab. — „Sterben," liſpelte er, „ſterben muſs einer von uns; dann können wir uns wieder ſehen!"

Ich fuhr erſchrocken empor. Kalter Schauer durchzitterte meine Nerven.

„Sterben?" wiederhohlte ich langſam, mit bebender Stimme; „ſterben einer von

uns? Freund, lafs uns beyde ſterben, ſo werden wir nicht getrennt."

„Verſtehe mich recht, Guſtav!" verſetzte Wilhelm lächelnd. Ein Schimmer der Verklärung däuchte mir in dieſem Augenblicke über ſein Geſicht verbreitet. „Dieſer Körper iſt das Gefängnifs unſeres Geiſtes; fällt die Hülle, ſo iſt er frey, und ſchwebt, wohin er will. Verſprich mir, wenn einſt deine Feſſeln gelöſet werden, und ich zu dieſer Zeit noch in meinem Kerker ſchmachte, verſprich mir dann, ehe du in die Wohnungen der Seligen eingeheſt, einen kurzen, friedlichen Beſuch; ſey es ſichtbar, ſey es unſichtbar; ein leiſes Weben iſt genug: ich werde deine Gegenwart ahnden, und laut dir nachrufen: ich danke dir, Freund! du haſt deine Zuſage gehalten. Auch ich ſchwöre dir feyerlich zu, fällt mir das Loos früher als dir, wo du auch weileſt zu erſcheinen!"

Mein Freund ſchwieg, und harrte ſehnſuchtsvoll auf meine Antwort. Sonderbare Empfindungen durchdrangen mich. Ich fühlte mich von ſchauderhafter Allgewalt ergriffen; ein hohes, heiliges Entzücken hob mich empor; ich ſank, die Welt und Möglichkeit vergeſſend, in meines verklärten Wilhelms Arme, ſchwor den Eid, der ſelbſt im Tode noch Treue gelobte, und beſtätigte mit Herz und Hand den Bund, der Zeit und Ewigkeit an einander reihen ſollte. Über eine Stunde ſchwelgten wir noch im Anſchauen einer Zukunft, wo uns nichts mehr trennen könnte. Wilhelm ahndete frühere Ruhe. „Freund!" ſprach er, und drückte mit innigem Gefühle meine Rechte, „Freund, ich ſcheide zuerſt; doch fürchte nichts: mein Beſuch ſoll ſanft, ſoll freundlich ſeyn."

Wir trennten uns nun für die Nacht, leichter und froher, als wir zuſammen ka-

men. Der Morgen erſchien. Unſer Abſchied war nicht ſo fürchterlich, als wir gewähnt hatten. Die gewiſſe Hoffnung einer erfreulichern Zukunft ſtärkte, tröſtete uns, und ſo ſchieden zwey Jünglinge ſtandhaft von einander, die ſeit zehn Jahren mit brüderlicher Zärtlichkeit ſich liebten, ſeit zehn Jahren ununterbrochen zuſammen lebten.

Ein Jahr lang weilte ich noch auf der Ritterakademie, und wurde ſodann gleichfalls zu einem Regimente verſetzt, das aber von dem Orte, wohin mein Freund geſandt wurde, noch weiter entfernt lag, als die Stadt, worin ſich jenes Inſtitut befand. Einige Anverwandte verlangten mich in der Nähe zu haben, und brachten es endlich dahin, daſs ich in die Garniſon verlegt ward, wo ich noch gegenwärtig ſtehe.

Gewiſſe Familienverhältniſſe erforderten vergangenen Winter meine Anweſen-

heit in L. Ich war bereits mit meinen Verrichtungen zu Ende, und ſtand eben im Begriffe, wieder hierher zurück zu kehren; als ſich jener Vorfall ereignete, der auf Sie, meine Herren, einen ſo gewaltigen Eindruck bewirkte. Jetzt wird Ihnen dieſe Begebenheit minder unbegreiflich vorkommen; doch will ich Ihnen eine noch nähere Erläuterung derſelben nicht ſchuldig bleiben.

So bald Freund Wilhelm in ſeinem neuen Standorte anlangte, nahm ſogleich zwiſchen ihm und mir ein eifriger Briefwechſel ſeinen Anfang. Selbſt, nachdem man mich weiter von ihm entfernte, wurde dieſer ununterbrochen fortgeſetzt. Nach ungefähr fünf Jahren berichtete er mir, daſs er das Unglück gehabt, mit einem wilden Pferde zu ſtürzen, und ſonder Zweifel auf der Bruſt Schaden genommen hätte. Seine nachfolgenden Briefe beſtätigten dieſe Vermuthung. Er ſchrieb mir

endlich, es ſchien, als ob ſeine ehemahlige Ahndung in Erfüllung gehen würde; denn ſeine Geſundheit wanke von Zeit zu Zeit immer mehr, und einer der geſchickteſten Arzte hätte ihm auf ſein Anſuchen kund gethan, daſs er zwar noch lange leben könnte, im Grunde aber ſein Übel wirklich unheilbar wäre. Er begleitete dieſe Nachricht mit der Verſicherung, daſs er jedes ſeiner Verſprechen halten würde, und bath mich, ihm ja noch recht oft zu ſchreiben; weil man doch nicht wiſſe, wie lange dieſer Briefwechſel noch dauern könnte. Ich erfüllte treulich ſein Verlangen; auch er fuhr immer fort, mir fleiſsig zu antworten. Von ſeinen Geſundheitsumſtänden ſchrieb er wenig mehr, und ſo oft ich auch darum anfragte, ſo erhielt ich doch hierüber keine befriedigende Auskunft mehr. Es ſchien, als ob er mich nicht gern in Angſt verſetzen wollte; und ich ehrte ſein feines Gefühl.

und erkundigte mich nicht länger nach seinem Befinden. Ein Jahr und einige Monathe mochten indefs wieder vergangen seyn, und nun kam die Zeit heran, wo ich genöthiget war, mich nach L. zu begeben. Kurz vorher, ehe ich diese Reise antrat, kam noch ein Schreiben von Wilhelm an mich. Es lebte und webte ein besonderer munterer Geist darin. Und ich, erfreut hierüber, erwiederte diesen Brief auf der Stelle mit einem noch viel scherzhaftern. Während meines Aufenthalts in L. erhielt ich keine Nachricht von meinem Freunde. Ich schrieb dies der Nachlässigkeit eines Bekannten zu, den ich bey meiner Abreise um die Übermachung aller Briefe ersuchte, die in meiner Abwesenheit an mich kämen. Oft wollte ich darum anfragen, konnte aber unter dem Wirbel von Geschäften und Zerstreuungen nie zur Ausführung dieses Entschlusses gelangen. Wilhelms Krank-

heit ſchien in dieſem Zeitpuncte meinem Gedächtniſſe ganz entſchwunden zu ſeyn; wozu allerdings ſein letzterer heiterer Brief, ſo wie auch die Unterlaſſung des Berichtes von dem Fortgange derſelben nicht wenig beytragen mochte. Kurz, ich war munter und fröhlich, war es in jeder Geſellſchaft, war es ohne alle Verſtellung, bis auf den Augenblick, wo Sie meine Wange erbleichen, wo Sie mich ſinnlos zurück ſinken ſahen. Was damahls vor meinen Augen einher ſchwebte — ich werde nie dieſs Schreckgeſicht vergeſſen; allzu lebhaft ſteht es in jeder einſamen Stunde, oft ſelbſt noch in dem fröhlichſten Zirkel vor meinen Blicken — es war nichts anders, als das Bild meines Freundes Wilhelm. Sanft und friedlich, wie er verſprochen hatte, ſchwebte er im leichten Schatten daher. Doch wie vermochte ich den unverhoften Anblick zu tragen. Jeder Andere würde an

meiner Stelle erblaſet, jeder Andere auſſer ſich ſelbſt gerathen ſeyn.

Meine Geſchäfte waren, wie ich Ihnen ſchon gemeldet habe, zu Ende; warum ſollte ich mich einer Unterſuchung ausſetzen, wobey ich, ohne unhöflich zu ſeyn, nicht ſchweigen durfte, und doch auch nicht gern reden wollte; überdieſs war es mir nicht möglich, länger den fröhlichen, unterhaltenden Geſellſchafter vorzuſtellen. Ich ergriff alſo den klügſten Entſchluſs, und reiſete ſchnell nach meinem Standquartiere zuruck. Hier fand ich einen Brief von Wilhelm, der kurz vor meiner Ankunft eingetroffen war. Ich bewahre ihn als Heiligthum auf. Hier iſt er, leſen Sie ihn. Meine Geſchichte iſt zu Ende. Nur das muſs ich Ihnen noch ſagen, daſs bald nach dieſem Schreiben die Richtigkeit meiner Erſcheinung beſtätiget wurde."

Julius nahm den Brief aus des Officiers Hand, und las ihn mit Schaudern;

auch Ferdinand las ihn mit dieſer Empfindung. Er lautete alſo:

„Lieber Guſtav!"

„Wenn du dieſen Brief erhältſt, wirſt du ohne Zweifel ſchon durch mich ſelbſt von meinem Tode benachrichtiget worden ſeyn. Ich verheimlichte dir den Fortgang meiner Krankheit, um dich nicht im voraus zu beunruhigen; aber jetzt iſt die Zeit da, wo ich nicht länger ſchweigen darf, wo dieſe Nachricht dich nicht mehr ſchrecken kann. Binnen drey Tagen, ſpricht mein Arzt, bin ich nicht mehr; und ich fühle es in meinem Inneren, daſs dieſe Bothſchaft der Ruhe mehr, als gegründet iſt, daſs ich nicht noch drey volle Tage auszudauern vermag. Nimm meinen Dank, Freund, für deine Treue, deine Liebe; dort werde ich dir beſſer danken. Weine nicht um mich. Mein Loos iſt gefallen; meine Ahndung traf ein. Bald

ſehe ich dich dieſsſeit; doch gebe der Himmel! lange noch nicht jenſeit wieder."

Graf Julius reiſete nun wieder mit ſeinem Freunde nach L. zurück. Beyde hatte die Begebenheit des Officiers in tiefes Nachdenken verſetzt. Sie ſprachen unaufhörlich davon, ſuchten alles hervor, was ſich dagegen einwenden lieſs, und wünſchten doch im Innern ihres Herzens, daſs dieſer Vorfall keine Fantaſie ſeyn, daſs er ſich wirklich ſo, wie er ihnen berichtet ward, ereignet haben möchte.

Die letzte Nacht ihrer Reiſe verſprach äuſserſt angenehm zu werden. Unſere beyden Freunde entſchloſſen ſich, auf Schlaf und Ruhe Verzicht zu thun, um in der ſtillen, einſamen Natur für ihr feyerliches Gefühl Nahrung zu ſuchen, um ihre Lieblingsneigung, in ſüſsen Schwärmereyen ſich über dieſe Welt empor zu heben, zu befriedigen. Ihr Wunſch ward erfüllt. Der Mond arbeitete ſich mit Macht

durch das düſtere Gewölke; das ſchauerliche Dunkel verſchwand, und im ſilberren Lichte ſchimmerten bald die weiten Ebenen, worüber der Weg der beyden Reiſenden führte. Julius gerieth auſser ſich. Sein Auge ſchwamm in wollüſtigen Thränen; ſein Herz pochte wild; ſeine Hand zitterte in der Hand ſeines Freundes. Auch Ferdinand labte ſich innigſt an dem Anblicke der herrlichen Schöpfung, preſste ſeinen Julius an ſich, und ergoſs die Empfindung in Worte, wodurch jener, ſeiner ſelbſt unbewuſst, dahin getiſſen ward. Das Ungeſtüm legte ſich endlich in Julius Bruſt; ſein feuriges Gefühl ging in ſanfte Rührung über; ſtille Wehmuth folgte dieſer, und an dieſe Wehmuth knüpften ſich bald Vorſtellungen, die Unglück und Gefahr zum Gegenſtande hatten.

„Freund!" hob er an, „was wäre ich ohne dich? du, aus deſſen Seele jeder

meiner Gedanken, wie aus einem Spiegel zurück ſtrahlt; du, der mit immer reger Theilnahme jede meiner Empfindungen ergreift, und milder und wohlthätiger meinem Geiſte zurück gibt; du, der die Kühnheit meiner Vorſätze entdeckt, faſslich mir macht, und mich, wenn ich aufser Welt und Wirklichkeit irre, in die Welt und zur Wirklichkeit zurück leitet; und dich, dich ſoll ich einſt verlieren? von dir ſoll ich mich trennen, gleich Jenem?" —

Plötzlich hielt hier Julius inne. Er erbebte, ſchmiegte ſich näher an ſeinen Freund, wollte weiter reden, und ſchwieg wieder. Ferdinand verſtand ihn.

„Julius!" begann er, „ſoll auch unter uns das Gelübde jener beyden Freunde gelten?"

„Soll es? — Soll es?" — wiederhohlte der Graf raſch und entzückt.

„Es gelte!" ſprach Ferdinand.

„Es gelte!" rief ihm Julius nach — „Ein kurzer, friedfamer Beſuch nach der Stunde des Todes, ſanfter und freundlicher, als jener war."

Umarmungen, Handſchläge und Eide verſiegelten den neuen in die Ewigkeit reichenden Bund. Unſere beyden Freunde fühlten ſich ſelig, wie jene Jünglinge, da ſie die ſchauderhafte Zuſage ſich wechſelſeitig gelobten. War der Umgang des edlen Paares vorhin vertraut und zärtlich geweſen, ſo ward er von dieſer feyerlichen Stunde an noch vertrauter, noch zärtlicher. Beyde hatten nur ein Gefühl, beyde nur einen Willen. Ihr Loos ſchien das beneidenswürdigſte zu ſeyn: nie ſah man zwey glücklichere Sterbliche. Doch auch dieſs groſse Glück traf das allgemeine Schickſal der Menſchheit, es war vergänglich.

Graf Julius erhielt eines Tages einen ſchwarz gesiegelten Brief. Zitternd erbrach

er ihn, und las die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters. Er war der einzige Erbe unzähliger Beſitzungen, unermeſslicher Schätze. Seine Gegenwart wurde von der Familie auf das ſchleunigſte begehrt, und der gute Jüngling muſste fort von ſeinem innig geliebten Ferdinand, muſste fort von der Akademie, ehe er noch ſeine Studien geendiget hatte.

Gern wäre ſein Freund mit ihm gegangen; aber auch ihn betraf ein hartes Unglück, ehe noch jene Bothſchaft ankam. Eine gefahrvolle Krankheit überfiel ihn, und Julius konnte kaum noch den Troſt auf den Weg mit ſich nehmen, daſs Ferdinands Übel ſich zu vermindern anfinge. Die Ärzte verbothe jede Gemüthsbewegung, verbothen dieſe um deſto ſchärfer, da ſchon der bloſse Bericht von Julius Abreiſe den Kranken in ſchlimmeren Zuſtand verſetzte; und ſo ſah ſich der arme Graf genöthiget, L. zu ver-

laſſen, ohne den Abſchiedskuſs auf ſeines Freundes Mund gedrückt, und von ihm wieder empfangen zu haben.

Ferdinand trauerte um ſeinen Julius, und dieſs verzögerte lange ſeine Beſſerung. Endlich, da die allmächtige Tröſterinn Zeit ihren Balſam auch in ſein Herz fliefsen liefs, da genafs er, ergetzte ſich an den Nachrichten von ſeinem Freunde, ergofs nunmehr alle Empfindungen, die er ſonſt wortlich dem Trauten mittheilte, in ſeine Briefe, und endigte mit Fleifs die akademiſche Laufbahn. Eine weite Reiſe ward beſtimmt, ſich dieſer anzuſchliefsen. Er berichtete hiervon Julius, und äufserte den Wunſch, an ſeinem Arme in ferne Länder zu gehen; aber der Graf, ſo gern er auch dieſen Wunſch ſeines Freundes erfüllt hätte, vermochte nichts gegen die dringende Aufforderung ſeiner Familie, daheim zu bleiben, und an die Fortpflan-

zung ſeines edlen Geſchlechtes zu denken. Er ſchrieb an Ferdinand einen traurigen Brief, erſuchte ihn, ja mit möglichſter Sorgfalt auf ſein Wohl bedacht zu ſeyn, lud ihn, ſo bald er nach Deutſchland zurück käme, auf ſein Schloſs, und nahm zuletzt rührend von ihm Abſchied, im Falle er ihn nie mehr wieder ſehen ſollte.

Von ganzer Seele gern hätte Baron Ferdinand auf ſeine Reiſe Verzicht gethan, wäre in die Arme ſeines Julius geeilt, und hätte im Schooſse der Freundſchaft Ausland und Befriedigung ſeiner Neugierde vergeſſen; aber der alte Baron M. drang auf ſeine ſchleunige Abreiſe von L., und Ferdinand, immer ein folgſamer Sohn gehorchte.

Glücklich und ſonder alle Gefahr kam unſer Reiſende bis nach Spanien. Hier aber war es, wo ein trauriges Loos ſeiner harrte, wo Jammer und Elend ihn

traf, wo ſein Verderben unvermeidlich zu ſeyn ſchien. Nirgends gefiel es ihm in dieſem Lande, und ſelbſt in der Hauptſtadt, ſelbſt in Madrit wollte es ihm keinesweges behagen. Sein Aufenthalt ſollte auch hier von kurzer Dauer ſeyn. Schon hatte er den Tag ſeiner Abreiſe beſtimmt, ſchon hatte er den Entſchluſs gefaſst, ganz Spanien ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen; als er auf ein Mahl in eine Bekanntſchaft kam, die die Ausführung dieſes Entſchluſſes noch mehr beſchleunigte. Dieſe Bekanntſchaft war ihrer Entſtehung und ihrem Zwecke nach äuſserſt ſonderbar, und eben deſshalb für den zur Schwärmerey, zum Auſserordentlichen geneigten Baron ungemein reizend.

Ferdinand wollte ſich eben eines Abends ziemlich miſsmuthig nach ſeinem Quartiere begeben, als der ihm folgende Bediente ihn anſtieſs, und ihm eine Figur zeigte, die, wie er ſagte, ſie ſchon den

ganzen Weg begleitete, bald nahe käme, bald wieder ſtehen bliebe, bald mit raſchen, bald mit langſamen Schritten einher träte. Der Baron häftete einen forſchenden Blick auf die Geſtalt. Sie zog ſich ſogleich zurück, kehrte ſich ſeitwärts, und that, als ob irgend ein anderer Gegenſtand ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigte. Es war eine Figur von ſeltſamen Anſehen. Die überhand genommene Dunkelheit erlaubte nicht zu unterſcheiden, ob es ein Mann oder eine Weibsperſon wäre; doch ſah man deutlich, daſs der lange, übergeworfene Mantel nur zur Verkappung diene.

Ferdinand gab ſeinem Diener den Auftrag, ſich der Geſtalt zu nähern, und ſich zu erkundigen, ob ſie etwas von ihm begehre, und worin ihr Verlangen beſtände? Der Diener ging. Die Figur entfernte ſich, ſo bald ſie ihn auf ſich zukommen ſah; aber er eilte ihr ſchnell

nach, und kam nach wenig Minuten mit einem Briefe zurück. „Er iſt an Sie, Herr Baron!" ſprach er: „der Überbringer wuſste ihren Nahmen und Stand auf das genaueſte, erwiederte aber kein Wort auf meine Frage, woher er käme, ſondern verliefs mich mit der gröſsten Eilfertigkeit. Habe ich recht geſehen, ſo war der Bothe niemand anders, als eine jener Perſonen, die man hier gewöhnlich jungen Ehefrauen zur Geſellſchaft gibt. Die Duenna war, aller Verſtellung ungeachtet, unverkennbar. Ich wünſche Ihnen Glück, Herr Baron; aber hüthen Sie ſich; die Männer hier zu Lande ſind ſehr eiferſüchtig."

Baron Ferdinand eilte auf ſein Zimmer zu kommen. Man brachte Licht. Er eröffnete das erhaltene Schreiben, und las folgendes.

„Man rühmt die Deutſchen wegen ihrer Treue, ihrem Muthe und ihrer Fe-

ſigkeit. Sie ſind ein Deutſcher, und ich flehe Sie an, mir eine Probe von der Wahrheit dieſes Rufes zu geben. Ich bin ein Unglücklicher: dieſs iſt das Recht, das ich auf Ihren Beyſtand habe. Däucht Ihnen mein Recht ungegründet, ſo entſage ich der Menſchheit, ſo kündige ich der Welt jede Verbindlichkeit auf, ſo endige ich noch dieſen Abend mein Daſeyn. Sind Sie aber bereit, Ihre Hand mir zu reichen, ſo hoffe ich, und lebe. Die neunte Stunde wird mein Schickſal entſcheiden. Mit dem Glockenſchlage derſelben harret der Überbringer dieſes Schreibens an Ihrer Thür."

Ferdinand las, las wieder, und legte endlich den Brief eben ſo erſtaunt, und noch erſtaunter aus ſeinen Händen, als er denſelben empfangen und erbrochen hatte. Die Gefahr des Abenteuers, die Pflicht, jedem Bedrängten Beyſtand zu leiſten, die Art, wie man ihn hiezu

aufforderte; alles dieſs begann endlich ſeiner Verwunderung ein Ende zu machen, und ſeine Seele mit banger Ungewiſsheit zu erfüllen. Doch die Ehre ſeines Vaterlandes war in Anſpruch genommen; Ferdinand, von jeher ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſeyn, dächte ſich nunmehr aufgerufen, dieſes Glückes würdig zu werden, und ſchnell entſchloſs er ſich, das Abenteuer, und wäre es mit dem gröſsten Ungemache verknüpft, ſtandhaft zu beſtehen.

Die Glocke ſchlug neun: der Baron warf ſeinen Mantel um, verſah ſich mit geladenen Piſtolen und Seitengewehre, und verliefs ſein Zimmer. Die Geſtalt, die ihm vorhin folgte, harrte ſchon ſeiner hinter der Hausthur in einen Winkel geſchmiegt. Angſtlich deutete ſie ihm mit der Hand, und ging mit raſchen Schritten voran. Die Schnelligkeit ihres Ganges verdoppelte ſich mit jedem Au-

genblicke. Oft wendete sie sich, wie besorgt, ob der Baron ihr auch nachfolgte, und eilte sodann immer behenderer vorwärts. Endlich schwand sie in eine enge Nebenstrasse hinein. Ferdinand war weit hinter ihr, und strengte nun alle Kräfte an, ihr nachzukommen. Er fand sie seiner wartend.

„Herr!" sprach eine verstellte Stimme, „wollen Sie sich meiner Leitung überlassen?"

Deshalb folgte ich dir!" versetzte der Baron."

„Aber wollen Sie mir auch mit verbundenen Augen folgen?" fragte die vermummte Gestalt aufs neue. Ferdinand stand an, diese Frage zu beantworten.

„Sie haben nichts zu befürchten!" fuhr jene Figur fort; „die Gefahr ist bloss auf dessen Seite, der mich sandte; er wagt viel, sich Ihnen zu entdecken, deshalb muss er sicher gehen."

„Nun wohl!" erwiederte der Baron; „ich gebe mich drein!" langte zu gleicher Zeit ſein Tuch hervor, und verhüllte mit eigener Hand ſeine Augen. Sein Geleitsmann zog ſelbſt den Knoten zu, rückte die Binde vorwärts noch tiefer herunter, ergriff ſodann ſeinen Arm, und leitete ihn eine halbe Stunde lang durch unebene, und, wie es bey der allzugroſsen Stille ſchien, durch abgelegene Straſsen; der Führer ſprach kein Wort; zuweilen ſeufzte er tief; zuweilen riſs er den Baron gewaltſam weiter, als brenne er vor Ungeduld, ihn bald an Ort und Stelle zu wiſſen.

Endlich hörte Ferdinand eine Thür knarren; endlich trat ſein Fuſs auf gedielten Boden. Noch immer mit verbundenen Augen wurde er, dem Anſcheine nach, durch einen langen Gang geführt; dieſen begrenzte eine Treppe. Mühſam klimmte er an der Hand ſeines Geleits-

mannes hinauf. Eine Thür öffnete ſich.
„Iſt er da?" rief eine rauhe Stimme.

„Gottlob!" verſetzte der Führer. Plötzlich wurde die Binde des Barons gelöſet. Die vermummte Geſtalt erſuchte ihn, in das offen ſtehende Gemach zu treten, und verſchwand. Ferdinand trat hinein, und ſogleich ſchloſs ſich die Thür, wie von einer unſichtbaren Hand regiert, mit grauſem Geräuſche hinter ihm zu.

Niemand war in dem Zimmer vorhanden; eine einzige trübe Kerze erleuchtete es; Grabesſtille herrſchte überall. Unſern Baron wandelte inniges Grauen an. Er griff nach ſeinem Gewehre, und bereitete ſich auf die ſchauderhafteſte Erſcheinung; doch er irrte. Eine Seitenthür öffnete ſich, und es erſchien ein Mann; ein Mann von edlem Anſehen, prächtig gekleidet, eine Larve vor dem Geſichte.

„Mein Herr Baron," ſprach er, „Sie ſind in Bereitſchaft, Madrit zu verlaſſen?"

„Das bin ich!" verſetzte Ferdinand erſtaunt.

„Würden Sie ſich wohl entſchlieſsen können, einen Geſellſchafter mitzunehmen?"

„Warum nicht?" —

„Aber einen Menſchen, der unglücklich iſt, und der Sie leicht mit unglücklich machen könnte?"

„Mein Herr, ich verſtehe Sie nicht."

„Das ſollen Sie bald. Setzen Sie ſich, und faſſen Sie Vertrauen zu mir; Sie ſind bey einem rechtſchaffenen Manne."

Aufser ſich vor Verwunderung ſetzte ſich der Baron an des Verlarvten Seite, und dieſer begann nach kurzer Pauſe von neuem alſo:

„Es wird Ihnen bekannt ſeyn, dafs es hier zu Lande ein Gericht gibt, welches Inquiſition heifst. Seine Macht iſt unbegrenzt; denn es rühmt ſich, die Rechte des Himmels zu verwalten, und ſcheuet

alſo kein Anſehen der Perſon. Seine Richter ſind Pfaffen, Manner, die keine Kenntniſs von der eigentlichen Rechtswiſſenſchaft haben; und dieſs iſt das Traurigſte. Jede Angabe, nenne ſich der Kläger, oder nenne er ſich nicht, gilt vor dieſem Richterſtuhle als wahr; und ein Wort iſt genug, um vor ihm erſcheinen zu müſſen. Man beſoldet Spione, die durch das ganze Land umher gehen, lauern und forſchen, ja oft reizen, um dieſen Tyrannen Opfer zu verſchaffen. Keine Verantwortung wird gehört; Bekenntniſs der Wahrheit ſoll das einzige Mittel zur Vergebung ſeyn, und iſt es nie. Man beginnt gröſsten Theils den Prozeſs mit Einziehung des Beklagten; ohne ihm ſein Verbrechen bekannt zu machen, wird er in ein fürchterliches Gefängniſs geworfen; ohne ihm ſein Verbrechen bekannt zu machen, wird er vor Gericht geführt, wo man ihn nöthiget, ſich ſelbſt anzu-

klagen. Das Ende des Prozeſſes iſt ſo ſchrecklich wie ſein Anfang, und ſelten kömmt es zu dieſem Ende. Viele Tauſende ſehen nie das Tageslicht wieder, viele Tauſende verſchmachten in den gräſslichſten Kerkern."

„Ein ſolches Gericht iſt unſere heilige Inquiſition, und in die Hände dieſes unmenſchlichen Gerichts laufe ich Gefahr zu fallen. Einer meiner Anverwandten ward vor kurzem durch daſſelbe unglücklich. Ich gerieth in Zorn, ſprach mehr, als ich ſollte, ſprach zu laut, und erwarte nun mit Zittern meine Vorladung vor den ſchrecklichen Richterſtuhl. Ich weiſs aus ſicherer Hand, daſs dieſe morgen oder übermorgen ergehen wird. Ich bin reich; dieſs macht meinen Untergang gewiſs, und ich ſehe mich alſo nothgedrungen, das Aufserſte zu meiner Rettung zu wagen. Sie, mein Herr, ſind ein Fremder, ſind bereit, von Madrit

abzureifen. Niemand kann Verdacht auf Sie haben. Nehmen Sie mich in der Verkleidung eines Bedienten auf Ihren Wagen, und fo über Spaniens Grenzen."

Der Verlarvte fchwieg, und harrete ängftlich auf Ferdinands Antwort. Diefer glaubte kein Wagftück bey diefem Handel zu unternehmen, hielt es über diefs für pflichtwidrig, einem Bedrängten feine Bitte zu verfagen, und war fogleich willig, den von der Inquifition Verfolgten in Schutz zu nehmen. Unbefchreiblich war das Entzücken des unglücklichen Mannes. Er warf feine Maske vom Geficht, umarmte den Baron, küfste ihn, und preßte ihn an feine Bruft, als ob er ihm jetzt fchon Leben und Freyheit verdaukte.

„Vergeben Sie!" rief er, „vergeben Sie mir, dafs ich fo weitläuftig, fo argwöhnifch zu Werke ging. Ach! die Gefahr ift zu grofs. Und ob Sie gleich ein Deutfcher find, fo beforgte ich doch Ih-

re gerechte Furcht vor einem Gerichte, das ſo mächtig iſt. Jetzt erſt erkenne ich in ſeinem wahren Lichte den edlen Charakter Ihrer Nation; Groſsmuth und Unerſchrockenheit ſind ſein Eigenthum, wie Treue, Muth und Feſtigkeit. Geſegnet ſey die Stunde, in der Sie nach Madrit kamen; geſegnet ſey die Stunde, in der ich Sie kennen lernte! Ich bin gerettet. Mein Geiſt ſchwingt ſich in dieſem Augenblicke über jede Bedenklichkeit. Neue Kraft ſtrömt durch meine Adern, neue Standhaftigkeit erhebt ſich in meinem Herzen. Sie haben mich mir ſelbſt wieder gegeben; Sie haben mich befreyet von Furcht, von Schmach, von Gefängniſs, vom Tode. Ewig werde ich Ihnen als meinem gröſsten Wohlthäter danken!" —

Ferdinand erinnerte den freudetrunkenen Spanier, daſs die Gefahr noch nicht vorüber wäre. Dieſe Erinnerung brachte

ihn aus ſeinem Taumel zurück; und beyde überlegten nun, wie ſie ihr Vorhaben auf das ſicherſte auszuführen vermöchten.

Es fanden ſich wenig Schwierigkeiten. Die Abreiſe wurde auf den kommenden Morgen noch vor fünf Uhr beſtimmt. Bis dahin wollte der Verfolgte alles, was er von ſeinen Schätzen fortbringen könnte, zuſammen packen, und mit Hülfe ſeiner treueſten Domeſtiken dem Baron übermachen. Kurz, alle Maſsregeln wurden ſo gut genommen, daſs man ſich den beſten Ausgang von dieſem gefahrvollen Unternehmen verſprechen durfte.

Der Baron ſchied nun von dem Spanier, der ihm nochmahls bey allem, was heilig iſt, beſchwor, ihm getreu zu verbleiben. Ferdinand gab ſeinen Eid zum Pfande, und verlieſs, von der vorigen vermummten Geſtalt geleitet, das Haus des Beängſtigten. Dieſe Geſtalt war ein verkleideter Diener deſſelben. Erfreut und ohne

alle Verſtellung ſeiner Stimme, entdeckte er nunmehr, daſs es vorhin des ſo langen Weges nicht nöthig geweſen wäre, hätte dieſs nicht die Sicherheit ſeines Herrn erfordert. „Der vordere Theil dieſes Hauſes," ſprach er, „liegt dem Gaſthofe gegen über, worin Sie Quartier genommen haben. Daher kennt Sie mein Herr; daher kommt es, daſs er auf Ihre Hülfe in einer Lage rechnete, die die gefahrlichſte iſt, worein hier zu Lande ein Menſch nur zu kommen vermag."

Unter dieſem Geſpräche führte der Diener unſern Baron die Treppe hinab, und den Gang hindurch, bis zu der Hausthür zurück.

„Schlagen Sie die enge Straſse links ein," rief er ihm hier zu; „Sie werden dann ſogleich zu Ihrem Gaſthofe gelangen."

Der Bediente, den Ferdinand in Madrit annahm, erwartete ſehnſuchtsvoll

seinen Herrn, und erkundigte sich bey seiner Ankunft sogleich, ob er nicht Recht gehabt hätte, dass der Überbringer des Briefes eine Duenna gewesen, und ob die Gebietherinn derselben eine reizende Dame sey? Ferdinand bediente sich dieses Irrthums zu seinem und seines zukünftigen Reisegefährten Vortheile. „Er hat vollkommen Recht gehabt!" erwiederte er. „Wollte der Himmel, ich hätte den verlangten Besuch nicht abgestattet. Die Folge davon ist, dass ich morgen in aller Frühe Madrid verlassen muss."

Der Diener erschrak, brach in Klagen über den plötzlichen Verlust eines so guten Herrn aus, und dieser gab ihm sogleich den Auftrag, seinen letzten Dienst zu verrichten, und die Pferde zu seiner Abreise zu bestellen. Dieß geschah. Der Baron belohnte den Mann reichlich, und entliess ihn auf das freundschaftlichste aus seinen Diensten.

Kaum graute der Tag, ſo war auch ſchon alles zur Abfahrt bereit. Die Pferde kamen an; der Wagen wurde mit den heimlich herbey gebrachten Schätzen des Spaniers bepackt; und noch war es nicht fünf Uhr, als Ferdinand mit dem Verfolgten, der ſich ſorgfältig ſeinem angenommenen Charakter gemäſs gekleidet hatte, die Kutſche beſtieg, und dem nächſten Thore zueilte. Aber noch waren unſere Reiſenden nicht bis dahin gelangt, als plötzlich ein lautes Halt ertönte. Der Fuhrmann gehorchte der unbekannten Stimme. Ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, trat zu der Wagenthür, fragte trotzig: „Wer ſind die Herren?" und wiederhohlte dieſe Frage, da er keine Antwort erhielt, mit noch viel barſcherem Tone.

Ferdinands Geſellſchafter rief, ſobald der erſte Zuruf erſcholl, „Ich bin verloren!" und preſste ſich in der peinlich-

den Angſt feſt an den Baron, als wollte er bey ihm Schutz und Hülfe ſuchen. Jetzt, da ſich die Schreckgeſtalt am Wagen zeigte, und ihre Unterſuchung begann; jetzt ſchien alle ſeine Beſinnung dahin; jetzt ſchien kein Leben mehr in ihm zu ſeyn. Ferdinand war anfänglich nicht weniger auſſer ſich; doch er faſste Muth, und erwiederte auf die zweyte Frage des Unbekannten: „Ich bin ein Deutſcher Baron; wer iſt der, der meine Reiſe aufzuhalten wagt?"

„Das ſollen Sie bald erfahren, Herr Baron!" verſetzte der lange Mann mit donnernder Stimme, ging zugleich vorwärts, und befahl dem Kutſcher umzukehren, und den Weg zu fahren, den er ihm zeigen würde. Der Kutſcher gehorchte. Der Baron ſprang zornig aus dem Wagen; aber er bebte zurück, da er bey der Dämmerung des anbrechenden Tages einen ganzen Schwarm Be-

waffnete gewahrte, die zuflig von allen Seiten herbey eilten. Er flieg in die Kutſche zurück: und langſam, als gäbe es einen Todtenzug, ging die Fahrt weiter.

Ferdinand dachte nichts mehr. „Verloren! verloren!" rief unaufhörlich der Spanier, der ſich jetzt wieder erhohlte. Eine Stunde lang wurde noch gefahren: dann war man an Ort und Stelle. Die Flügel eines groſsen eiſernen Thores rauſchten aus einander. Der Wagen rollte hinein, und die Thüren fielen ſchnell hinter ihm zu. Unſere Reiſenden befanden ſich in einem Gefängniſſe, befanden ſich in den Händen der Inquiſition. Man öffnete die Kutſche von beyden Seiten zugleich, riſs den Baron und den Spanier heraus, und brachte ſie in verſchiedene Kerker.

Eine Stunde früher abgereiſet, und die beyden Unglücklichen wären vielleicht geborgen geweſen; aber man war eben im Begriffe, den Mann, den Ferdinand

zu retten gedachte, in ſichere Verwahrung zu bringen, als dieſer ſich zu dem Baron geflüchtet hatte, und mit ihm von dannen wollte.

Man durchſuchte das ganze Haus, fand jenen treuen Diener des Verfolgten, der ihm ſeinen Retter zuführte, und, nach dem Befehle ſeines Herrn, ebenfalls verkleidet nachreiſen ſollte, bedrohte dieſen mit den fürchterlichſten Martern, und der vor Schrecken auſser ſich geſetzte Menſch bekannte alles, was er nur wuſste. Man rief ſogleich mehrere Wache herbey, eilte nach allen Thoren, und fand bald, wonach man verlangte.

Hart und gräſslich war die Gefangenſchaft des Barons. Was aus dem Spanier wurde, erfuhr man nicht. Sechs Wochen ſchmachtete Ferdinand, ehe man ihn das erſte Mahl vor Gericht forderte. Er vermuthete hier ſein Urtheil zu hören, und rüſtete ſich mit Gleichmuth und Stär-

ke; aber er irrte. Man machte ihm blofs bekannt, dafs es für ihn nur einen Weg gäbe, aus den Händen der Inquiſition zu kommen, dafs er ſelbſt darüber nachdenken ſollte, und dafs man in einigen Wochen ſeinen Entſchluſs vernehmen würde.

Ferdinand errieth leicht, wohin man zielte; aber er entſchloſs ſich, feſt und ſtandhaft allen ſeinen Grundſätzen getreu zu bleiben, und nicht durch Verläugnung deſſen, was ihm Geburt und Erziehung für Wahrheit zu halten gebothen, ſeine Freyheit zu erkaufen. Mit edlem Stolze äuſserte er dieſen Vorſatz, als man ihn nach vier Wochen aufs neue vor das ſchreckliche Gericht führte. Man würdigte ihn keiner Antwort, ſondern befahl, ihn wieder in ſeinen Kerker zu bringen, damit er Zeit und Muſe bekäme, ſich eines anderen zu beſinnen; doch Ferdinand beſann ſich keines anderen. Sein

Vorfatz ſtand unwandelbar, und keine Drohung vermochte auf ihn zu wirken. Schon ſchmachtete er jetzt über vier Monathe im Gefängniſſe. Sein Leben begann ihm eine Laſt zu werden, und er verlangte ſehnſuchtsvoll nach Auflöſung, ſey es auch durch die furchtbarſte Todesart.

Einſt lag er zur Nachtzeit auf ſeinem feuchten Strohe, dachte der Vergangenheit, dachte der glücklichen Zeiten ſeiner Kindheit, durchlebte im Geiſte nochmahls die verfloſſenen Jünglingsjahre, und verſank endlich in ſchwermuthsvolles Nachdenken, über das traurige Schickſal, daſs ihn fern von Freunden und Vaterlande betraf, das ſchon ſo frühzeitig das Ende ſeiner Tage herbey zu rufen drohte. Lebhaft ſtellte er ſich zugleich den Jammer des Vaters vor, der ſeine einzige Freude, ſeinen geliebten Sohn verlor, ohne zu wiſſen, welchem

Unglücke er diesen Verlust zuschreiben sollte, ohne zu erfahren, welches Loos ihm zu Theile ward, und ohne vergewissert zu seyn, ob er mit oder sonder Schuld in sein Verderben gerieth. Ein grauser Schauer überfiel ihn bey dieser Vorstellung; kalter Schweiss rann über seine Stirn; bebend vor innerer Angst, raffte er sich empor, und stiess verzweiflungsvoll gegen die Mauer, als wollte er sich einen Durchgang eröffnen; als wollte er hin zu seinem bekümmerten Vater eilen; aber bald drang die Unmöglichkeit seiner Befreyung mit allen ihren Schrecken auf seine Seele, und er sank rückwärts danieder, und ein Thränenstrom floss an seiner bleichen Wange herab.

Die Glocke schlug in der Ferne eins; Todesstille herrschte überall; plötzlich erhob sich ein leises Rauschen an der eisernen Thür; es war, als forschte eine unbekannte, schüchterne Hand nach dem

Schloſſe. Das Geräuſch dauerte kurze Zeit; alles war wieder ſtill; aber bald erhob es ſich aufs neue, und lauter und emſiger, als vorhin. Ferdinand richtete ſich von ſeinem Lager empor, und kaum ſaſs er aufrecht, ſo fuhr die Thür, wie vom Sturme getrieben, doch ſonder alles Getöſe, aus ihren Angeln; und ein kühles Wehen ſtrich ſanft an ſeiner Wange voruber. — Erſtaunt und ſehnſuchtsvoll harrte der Gefangene, wer noch zu dieſer Zeit in ſeinen Kerker treten würde. Er wähnte, die Stunde des Todes ſey gekommen, und empfahl ſeine Seele dem, der ſie ſchuf; aber er irrte: es war die Stunde der Befreyung, die gekommen war. Niemand trat in den Kerker, und die Thür blieb geöffnet; ein ſchwacher Lichtſtrahl brach durch die Finſterniſs; es ſchien, als ob aus weiter Entfernung der Schimmer einer Lampe dämmerte. Ferdinand weilte noch lange Zeit unent-

ſchloſſen auf ſeiner Lagerſtätte, harrte und harrte, ob kein neues Geräuſch entſtehen, ob ſich kein lebendiges Weſen zeigen würde; doch ſein Harren war umſonſt; kein neues Geräuſch entſtand, kein lebendiges Weſen zeigte ſich. Endlich erhob er ſich, taumelte nach der offen ſtehenden Pforte, und trat aus ſeinem Gefängniſſe. Er kam auf einen groſſen tiefen Saal, rings umher waren verſchloſſene Thüren. Am Ende des Saals öffnete ſich ein Gang, in deſſen Mitte die Lampe brannte, Ferdinand blickte ſchüchtern umher, wendete ſich unentſchloſſen von Seite zu Seite, und ging endlich, ſich ſelbſt unbewuſst, den Saal entlang bis an die Öffnung des Ganges; auch dieſen durchirrte er. Überall ruhte noch Stille. Jetzt ſtand er an einer Treppe, until plötzlich erhob ſich hinter ihm Getöſe. Auſser ſich eilte er die Treppe hinab, fand am Ende derſelben ein Fen-

fter, öffnete es, und ſprang behende hinaus.

Glücklich erreichte unſer Flüchtling den Boden, ſah forſchend umher, und erkannte in der Dunkelheit, daſs er ſich auſser einer hohen Mauer, daſs er ſich im Freyen befände. Sonder Säumen eilte er von dannen, eilte raſtlos weiter, bis er endlich in einen dichten Wald gelangte. Der Tag brach an, und er war am Ausgange deſſelben. Ein ehrlicher Landmann, dem er erzählte, daſs er ſich zur Nachtzeit verirrt hätte, führte ihn freundlich in ſeine Hütte, gab ihm Nahrung, gab ihm ein altes Kleid, und in dieſem Anzuge ſetzte der Baron ſeine Reiſe fort, und erreichte unerkannt Spaniens Grenzen.

Erſchöpft von Beſchwerden, kämpfend mit allen Qualen des Mangels, erlag er dennoch nicht. Stets aufs neue von der entzückenden Vorſtellung geſtärkt, bald

ſein Vaterland, bald Vater und Freunde wieder zu ſehen, kam er endlich bis nach einer Stadt in Frankreich, wo er auf einen deutſchen Cavalier ſtieſs, der ſein edles Geſchlecht kannte, ihn unterſtützte, und bis nach ſeiner Heimath förderte.

Unausſprechlich groſs war die Freude ſeines Vaters. Der gute Alte wähnte ſeinen Sohn todt, und hatte keinen Wunſch mehr, als ihm bald nachzufolgen. Auch Ferdinands Freude war überaus groſs; aber ſchon in der erſten Stunde wurde ſie furchtbar gemindert. Er fragte entzückt nach ſeinem Freunde Julius, und vernahm die traurige Nachricht: ein Schlagfluſs habe den jungen Grafen vor kurzer Zeit plötzlich hinweg gerafft. Auſser ſich forſchte der Baron nach dem Tage, nach der Stunde von Julius Tode, und erfuhr, daſs dieſer Tag, — — dieſe Stunde — die nähmlichen waren — — wo ſich ſein Kerker öffne-

te, und wo er ſeine Freyheit wieder erlanget hatte. —

Aus ſchriftlichen und mündlichen Traditionen iſt dieſe merkwürdige Begebenheit heraus gezogen. Der Verfaſſer bürgt zwar für die Wahrheit der Geſchichte, doch nicht für die Sage, daſs der Graf F. durch die Hülfe ſeines abgeſchiedenen Freundes gerettet worden wäre. Indeſſen iſt ſo viel gewiſs, daſs der Graf, welcher ſonſt ein ſehr kluger und aufgeklärter Mann war, ſtandhaft bis an das Ende ſeines Lebens dabey blieb. Unter dem auserleſenen Zirkel von ſeinen Freunden ſprach er gern und mit vieler Wärme von ſeinen ſpaniſchen Abenteuern.

Zu Folge einiger hinterlaſſenen Papiere, deren Werth nicht unbeträchtlich iſt, war er ein höchſt merkwürdiger Menſch.

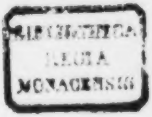
Sein groſser Reichthum und edles Herz mit ſo vielen Talenten begabt, hätte ihn eines beſſeren Schickſals würdig gemacht. Er iſt nicht mehr — — denn er ſtarb einen plötzlichen Tod den 19ten Auguſt 1767.

Vielleicht liefert der Verfaſſer ein Mahl mit der Zeit mehrere Scenen von dieſem ſchätzbaren Manne.

RUINEN
DER
VORZEIT.

Zweytes Bändchen.

BRESLAU UND LEIPZIG
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1793.


BIBLIOTECA
REALE
MONACENSIS

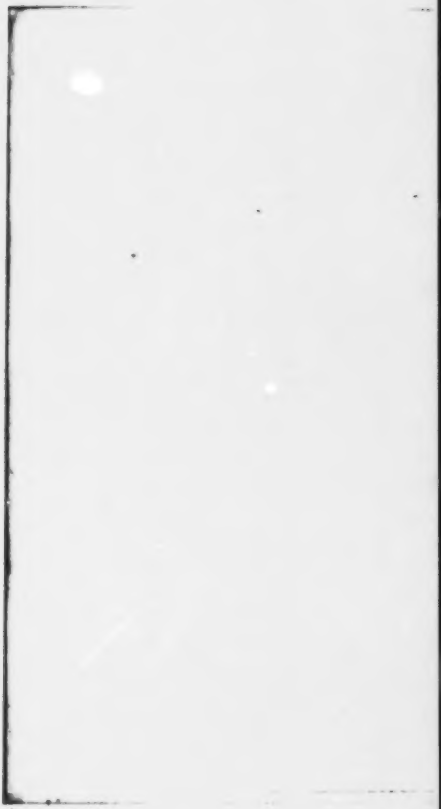
Inhalt
zum
zweyten Bande.

Wildgraf Hugo, Comthur des Tempelherren-Ordens. Geſchichte aus den Zeiten ſeiner Aufhebung. Pag. 1

Die unglückliche Gräfinn Chateaubriant aus den Zeiten Franz des Erſten. — 87

Die Kryſtallſeherinn. Eine Zaubergeſchichte. — 168

Die Einſiedlerinn. — 189



Wildgraf Hugo,

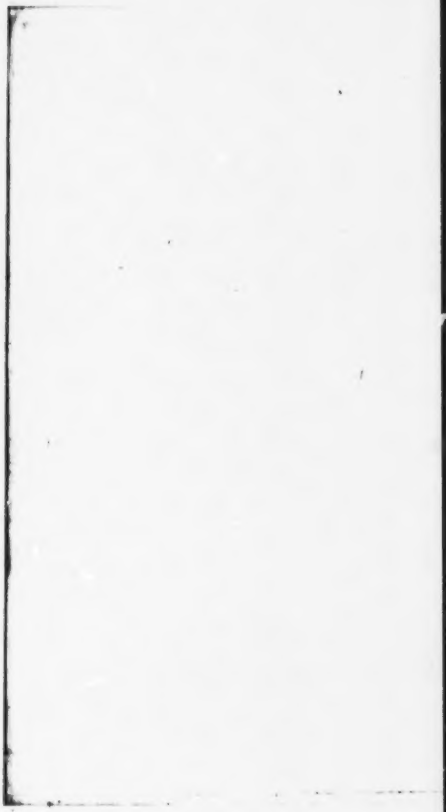
Comthur

des Tempelherren-Ordens.

Geſchichte

aus den Zeiten ſeiner Aufhebung.

II. Thl.



Akris, die letzte Zuflucht der bedrängten Chriſten im Orient, hatte nun auch, nach einer verzweifelten Gegenwehr, Melech Seraph, der Sultan von Agypten, ihnen abgerungen; Heinrich floh nach ſeinem Königreiche zurück; der Groſsmeiſter der Templer war gefallen, von fünf hundert ſeiner Ritter, die Wunder der Tapferkeit thaten, entkamen nur zehn auf ärmlichen Barken nach Cypern, unter ihnen, blutend an ſeinen rühmlichen Wunden, der junge Wildgraf Hugo; erſt ſeit wenig Monden trug er den weiſsen Mantel, aber ſchämen durfte ſich nicht

das rothe Kreuz sein edlez Herz zu decken; er war ein Löwe im Kampf, und würdig an der Heldenseite seiner Brüder zu fechten. Traurig sahn die einsamen Trümmer der beyden Orden in die Vorzeiten ihrer Grose und die blutigen Gefilde ihres Ruhms zurück. Dahin war das Eigenthum ihrer Schwerter; der ungläubige Mond drohte blutig von den Schutthaufen der Stadte, die vor kurzem das Zeichen des heiligen Kreuzes in ihrer Schonheit segnete; viele ihrer Brüder schutteten schmahliche Feseln, vollendet trugen die meisten die Martererkrone; aber dennoch durften sie eine schönere Zukunft hoffen; wie abgehauene Stamme trieben sie bald üppiche Sprösslinge aus ihren gesunden Wurzeln; ganze Scharen ihrer Brüder im Occident flogen auf ihren Nothruf herbey, dass die abgehenden Schiffe ihre Menge nicht zu fassen vermochten. Zitternd fluhen die Corsaren

schon wieder ihre stolzen Wimpeln, und die Christenheit stützte sich von neuem auf ihre Schwerter, wie auf den Anker der Hoffnung.

Dennoch zog sich der Tempelorden mehr in seine reichen Besitzungen nach Europa zurück, und vertauschte das Felsenlager des Kriegs mit den Federdunen der Üppigkeit; nur sein Grofsmeister blieb mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Ritter im Hauptsitze zu Cypern, bis die päpstliche Hyäne den unglücklichen Molai in seinen unverdienten Kerker lockte. Auch den Wildgraf Hugo hatte die Pflicht als Comthur in sein deutsches Vaterland zurück gerufen: unwillig folgte er diesem Rufe zur Unthätigkeit, unwillig, wie sich der Löwe in seine eiserne Behausung leiten läfst.

König Wenzel streckte sein unmächtiges Zepter über Deutschland; die Fürsten und Edlen hausten nach Gutdünken

im Reiche, und liefsen unbekümmert seine Majestät das gekrönte Haupt schütteln. Unter ihnen in gewaltigem Ansehen standen die Ordensritter; allenthalben durfte der weifse Mantel sich neben dem fürstlichen Purpur sehen lassen, der im weifsen Wiederschein gar oft erblich; aber das kümmerte den wilden Hugo nicht; sein Schwert und sein Gott waren seine Flammengedanken; zu diesen sich auf Leichen der Ungläubigen einen Weg zu bahnen, wähnte er seine Pflicht, und die Märtererkrone sein höchstes Glück.

Einsam tummelte er sich, von seinen unbefriedigten Wünschen getrieben, in den Wäldern auf der Jagd umher, oder suchte ferner Ordensbrüder auf ihren friedlichen Burgen heim.

Unbekümmert liefs er dann seinem Rosse den Zügel, träumte sich ins Kampfgetümmel für seinen Heiland, und liefs seine gefallnen Freunde in der Glorie ihrer

Heiligkeit ſeine Fantaſie vorüber gleiten. Oft wich er dann vom vorgenommenen Pfade, aber ſein Stand bettete ihm allenthalben ein gaſtfreyes Lager.

Auf einem gleichen Ausfluge irrte er tief hinein in den fremden Wald, wo ihn die Nacht befchlich, die unter den dicht gedrängten Eichenzweigen dunkler umher lag; der Kauz ſang ſein einſames Nachtlied, das jeder Baum zurück zu rufen ſchien; ſchnaubend fuhr der wilde Jäger über den engen Wurzelpfad; der faule Stamm ſpiegelte ſeinen matten Flimmer im Sumpfe, auf dem der tückiſche Irrwiſch umher tanzte; überall ein Gebilde, das die erregte Fantaſie zum Unholde auszumahlen vermag; überall keine Spur eines menſchlichen Weſens. Aber bald führte ihn die Wildbahn auf eine ebene Straſse, die in gerader Linie die Ausſicht auf den freyen Sternenhimmel zu öffnen ſchien; und ruhiger [illegible] Hu-

go weiter; immer gröſser und gröſser wurden die Lichter, die ihm Sterne geſchienen hatten; er erkannte deutlich die erleuchteten Fenſter einer Burg, und ritt verwundert durch die offene Pforte. Alles war ſtill, nur aus einem entfernten Flügel der Burg tönte ein Tumult herab, wie das Gejauchze trunkner Schlemmer. Hugo ſtieg unwillig vom Roſſe, und leitete es durch den ſchallenden Hof, an ein von dem Schimmer der Fenſterſcheiben erleuchtetes Pförtchen; kein Knappe fragte nach ſeinen Nahmen; kein Knappe hielt ihm zum Abſteigen ziemlich den Bügel, und nahm ihm ſein triefendes Roſs ab. Eine ſteinerne Stiege führte ihn an eine Thüre, die vom leiſen Andruck aufſprang, und einen erleuchteten Saal öffnete.

Überraſcht fuhr der Templer zurück. Auf einer ſchwarzen Todtenbahre lag ein Leichnam; an den Stufen ſeines Sarges

halb ohnmächtig hingesunken eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt; über ihr standen zwey Ritter, und legten zum Eide ihre Hände auf den Leichnam.

„Ich Kurt von Steinach schwöre und gelobe dir Felix von Euen, bey dem Leichnam meines Todfeindes, dem Gott nach Gerechtigkeit die ewige Qual verleihen wolle! getreuliche Erfüllung meiner Zusage — diese Burg zum Eigenthum." So sprach der eine Ritter, und die weibliche Gestalt zu seinen Füssen schauderte zusammen.

„Und ich Felix von Euen schwöre und gelobe dir Kurt von Steinach, schwöre, meine Hand gelegt auf das gebrochene Herz deines Todfeindes — so gewifs seine Seele ewig verdammt ist, sollst du als Sponse seine Tochter heim führen."

So sprach der andre Ritter, und die weibliche Gestalt fuhr mit einem lauten Schrey von den Sargesstufen empor.

Hugo griff ans Schwert, und vermochte sich kaum mehr zu halten.

„Nun schöne Dame!" fuhr der zweyte Ritter spottend fort, und faßte sie bey der zuckenden Hand, „hierher zum heiligen Leichnam, und gelobt mir darauf ruhigen Besitz dieser Burg, euerm edlen Sponsen eiserne Treue zu; schwört, oder ihr umarmt statt des mannlichen Ritters den Klapperbein!"

Grinsend zogen sie ihre Dolche, und rissen die Ohnmächtige an die Bahre; aber in demselben Augenblicke stand der Tempelritter unter ihnen; sein Schwert schimmerte im Wiederscheine der vielen Kerzen, wie das Flammenschwert eines strafenden Seraphs; und klirrend fielen die Dolche aus ihren Meuchelmörderhanden. „Nieder mit euern entweihten Waffen, ihr Buben! oder habt ihr Muth eure zitternden Fäuße gegen mich zu erheben? Immerzu soll ich euer Opfer werden,

ſo wird dieſer Leichnam aufſtehen, und in der Gerichtshalle gegen euch zeugen!"

Geſammelt hatte ſich indeſſen Kurt von Steinach und ſchlug mit dem eiſernen Handſchuh in die klirrenden Scheiben, brüllend nach ſeinen ſchwelgenden Knechten, die im Augenblicke in Haufen herein ſtürzten, und ihre feigen Anführer umringten. Doch immer ruhig ſtand der Wildgraf mit geſenktem Schwerte in der Glorie ſeines Heldenmuths; auf jeden Blick ſeiner Adleraugen zog ſich eine bewehrte Fauſt unter den verbergenden Mantel zurück, bis angeblaſen vom Zorn der beyden Ritter mit einer Flamme, der ganze Haufe auf ihn zuſchlug. Hugo immer mit geſenktem Schwerte, hielt nur mit der Linken das Kreuz auf ſeinem Mantel hoch empor, und ſprach mit einer Stimme, jener gleich, mit welcher am Öhlberge der verrathene Heiland die ſuchenden Knechte nieder warf. „Wagt

euch einen Schritt näher, oder erfrecht euch je wieder, nach dem Heiligthum dieſer Unglücklichen oder dieſer Burg eure Hand auszuſtrecken, und ich ſchwöre euch bey dieſem Kreuz im Nahmen meines Ordens ewige, blutige Fehde, im Nahmen des Ordens, vor deſſen Arm euch nicht das Geklüft der Erde, ſelbſt der Schooſs der Kirche nicht zu bergen vermag!" Und im Nu fielen Dolch und Pike kraftlos nieder, und das Geſindel flog zum Saale und zur Burg hinaus, wie von einem Windſtoſse getrieben.

Ohnmächtig an den Stufen der Bahre lag noch immer das geängſtete Mädchen, als Hugo's Blick auf ſie zurück flog, der die Memmenſcharen verachtend geleitet hatte. Ihre Augen waren geſchloſſen, wie zwey weiſse Blütenkelche, an denen der herab gleitende Thautropfen noch ſchimmend verweilt; ihr Mund war halb offen, und ſchien das letzte Ach noch nicht

vollendet zu haben; wie der Mond ins Gewölke niedertaucht, neigte ſich ihr blaſſes Antlitz in die Hülle des ſchönen Buſens, der nur allein durch ſein Steigen Leben verrieth; ihre Hände waren krampfigt in den ſchwarzen Schleyer verwunden, der von ihrem dunklen Gelocke herab ihre ganze Geſtalt umhüllte. So ſah ſie Hugo, ſchön wie eine ſchmachtende Almanſuris, von dem Zauberpinſel einer wielandſchen Fantaſie geſchaffen; aber der eine Gedanke, der in einem ſolchen Ritterherzen aufſteigen konnte, konnte nur der — zur Rettung ſeyn. Haſtig rief er um Hülfe, die zwey ſchwarzgekleideten Frauen ihrer anſcheinenden Gebietherinn zu leiſten eilten, welche ſie weinend in ihr Kämmerlein brachten.

Noch ſtand der Templer, in Ahndungsgefühlen verſenkt, allein im dunkler werdenden Saale, als ſechs Knappen, ſchwarz gekleidet, wie die Frauen, ſchweigend

hinein traten, feyerlich die Bahre auf ihre Schultern nahmen, und von sechs andern mit Fackeln geleitet, hinaus trugen.

Der Templer folgte langsam dem Leichenzuge zwey breite steinerne Stiegen hinab in ein finsteres Gewölbe, wo die Knappen ihre traurige Last absetzten, ihre Fackeln auslöschten an des Gewölbes Stufen, und schaudernd von dannen schlichen.

Nun war sich Hugo erst selbst überlassen, um mit den dämmernden Gegenständen um sich her vertrauter zu werden; er sah sich in einer Familiengruft, die eine in ihrer Mitte herab schwebende Ampel mondlich beleuchtete. Über der Pforte schien ein steinernes Wapenschild, der verheerenden Faust des Knochenmannes trotzen zu wollen, dessen Opfer in ähernen Truhen, in den grauen Pfeilern umher lagen. Willig nahm hier die

Hausfrau ihren alten Platz an der Seite ihres Gemahls ein, den aus ihrem züchtigen Ehebettlein der feindliche Knöchler raubte; willig besuchten hier die Kinder ihre guten Ältern, die ihre freundlichen Lehren mit der letzten wichtigsten — dass alles endlich sey! — durch ihr Dahinscheiden besiegelten; willig rückte hier die Jungfrau tiefer in ihr Blind, ihrem holden Sponsen Platz zu machen, in dessen Arme sie im Leben nicht schlafen ging. Alles war so still, so heimlich, dass fast das Weben der Spinne vernehmbar war, die an den vergoldeten Zierathen ihre Fäden spann; hörbarer nur pickte die Todtenuhr in einem alten Sarggestelle.

Inniger fühlt nie ein Herz seine schöne Bestimmung, als am Lager eines Sterbenden, oder in der stillen Behausung der Abgeschiedenen; freundlich naht uns dann der Gedanke des Todes, wie eine geliebte Jungfrau; wie der Gedanke an

den Herbſt, unzertrennlich von dem eines ſchönen Frühlings. Vergebend und vergeſſend wollten wir über der Bahre unſerm Todfeinde die Hand reichen, brüderlich die ganze Menſchheit in einem Bettler umarmen, und mit willigem Herzen unſerm Nebenbuhler die Geliebte zum Brauthuſſe zuführen. Wäre die leidige Gewohnheit nicht; wir müſsten an den Särgen unſrer Brüder vollkommene Menſchen werden! aber — gelaſſen ſchüttelt der Arzt ſein weiſes Haupt, wenn der ſtockende Kreislauf des Bluts ſich ſeinem prüfenden Finger verräth; ruhig hält der Prieſter den brechenden Augen das Bild des Gekreuzigten vor, und ſingend ſcharrt der Todtengräber ſeinen Bruder in den kalten Gottesacker. Nichts iſt ſo ſchrecklich, was uns nicht lieblich, nichts ſo reizend, was uns nicht gleichgültig werden könnte. Darum ſingt die Nonne zufrieden hinter ihrem Gitter;

darum gefällt sich selbst jedes Geſicht, wenn's auch beym ersten Blick in den Spiegel das Loos des Basilisken erfahren sollte; darum würde die Rose nicht das Blümlein der Liebe heißen, wenn sie das ganze Jahr blühte — darum der Nachtigall Lied nicht bezaubern, wenn es alltäglich sich hören ließe. — O Herz, o Herz, wie oft bist du selbst deiner Vervollkommnung entgegen!

Hugo's Geist flog hoch empor über Sarg und Gruft; ihm sagte das ruhige Klopfen seines Herzens, daß er wohlgemuth seinem Richter entgegen treten könnte, wenn in dem Augenblicke, diese Gruft die seinige geworden wäre. Halb träumend war er an einen Pfeiler gesunken, da schlich rauschend etwas an ihm vorüber; er ermannte sich, und erkannte das trauernde Mädchen, welches ihn anredete. „Herr Ritter! obwohl ich euch hier unter den Todten nicht vermuthete,

so empfangt dennoch auch hier meinen herzlichsten Willkommen, so herzlich, wie man ihn nur Gästen biethen kann, in welchen man im Augenblick ihres Eintritts seinen Schutzengel erkennen muss. Lasst euch nicht befremden, mich hier zu sehen; wähnt auch nicht in einem ähnlichen flechen Zustande, als jener war, in dem ich bewusstlos euch verliess. Ich trage hier nur meine Schulden ab; die Tochter will Abschied nehmen von ihrem guten Vater!"

So sprach die Trauernde, und kniete nieder am neuen Sarge. Eine feyerliche Stille, in welcher der Vatergeist herab schwebte, seine Tochter zu segnen. Langsam athmete die Kniende; hinter ihr noch am Pfeiler lehnend stand der Templer in so gewaltsamer Rührung, dass die Räder in den Sporen klirrten; bis sie sich wieder erhob, und mit heiterem aber noch thränenfeuchtem Gesichte auf ihn zukam;

freundlich nahm ſie ihn bey der Hand, nöthigte ihn zum Niederſitzen auf eine der Truhen, und ſprach mit ſanftem Lächeln, als er ſich, ſie anſtaunend, weigerte:

„Laſst euch auch das nicht wundern, edler Ritter, dieſer Aufenthalt iſt mir vertraut, — er iſt mein Putzgemach! — Beſcheidenheit und Keuſchheit acht' ich der Jungfrauen ſchönſtes Geſchmeide, und beydes glaub' ich — lächelt nicht, Herr Ritter — dieſer Gruft zu verdanken zu haben. Hier, belehrte mich mein Vater durch die Geſchichten hier ſchlummernder tugendſamer Weiber; hier ſieht ſich die Eitelkeit nur im Hohlſpiegel der Sterblichkeit, und fährt vor ihrem verzerrten Conterfät erſchrocken zurück; hier ſcheitert ſo bald jeder ſtolze Wunſch an den ähernen Ecken der Särge, und jedes Gelüſte erſtirbt, wie jene Ampel, wenn ihr das Öhl ausgeht; darum weilte ich auch hier ſo oft, wie die Hoffräu-

lein in ihrem ſpiegelreichen Cloſett, und darum vergönnt mir, euch hier mit einem Mädchen bekannter zu machen, das ſchon eure Schuldnerinn ward, eh' euch ihre Augen erblickten."

Erwartend ſetzte ſich der Templer an ihre Seite auf die Truhe, und ſie begann von neuem: „Schon meiner Ältern Urvater bauete von den Schätzen, die er von Bouillons glücklichen Kreuzzuge heim gebracht hatte, dieſe Burg. Nicht in den Thränen ſeiner Eignen ward der Mörtel zu ihren Mauern geknetet; kein Fluch rüttelte ſchon in ihrer Grundlage an ihren mächtigen Pfeilern; friedlich vererbte ſie von Sohn zu Sohne, bis auf meinen Vater Udo, nach dieſer Burg der Aarheimer genannt. Neidiſch ſahen aus ihren Felſengeniſſen die benachbarten Raubritter auf ihn herab. Ein edles Weib lag an ſeiner Seite; ihr ward aber nur die Freude, ein Töchterlein in mir zu

umfaſſen; nach einem Jahre ging ſie ſchlafen zu den Verwandten ihres verwitweten Gatten — dort der himmelblaue Sarg, deutend auf ihre Treue, mit den ſilbernen Englein, iſt ihr Ruhebettlein. — Kein Sohn ſtützte des alten Udo's ſchwindende Kräfte, bedeckte ſein ergrauendes Haupt mit dem Schilde der Liebe, und muthiger pochten die Raubritter. Laſst den alten Aar, dachten ſie, nur erſt ſchwächer die Flügel hängen, wir wollen ſein Neſt ſchon gewinnen! Das ahndete mein Vater, ach, nur zu wahr. Adeliſa! ſprach er zu mir, du muſt mir einen Sohn geben, der mein Eigenthum vor den Wölfen ſichre; laſs deinen jungfräulichen Schleyer nach den Edlen des Landes fliegen, ſieh zu, wer's verdiente, das Lager mit des alten Aarheimers Tochter zu theilen! Oft kümmerte ſich der Greis, wie ſein edler Eidam ihm dankbarlich für ſeine Tochter die Hand

küſſen, und zu Schutz und Trutz vor ihm da ſtehen würde feſter, als die Mauern ſeiner Burg: wie er einſt ſeinen Enkel mit hölzernen Schwertern die Waffenkunſt lehren, und ihn ſorgſam im Schloſshofe auf einem ausgedienten Gaule umher leiten wollte."

Hier hielt Adeliſa ein, und ſchien gewaltſam ein aufſteigendes Geſtändniſs zu bekämpfen; nach einer langen Pauſe, in welcher ſie ihr groſses thränenvolles Auge auf den Särgen gehäftet hielt, als wollte ſie von ihnen Verſchwiegenheit lernen, fuhr ſie leiſer fort: „Das waren Träume! er drückte keinen Tochtermann in erneueten Vaterfreuden an ſein immer langſamer ſchlagendes Herz. Der Steinacher ritt ſich die Sohlen an den Bügeln durch, mich zur Sponſe zu erwerben; aber mit Abſcheu wendete ich mich von dem Rittersmann, dem der Ehrenhold ſchon längſt, zur wohlverdienten Strafe

feiner Räubereyen, ſein Wapen zerbrochen hätte vor die Füſse werfen ſollen, und mein Vater verboth ihm die Burg. Ergrimmt in ſeiner unglücklichen Liebesflamme und ſeinem aufgereizten Stolze, ſchwor er meinem Vater heimliche, tückiſche Fehde, und befchlich einſt um Nachtzeit — es war die Nacht nach Sanct Veits Tage, die ich nimmer vergeſſen werde — mit ſeinem ſchändlichen Spiefsgeſellen dem von Euen, unſre Burg. Vergebens ſetzte er ſchon, triumphirend in ſeiner Rache, den Fuſs über die erſtiegene Mauer; mein Vater ſtand mit einem fremden Ritter, erſt unlängſt aus Palläſtina gekehrt, ſchon ſein gewärtig." Wieder eine Pauſe, in welcher ſo gar beym Flimmer der Lampe ihr Erglühen ſichtbar wurde. „Blutend ward er zurück gewieſen, mit der kränkenden Überzeugung, ſo lange der alte Aar nur noch eine Klaue rühren könnte, ſein Neſt nie

sein nennen zu können. Aber — verwundet wurde mein Vater leblos vom Kampfplatze getragen, und den fremden Ritter — — sahn wir nicht wieder! — Mein Vater lebte nicht mehr ganz auf, nach Jahresfriß neigte er, ausgemergelt von den Folgen seiner Wunde, sein graues Haupt in die Grube, ach, und liefs mich hülflos mir allein zurück. Den Abend seiner Beysetzung in diese seiner Väter Gruft, begehrten zwey Ritter eingelassen zu werden, mit ihrem Trauergefolge, um, wie sie sagten, ihrem alten Freunde die letzte Ehre erzeugen zu helfen. Die Schändlichen! — es war der Steinacher mit seinem Raubkumpan. Verkappt ritten sie ein und friedlich; ihre Knechte sollten meine Getreuen im Trauerwein um ihr Bewufstseyn bechern, indefs sie gingen, ihren teufliſchen Bund mit einem frevelnden Eide zu beſiegeln, und mir in der Angſt Abtretung der Burg

und mein Jawort zu erpreſſen; ſie fanden mich bald beym theuern Leichnam, und waren im Begriff, ihr Vorhaben zu vollenden, als ihr, mein Schutzengel, die ungerechte Sache mit einem Worte nieder warft, und mit euerm und eures Ordens Anſehn ſie auf immer verſcheuchtet. Sie flohen davon durch die Pforte, die ſie wohlbedächtig auf jeden Fall beyzeiten geöffnet hatten. — Empfanget nochmahls meinen Dank, edler, edler Ritter! nicht für mich — mit meinem Leben konnte ich weniger verlieren, als ich in meinen Blüthenjahren ſchon verlor; — für den Leichnam meines Vaters, den ihr den Klauen der Buben entzogt, für die Geiſter dieſer friedlichen Burg, die euch gewiſs nun alle ſegnend umſchweben, edler Hugo! — Erſchrecht nicht, daſs ich euch kenne, Herr Wildgraf, und vollendet eure Groſsmuth mit der Gewährung meiner Bitte. Forſcht nie,

woher ihr mir bekannt seyd! — Adelisa von Clarheim zählet die Tage, als ihr mir es wurdet, unter die glücklichsten Tage ihres verfliegenden Lebens."

Hugo öffnete den Mund zu einer Frage, wahrscheinlich einer Sünde gegen Adelisa's Bitte, die er ihr mit einem Händedruck gewährt hatte, aber schnell fiel sie ihm ein, ihn an seine Ruhe erinnernd, indem die Nacht bald zu Ende war. Traurig sah sie sich noch ein Mahl im Todtengewölbe um, und zog den Ritter die Treppe hinauf. Immer fester und fester schmiegte sich ihre Hand in die seinige, immer langsamer und langsamer gingen sie nah an einander durch die Bogengänge. Traulich nickte der Mond durch die runden Fensterscheiben; leise schlich der Schall ihrer wankenden Tritte die Gänge hinan, Hugo rief: „Adelisa!" Ein feuriger Kuss glitt über die Wange auf seinen Mund. „Ritter!" rief sie, und verschwand in

eine hinter ihr zuſchlagende Thür. „Adelisa!" ſeufzte Hugo, und drückte ſeine brennenden Lippen an die kalten, kalten Steinpfoſten der Thüre.

Wenig Schritte ſchlich er weiter, als ein wartender Diener ihm ſein Kämmerlein anwies, wo ein freundliches Bettchen ſich ihm umſonſt entgegen blähte. Bewuſtlos warf er ſich in einen Seſſel, und drückte im wachen Traume ſeine ermatteten Augenlieder feſt zuſammen.

Schon glitt der erſte Morgenſtrahl durchs kleine Fenſter, erröthend wie die Braut, im ſonſt einſamen Kämmerlein, beym Erwachen einen Mann zu finden, als der Templer ſeine Augen wieder aufſchlug, um die Sonne zu verwünſchen, daſs ſie ihm nicht ſo ſchön leuchtete, wie der nächtliche Mond; unmöglich war's ihm in dieſem Gefühle, das die Welt zu erringen vermag, zwiſchen vier Mauern zu athmen; er muſste hinaus ins Freye,

und ſein Fuſs taumelte unwillkürlich in den Burggarten. Linden, die ſo freundlich an die Ruheſtätte des Gottesackers unter ihren Schatten erinnern, ſchlangen ſich hier traulich in die vaterländiſchen Eichen; in undurchdringlichen Wänden webte ſich der Epheu um ihre Bruderſtämme, und kroch über den einſamen Pfad.

Noch drang kein Sonnenſtrahl durch das dichte Laubdach, und die laut flatternden Vöglein ſchienen, ihren Geſang verſparend, ihn ungeduldig zu erwarten.

Wie aus den Hallen der Engel tönte durch die Dämmerung, von einer Harfe begleitet, eine melodiſche Stimme, und beflügelte Hugo's Schritte; aber wie ein Blindgeborner beym erſten Anblicke der Sonne zuſammen ſchaudert, beyde Hände feſt an die vergehenden Augen drückt, und ſie doch immer wieder lüpft, um durch ſein neues Gefühl zu genieſsen, ſo ſtand der Templer am Ausgange der

Pfades, der sich düster durch die ernsten Baumgruppen ans schönste Ziel wand.

Jüngling! hast du je irgend wo mehr gefunden, als du wohl zu finden glaubtest; fiel schon je der Kranz, der kühnste Preis deiner Wünsche, dir aufs Haupt, eh du die Hand nach ihm auszustrecken wagtest? Jüngling! kennst du den Zauber der Überraschung? — so wirst's du dem Templer vergeben, wenn er wähnte, in Gottes Paradies versetzt zu seyn. Er erwartete einen Obstgarten, wie ihm das deutsche, stiefmütterliche Klima gewähren kann, und fand die italiänische Schönheit in ihrer ganzen Fülle vor sich ausgegossen.

Die Sonne schien sich an Glanz auf den ganzen Tag erschöpfen zu wollen, um mit ihrem ersten Strahle dieses Paradies zu verherrlichen. Ein betäubender Orangenblüthenduft wehte fast sichtbar im wollüstigen Lüftchen umher, das den Thau,

wie den Goldregen der Danae, von den ſchmaragdnen Blättern ſchüttelte, der im blumenreichen Raſen in einen Regenbogen zerfloß. Innig regte ſich — ein Bild der Ehe — der prächtige Traubenſtock an dem ſilbernen Maulbeerbaum, und ergoſs ſich in üppigen Feſtonen von ſeinen Äſten herab; erröthend ſchlang ſich der Roſenſtrauch — ein Bild der Liebe — in die bedeutende Myrtenlaube, welche die Sängerinn umdämmerte, die ein überirdiſches Weſen zu ſeyn ſchien. Schimmernd, wie die Milchſtraſse, ſchwamm das weiſſe Gewand an ihren Hüften herab, und ſchmiegte ſich unwillig in den Gürtel unter dem ſchnellwallenden Buſen. Ohne Bewegung waren ihre Arme an der Harfe herab geſunken, deren Saiten zitternd noch die vertönten Melodien zu wiederhohlen ſchienen. Hugo ahndete, es ſey Adeliſa, aber ſo ſchön hatte er ſich die Trauernde nicht geträumt; er hätte nicht

vermocht, einen Fuſs zu heben, und wär mit Einem Tritte der ungläubige Mond zertrümmert geweſen.

Küſſend flog der Schmetterling um die Blüthendiademe der Bäume; lauſchend badete die Nachtigall ihr graues Gefieder im träufelnden Thaue, und das Mädchen ſang:

Wie die Engel Gottes, ſchweben
Träume nieder, wunderhold,
ſchweben hin und her und weben
ſich ein Kleid aus Morgengold.
Mich beſuchet ein Gebilde,
wie der Bräutigam die Braut,
ſtrahlender in ſeiner Milde,
als der Tag, der aufs Gefilde
ſeinen Morgenſegen thaut.

Ach mit Epheurankentreue
hängt mein Geiſt am lieben Bild,
das in Frühlingshimmelbläue
mir die ganze Schöpfung hüllt;

Allem Irdiſchen entflogen,
kämpft mein Herz dem Traume zu,
wie zum Mond des Meeres Wogen,
unaufhaltſam hingezogen
aus des Perlenbettes Ruh.

Und in liebevolle Stanzen
haucht mein glühendes Gefühl
laut ſich aus; die Finger tanzen
leichter hin am Saitenſpiel;
meine Seelenwünſche ſteigen
wie der Weihrauch vom Altar,
und die Myrtenzweige neigen
liſpelnd ſich herab und beugen
ſich zum Kranze in mein Haar. —

Erſchöpft war die Sängerinn wieder zurück geſunken; durch das wehende Laub fiel ein Sonnenſtrahl, wie eine Heiligenglorie auf ihr erglühendes Antlitz. Sichtbar flieg ein Seufzer ihren ſchwellenden Buſen hinan.

Hugo fühlte den Kuſs im Mondlichte,

und lag in ihren umfaſſenden Armen. Sprachlos ſuchte ſich Mund und Mund. Tauſend Mahl ſchienen ſich die Arme vervielfältigen zu wollen, ſich tauſend Mahl umſchlingen und umweben zu können. Verrätheriſch rollten groſse Thränen aus ihren unſtäten Augen in die Flammenwogen ihres Buſens. „Ludwig! Ludwig!" ſeufzte ſie von küſſenden Lippen; und erſchrocken fuhr Hugo aus ihren Armen; wild ſah er aufs Schauſtück an ſeiner Halskette und auf das Kreuz ſeines Gewandes. „Heilige Mutter Gottes!" ſchrie er, und ſtürzte von neuem ſinnlos zu Adeliſa's Füſsen. „Was bin ich für ein Satan, einen ſolchen Himmel vernichten zu wollen!"

Wie im fürchterlichen Lichte eines Wetterſtrahls, fand Adeliſa ſich ſelbſt wieder aus ihrer unſeligen Täuſchung, und ſchauderte mit dem Wunſche zuſammen, auf immer ihre Augen ſchlieſsen zu können. Noch war ihr Gürtel ungelöst,

aber das Bewufstseyn unentweihter Herrlichkeit konnte ihre Unschuld nimmer wieder gewinnen.

Mit einem Blicke, halb strafend, halb verzeihend, auf dem knieenden Ritter, stand sie da, wie Gottes gekränkte Barmherzigkeit; eh sie noch Worte fand, sprang schon der Wildgraf entschlossen auf. „Adelisa!" sprach er, „schöne, heilige Blume! dich um Vergebung bitten zu wollen, hiefse deine Güte mifsbrauchen. Du kannst mir so wenig, als ich mir selbst, vergeben; aber vergifs! Wiedersehen wirst du mich in diesem Leben nicht mehr; strafend wird an meinem Herzen dieser Makel meiner Ritterehre nagen, wie der Rost am ungebrauchten Schwerte!"

„Tempelritter!" erwiederte die Jungfrau; „wollt ihr den Frühling verklagen, dafs sein Hauch mit der Blüthe die Raupe hervor bringt, welche sie zernagt? wollt ihr euer Herz verklagen, dafs es

mit der Liebe, auch den Wunſch zu genieſsen erzeugte? — Hinweg, ſey Mann! du verdienſt es zu ſeyn — du biſt grofsmüthig; oder ſoll ich dir für nichts anrechnen, dafs ich jetzt trofilos gegen mich ſelbſt wüthete, wenn deine Tugend nicht erwacht wäre? Willig, edler Mann, verdank ich dir meine Unſchuld; du haſt dieſs Geſchenk keiner Undankbaren gebracht. Wieder ſehen müſſen wir uns nie! — darum leb wohl für dieſes Leben. Dieſer erſte reine Kufs ſey mein Schwur, mit dem ich mich zu deinem Schutzengel weihe. — Wenn einſt eine verborgene Hand eine Gefahr von dir abwendet, dann bin ich dir nahe; wenn eine leiſe Ahndung dich warnt, wenn längſt ſchon der Grashügel über mir weht, dann iſt mein Geiſt bey dir, vielleicht in der Geſellſchaft noch eines andern. Gott mit dir!" — Langſam verliefs ſie das zu trauern ſcheinende Paradies; eingewurzelt ſtand der

Templer, und harrte ihr nach, nur noch einen Blick aufhaſchen zu können, aber vergebens, ſie ſah ſich nicht um, und verſchwand in den dunkeln Lindengang. Hugo wagte nicht mehr, nach ihr zu fragen, als er in die Burg zurück kam; forderte von den verwunderten Knappen ſein Roſs, und jagte mit klopfendem Herzen zur Pforte hinaus, oft noch zurückblickend, wie der erſte Menſch nach dem Wohnſitz der Freuden, aus welchem der Zorn ſeines Schöpfers ihn geiſſelte.

Wir lachen, wenn der Knabe die ſchöne bunte Brücke des Regenbogens am Ende der Wieſe zu erreichen hofft, und läuft und läuft bis an den fliehenden Waſſerwolken ihre letzte Farbe verflimmert. Warum lachen wir nicht auch, wenn der Weiſe nach unbegrenzter Einſicht, der Held nach makelloſem Lorber und der Biedermann nach eiſerner Treue angelt? warum lachen wir nicht auch,

wenn der geehrtsamte Sterbende ſchon mit der Todtenkerze die Krone mit der Palme, und eine Ewigkeit voll unthätiger Freuden zu erhalten wähnt; oder der Liebende ſicher unter dem Schleyer der keuſchen Venus Urania ſein Liebchen zu küſſen glaubt, wie der lieblich ſchwärmende Plato ſeine Archanaſtis küſſte, indeſs die paphiſche Göttinn ſchon den Nepente ihrer heimlichen Seligkeiten für ihn miſcht. Wunderbar treibt die Täuſchung, als Tyranninn unſrer menſchlichen Beſchränktheit ihr muthwilliges Spiel. Ixion umarmt für ſeine Juno — eine Wolke, und Donamar für ſeine herrliche Gabriela-Francisca eine buhleriſche Lauretta von Wallenſtät.

Ein Herz wie Hugo's, ſo theilnehmend, ſo gut es ſchlug, war dennoch wahrer Liebe nicht fähig; im ſtürmiſchen Meere ſpiegelt ſich nicht das blühende Ufer; der Fels erzeugt Erz, aber keine Blumen.

Was den Templer an das Mädchen zog, war Täuschung; er wähnte in den Armen der Liebe zu finden, was er auf dem Schlachtfelde suchen mußte — er hielt für Liebe, was Drang nach Thaten und der Märtyrerkrone war. Der Ausruf Adelisa's — mein Ludwig! den er allein ihrer Bewußtlosigkeit zugeschrieben hatte, rief jene Zeiten der Ehre, rief seine Kämpfe auf Palästina's heiligem Boden in seine verlöschne Erinnerung zurück. Ludwig hieß der Bruder seines Herzens und seiner Waffen, Ludwig von Unruh; unverbrüchlich hatten sie sich geschworen, auf das heilige Evangelium, nimmer in Biedersinn und Tapferkeit, nimmer in Pflicht und Eid zu wanken. Darum erschütterte der Gedanke seines nahen Meineides den Templer so mächtiglich, darum sah er so wild auf das Schaustück an seiner Brustkette — es war ein Unterpfand ihres Schwurs — und das

Kreuz auf dem Gewande — es war das Zeichen seiner Pflicht. Ludwig von Unruh fiel an seiner Seite am blutigen Tage, der Akris den Händen der Gläubigen entriss; selbst kaum entrinnen, konnte Hugo seinem einzigen nicht ein Mahl die letzte Pflicht erweisen; er musste seinen heiligen Leichnam dem grausamen Muthwillen der Sieger Preis geben. Ob Adelisa's Empfindungen Liebe waren, kannst du nur selbst errathen, gefühlvolles Mädchen! Ob du recht rietheft, erfahren wir vielleicht an ihrem Sterbelager; dort, wo die Wahrheit nicht erröthet, und selbst Mädchenherzen sich enthüllen.

Ohne den Zweck seiner Reise weiter zu verfolgen, kehrte der Templer in seine einsame Comthurey. Unbesucht blieben seine fernen Ordensbrüder. Wie der wilde Jäger zog er in seinen Forsten umher; stürmisch, fast grausam, war er in Ausübung seines Weidewerks, indem sei-

ne Fantaſie nicht ſelten den räuberiſchen Wolf, oder die tückiſche Hyäne in Saracenen verwandelte. Aber mild und gaſtfreundlich war er daheim; kein Ritter zog hier vorbey, der ihm nicht zuſprach, und ihm wacker auf Wiedereroberung des heiligen Landes Beſcheid thun muſste, aus Bechern, deren jeder mit Conterfäten glorreicher Thaten in Paläſtina, verziert war. Kein Pilger wanderte vorüber, der nicht mit gelabtem Muthe und gefüllter Kürbisflaſche ſeine wirthlichen Hallen verliefs. Deutlich ſtand auf dem Geſichte jedes Dieners geſchrieben, ohne dafs eine prahleriſche Anſchlagtafel es predigte: Selig ſind die, die den Hungrigen ſpeiſen, und den Nackenden kleiden; denn der Herr wird ihnen zahlen ihre Speiſen, und ſie kleiden in ſeine Herrlichkeit!

Nach zwey Jahren, die er einſam, wie ein Klauner verlebte, fragte einſt

des Nachts ein verkappter Reiter nach Hugo dem Wildgrafen und Templer, an seinem Burgthore; gab dem Pförtner hastig ein Brieflein, und jagte eben so hastig wieder von dannen.

Des Briefleins Inhalt war, dafs ein Ritter des deutschen Ordens, einen Plan ergrübelt habe, den in Palästina eingenisteten Ungläubigen wieder anzukommen. — „Euch allein, edler Hugo, konnt' ich dieſs Opfer bringen, eine ferne Burg zu verlassen, um mit euch meine Träume zu verwirklichen. Im Nahmen der heiligen Wundmahle dessen, für den ihr geblutet, und der auf euer Schwert hofft, die verfluchten Heiden zu vertilgen! lafst mich nicht umsonst auf euch gehofft haben. Im Zwielichte erwart' ich euch, am ersten Scheidewege gen Mainz."

„Der euch ein passendes Stücklein zu dem beyliegenden Splitter des heiligen Kreuznagels zeigt, ist der Ritter, der vor

Verlangen brennt, sich euch mündlich zu nennen."

So bedächtlich auch jedem andern der verkappte Reiter, der ungewöhnliche Ort und die ununterzeichnete Häuchelschrift geschienen hätte, so war dies vielleicht Hugo'n nur noch erwünschter, weil Gefahr zu ahnden war. Sein Lieblingsgedanke wurde geschmeichelt, und sein Zutrauen mit Religion beflochen.

Als die Sonne, vom weichenden Gewölke verrathen, sich kaum neigte, flog er schon die Strasse gen Mainz hinan, die im undurchdringlichsten Walde das innerste Heiligthum der Nacht zu seyn schien.

Dunkler, immer dunkler schlich der Pfad um die hundertjährigen Stämme, nur dann und wann durch die Funken des an den Steinen stolpernden Rosshufes sichtbar gemacht. Oben in den Wipfeln sauste der Sturm, und schüttelte von den rauschenden Aesten Ströme von Re-

gen. Es ſchien eine Nacht zu Verrath und Mord, aber nicht zu herzlicher Ergieſsung zu ſeyn. Hugo hielt ahndungslos und erwartungsvoll auf dem benannten Scheidewege; kein Ritter kam. Ein ſchnopernder Hund bäumte ſich winſelnd an ſeinem Roſſe empor; aber kein Ritter war zu hören.

Bald darauf vernahm er unfern das Bellen des Hundes, und die keuchenden Tritte eines eiligen Flüchtlings, hörte das Schnappen einer Armbruſt, und einen Schrey, der in ein unverſtändliches Winſeln ſich verlor. Lange noch lauſchte der Templer nach der Seite, wo der Schall herkam, als ſchon alles wieder ſtill war; ein langſamer Schauer rüttelte ihm alle Glieder zuſammen, daſs ſeine Füſse aus den Bügeln glitten; das Sterbegewinſel ſchien ihn wie ein Wirbelwind zu umkreiſen, und unwillkurlich gab er ſeinem bebenden Roſſe die Sporen.

Nicht lange jagte er umher, als durch die triefenden Baumzweige ſich ihm eine kleine Hütte verrieth. Aus einem kleinen Fenſter ſtrahlte der einladende Schimmer eines Kaminfeuers; Hugo ſprang vom Pferde, und ſah am Feuer ein ländlich gekleidetes Mädchen ſitzen, welches leiſe ſingend am Rädchen ſpann. Oft glitt ihr der Faden aus den weiſsen Fingern; oft erhob ſie ihre Stimme, und ſang von Seufzern unterbrochen wieder weiter.

Aber da im Kriegsgeſchmeide
ſtand der fromme Ludwig,
auf das weiſſe Kreuz am Kleide
feſt gehäftet ſeinen Blick.
Ausgezohn gen Maſur waren
ſeine frommen Heldenſcharen:
Bruder Robert führte ſie.

Ronai kam, der Schlacht entronnen
Maſurs blutigem Gefild,
ſchwarz ſein eignes Blut geronnen
träufend noch von Helm und Schild:

„Ach, Herr König, laſst euch's klagen,
eure Helden ſind erſchlagen
von der Saracenen Schwert.

Kaum erklang vor Roberts Ohren
Schwert- und Lanzenſchlag, als ſchon,
ſchon der Eid, den er geſchworen
mit dem erſten Pfeil entflohn.
Ach, er ließ, Trotz unſerm Warnen,
von der Feinde Flucht ſich garnen,
folgend ihrer Ferſen Spur!

Aufgereizt von ſeinem Spotte,
flog der Templer rothe Fahn',
flog der Templer tapfre Rotte
in den ſichern Tod voran:
ihre weißen Mäntel flogen,
wie des Meers beſchäumte Wogen
brechend ſich am Felſenſtrand.“ —

Hoch ſchlug dem Ritter das Herz; das Mädchen ſang ein Lied vom heiligen Kriege; ſang die unglückliche Niederlage ſeiner Brüder, des Grafen von Artois

unseliger Hitze geschlachtet; länger konnte er sich nicht lauschend an der Thür halten, er mußte die Sängerinn grüßen, und trat in die Hütte; aber das Mädchen sah sich nur um, nickte ihm freundlich zu, und sang wieder weiter.

Und die weißen Mäntel flogen,
wie Kometen in der Luft,
unter ihrem Schatten bogen
Hunderte sich in die Gruft. —
Keine Palm' grünt ihren Siegen!
Ach, Herr König, leblos liegen
dure Tapfersten umher!"
„Lebt mein Bruder noch? Herr Ritter!"
frug der fromme Ludewig,
schlug das thränenfeuchte Gitter
seines goldnen Helms zurück:
„Lebt er noch? ihr, mein Getreuer!
o bekennt!" — „Herr König, euer
*Bruder ist im Paradies!" —

Mit gerührter, faſt ſchluchzender Stimme ſang das Mädchen die letzten Worte des tröſtenden Romais, fuhr mit der Hand über die Augen, und ſprang ſchnell auf, den Ritter zu begrüſsen. Seine freundlichen himmelblauen Augen ſahen durch die Thränen, wie das Veilchen durch den ſilbernen Schleyer des Morgenthaues: „Mann mit dem weiſsen Mantel," ſprach ſie, „ſey einem armen Mädchen in ſeiner armen Hütte willkommen!" half ihm geſchäftig ſein Schwert abgürten, und Schapp' und Mantel zum Trocknen ans Feuer breiten. „O du biſt nicht der erſte, dem dieſs Gewand ſo zierlich anſteht! Hab' wohl eher ſchon einen Templer geſehen, wie ich noch klein, ganz klein war; da kam er oft zu meiner ſeligen Mutter, blieb aber ein Mahl aus, und meine Mutter ſagte, er wäre todt. Ich weinte ſehr, aber noch mehr, als die ſterbende Mutter ſagte: Edeltrude! der Ritter war dein

Vater, darum iſt er geſtorben — ach, und ſchmählich, ſchmählich geſtorben — eingemauert lebendig! — Jeſus! und mein Vater war ein ſo frommer Mann, hatte eine tiefe Wunde vom heiligen Kriege, gerade in der Seite, wie die Wunde am Crucifix! hu, und lebendig vergraben!"

Schon drängte ſich ein Ausruf des Zorns auf Hugo's Lippen; aber der Gedanke an die Harfenſpielerinn im Garten, lieſs nur einen leiſen Seufzer hervor.

In dem Augenblicke trat ein groſser Mann in die Hütte; naſs vom Regen ſtarrten ſeine ſchwarzen wilden Haare um die finſtre Stirn, wie Gewitterwolken; ſein Geſicht verrieth eine ſchreckliche Beängſtigung. Zerriſſen war ſein grobes Gewand vom Geſträuch, und ſeine Füſse blutig geſtoſsen an Steinen und Wurzeln. Ein miſstrauiſcher Blick weilte auf dem Templer; ein halblauter Gruſs folgte ſpät auf ihn. Seufzend warf er eine Armbruſt und

einen Dolch an den Boden, und lehnte ſich duſter ins Feuer ſtarrend, an den Kamin.

„Lieber Bruder Hermann!" redete das Mädchen ihn an; „Noch keine Ruhe? — Hat dir der Erzbiſchof nicht Abſolution zugeſagt, wenn" — — — „Wenn ich einen Menſchen erſchlüge!" ſchrie Hermann; — — „ich hab ihn erſchlagen — und keine Ruhe!" — Edeltrude taumelte erblaſſend zurück. Der Templer hörte wieder das Winſeln im Walde, und griff haſtig nach Mantel und Schwert, die Behauſung des Meuchelmörders zu fliehen, eh' ſein Arm ſich rächend gegen Edeltrudens unwürdigen Bruder erhöbe.

Hermann fuhr beym Anblick des weiſsen Mantels hoch auf. „O Gott, meines Vaters Kleid!" ſchrie er, und lag zu Hugo's Füſsen. „Bruder meines ermordeten Vaters! verlaſs nicht meine Hütte mit dem Abſcheu, den du jetzt auf mich

herab flammſt! haſt du Ohren, ſo verſchlieſse ſie nicht meinem Jammer; haſt du ein Herz, ſo öffne es dem Mitgefühl meiner Höllenqualen! o verſchlieſs es nicht vor mir, wie Gottes Barmherzigkeit! — Ich und meine Schweſter ſind die gebrandmahlten Früchte eines gebrochnen Gelübdes, das unſer Vater über dem erſten, weit heiligeren, dem Gelübde der Natur, vergaſs. Schon war ich in den letzten meiner Knabenjahre, als ſeine Liebe und unſer Aufenthalt ſeinem Orden bekannt, und der beſte Menſch einem tyranniſchen Gebothe geſchlachtet wurde, weil er — ein Menſch war! Der Fluch der Kirche, der auch auf uns fiel, drückte unſre gute Mutter ins Grab, und trieb uns in dieſe Einöde. Hier hauſen wir, wie Nachtvögel, und wünſchen uns bald unſer eignes Sterbelied ſingen zu können. Wurzeln und Regenwaſſer ſind unſre ärmliche Nahrung; zu jagen vermocht' ich

nie — jedes Blut erinnerte mich an meinen Vater. Segnend bewachte ich ſein Andenken, wenn auch die Folgen ſeines Meineides im Fluche der Kirche ſchwer auf uns Unſchuldigen lagen. Ich ſuchte zu ſeiner Tilgung Dienſte unter den Kreuzpanieren, aber ward — verſchmäht; ich ſuchte ehrliches Unterkommen in Gewerken, aber ward — ſchimpflich abgewieſen, und von lautem Spotte in meine Klauſe zurück gepeitſcht. Geſtern lieſs mir der Erzbiſchof vollkommene Abſolution und Tilgung der vererbten Schuld ankündigen, wenn ich — einen geächteten, verbannten Ritter erſchlüge, den ich im Zwielichte am erſten Scheidewege der Straſse gen Mainz finden würde. — Schrecklich kämpfte mein Herz zwiſchen Ruhe und Verzweiflung, zwiſchen Seligkeit und Verdammniſs. Mein Vater erſchien mir im Traume, und befahl mir, durch den Mord ſeine und meine Seele

zu retten; das entſchied den Kampf. Zitternd nahm ich meine noch unblutige Armbruſt, und ſchlich mich an den beſtimmten Ort: ſein Hund verrieth mir den Geächteten, und mich ihm. Wer da? ſchrie er; der Tod! brüllte ich ihm zu; und er floh, ich ihm nach, da blieb er hängen im Geſträuch; ich ſchoſs, und er fiel zuſammen — — — Mein Bewuſtſeyn verlieſs mich; ich ſank nieder; wie ich mich erhohlte, hörte ich kein Sterbegeröchel mehr; nur der Hund winſelte ängſtlich um den Leichnam her. — Einen Menſchen erſchlagen; meines Vaters Seele gerettet: meinen Bann gelöst — und doch — doch keine Ruhe!"

Erſchüttert hob der Templer den unglücklichen Jüngling auf, und fragte ihn ahndend um den Nahmen des Ermordeten.

„Der ward mir nicht genannt," antwortete Hermann, getröſteter durch die

Theilnahme des Ritters: „vielleicht kann euch jener Dolch, den er im Fliehen verlor, mehr ſagen."

Hugo griff ſchnell nach dem Dolche. Auf der einen Seite ſtand: Der Geſchändete dem Schänder! auf der andern: Kurt von Steinach auf Hugo des Templers Tod!

„Adeliſa!" rief er, und der Dolch fiel aus ſeinen Händen. Dankbar umarmte er den Retter ſeines Lebens, und verſprach ihm Schwert und Kreuz. Dahin in Geſchichten der Vergangenheit ſchwand der übrige kleine Theil der Nacht. Wie der Morgen durch die trüben Scheiben zu tagen begann, ritt der Templer heim. Noch denſelben Tag lieſs er die edeln Geſchwiſter in ſeine Burg bringen. Edeltrude nahm den Schleyer im Kloſter der Benedictinerinnen zu Mainz, und Hermann trug noch dasſelbe Jahr das Ritterſchwert.

Indeſſen hatte der tückiſche Papſt Cle-

mens der Fünfte die Grofsmeifter der beyden Orden an feinen Hof nach Poitiers gelockt. Schon bey feiner Thronbeſteigung hatte er Philipp dem Schönen von Frankreich gelobt, den Orden der Templer auszurotten. Das hohle Aug des Neides haftete auf ſeinen unermeſslichen Schätzen, und die Furcht brütete mit der Verleumdung den bübiſchen Plan aus zum Untergange eines Ordens, dem die Chriſtenheit in zwey Welttheilen ſo viel zu verdanken hatte, den ein gleichzeitiger Schriftſteller feyerlich für unſchuldig erklärt, und der Kirchenlehrer Sanct Antonin gar canoniſirt. Nur zwey Jahrhunderte glänzte, wie Schiller ſagt, dieſer Orden, einem Meteore gleich, das bald verſchwindet. Schon waren die in ihrem Bewufstſeyn ſichern Ritter in ihrer friedlichen Tempelburg wie Mörder und Stadtsverräther gefangen genommen worden vom eigennützigen Philipp, der-

ſen Nachfolger in der Lilienkrone, auf derſelben Stelle, nach vier Jahrhunderten, für den Verrath am eignen Volke, büſsen muſs. Schon wurde der unglückliche Molai mit ſeinen Rittern aus einem Gefängniſs ins andre, aus einem Verhör ins andre geſchleppt, muſste ſeinen edelſten Brüder in den Schmerzen der Folter, die ihnen alle Glieder verrenkte, jämmerlich dahin ſterben, muſste ſeine ſchwächeren Brüder aus Furcht des Todes und der Schande, zu Verräthern am eignen Orden werden ſehn. Laut ſchrie das vergoſſene Blut und ihr gekränktes Herz um Rache an Philipp, um Rache an Clemens, ihren verſchwornen Mördern. In allen Ländern Europens trat man in Frankreichs blutige Fuſsſtapfen: ſelbſt in ihrem Hauptſitze Cypern, legten die Templer die Waffen nieder, die ſie zu ihrer gerechten Vertheidigung ergriffen hatten; nur in Deutſchland lieſs man

ſich Philipps ſcheinbar gerechtes Verfahren nicht blenden. Zwar berief ſchon im Jahre unſers Herrn 1309 der Churfürſt und Biſchof zu Mainz die Biſchöfe und Edeln zu einem Concilio; aber die Ritter trieben ihr Weſen ungeſtört auf ihren Burgen, daſs ihnen nicht einmahl das Unglück ihrer ausländiſchen Brüder zu Ohren kam.

Hugo ſaſs unbekümmert in ſeinem Eigenthum, und einſamer als je; Hermann war ſein alleiniger Umgang; denn die reiſenden Ritter vermieden nun ſorgfältig ſeine Burg, vielleicht um nicht Theilnehmer zu ſcheinen an denen den Templern aufgebürdeten Laſtern, vielleicht um Hugo's Herz nicht zu kränken, oder ſeinen Zorn nicht zu reizen. Nur unwiſſende Pilger und unbefangne Minneſänger ſprachen ſeinen gaſtfreyen Hallen zu, und erquickten ihn noch dann und wann mit Kunde aus dem gelobten Lande.

Gegen über des Ritters Burg, waren auf einem mit Gesträuche bewachsenen Felsengrunde noch die Ruinen eines alten Thurmes sichtbar, dessen halb verfallene Gänge noch oft der Schatzgräber durchwühlte; dorthin ging der einsiedlerische Hugo öfters. Einst an einem hellen Herbstabende fand er dort ein altes Männlein, das wie ein Gnome unter den Trümmern umher trippelte, um die sich traurig flüsternd noch in ihrem Sturze das getreue Wintergrün rebte. Der Strahl des Mondes schlich durch die halb ausgebrochenen Fenster, und webte täuschend mit dem Schatten der Disteln zitternde Leichengestalten, die den Nachtwandler um ein frommes Gebethlein zu ihrer Erlösung zu bitten schienen, und langsam nickte auf den morschen Pfeilern das schwarze Nadelgesträuch, an dem der Glühwurm wie Tautropfen flimmerte.

„He! guter Freund!" rief der Temp-

ler das Männlein an; „warum hier ſo einſam?" Und das Männlein kehrte ſich um, und kam im Mondlichte auf ihn zu. Ein graues Kleid wehte aufgeſchürzt um ſeine wankenden Knie; ein weiſser Bart flog wie Schneeflocken um die bloſse Bruſt; die eine Hand ſtützte ſich auf einen Stab, die andre hielt ein Saitenſpiel. Hugo erkannte einen Sänger, und both ihm zum Nachtlager ſeine Burg an; aber das Männlein dankte. „Schlafe lieber," ſprach es, „unter Gottes freyem Sternenhimmel, der bricht nicht ein über mir!"

„Sorglicher Alter!" lächelte Hugo, „wo heckteſt du den Gedanken aus, daſs meine felſenfeſte Burg über dein graues Haupt ſtürzen könnte?"

„Sichrer Ritter! ſchaut doch um euch! hier, wo jedes fallende Steinchen, jedes Lüftchen euch ein *Memento mori!* zuruft; hier, wo am morſchen Gemäuer der

Knöchler ſeine Senſe zu wetzen ſcheint; hier könnt ihr fragen, woher mir der Gedanke an Vergänglichkeit? — Sichrer Ritter, hab wohl eh' ein Gebäude wanken ſehn, deſſen Pfeiler auf dem Grabe des Weltheilands ruhten, das die Fürſten des Auf- und Niedergangs bauten, das tauſend Arme und Schwerter ſtützten, und das dennoch ſtürzt. Des lieben Gottes Sternengewölbe bricht nicht ein; unter ihm will ich ruhiger ſchlafen gehn!"

„Alter, ich faſſe deine Reden nicht! — Sprichſt du von Furcht, ſo ſcheinſt du zu vergeſſen, daſs ich ſie nicht faſſen kann. Auch nicht ahnden ſoll des Ritters Herz, was Furcht wohl ſeyn könne."

„Kommt mit mir!" ſprach das Männlein, und winkte dem Ritter an eine Mauer, wo im Mondlichte ein alter Grabſtein, mit grinſenden Todtenköpfen verziert, ſichtbar war, „Lest die Schrift!" und Hugo las:

Hier ruhen die Gebeine
weiland Wolfgangs von Strauber,
Ritters und Comthurs des Tempelordens,
ſtarb im Jahr unſrer Erlöſung
als wir ſchrieben
eilf hundert und fünf und dreyſsig.
Baute zu ſeiner und ſeiner Nachfolger
Ruheſtätte dieſen Thurm.
Gedenke Menſch, daſs du Staub und
Aſche biſt! — —

„Was ſoll das?"

„Nun ich meinte, Herr Ritter: wird der Templer vergeſſen, kann wohl auch ſein Orden vergeſſen werden; ſinkt eine Mauer ein, kann wohl auch ein Orden ſinken. Schielt mich nicht ſo grimmig an, Herr Ritter, ich will euch ein Liedlein ſingen.

Hatt' ein Ritter einen Schatz,
von des Harzes Zwergen,

Suchte nirgend einen Platz
sicher ihn zu bergen,
Sprach sein Weiblein warnend oft:
„Mußt den Schatz verschließen,
wirst ihn sonsten unverhofft
bald entbehren müssen!"
Aber immer lachte dann
nur der sichre Rittersmann,
Hab' ihn sicher, wie mein Grab,
jeden Dieb betrogen:
denn mit einem Zauberstab
hab ich ihn umzogen.
Dran gefesselt liegt zur Wacht
Lucifer in Banden! —
Aber, ach! noch selbe Nacht
kam sein Schatz abhanden. —
Allzu große Sicherheit
hat schon manchen baß gereut!

„Gute Nacht, Herr Ritter!"

„Guter Alter, ich habe dir das Mär-
chen wenig zu Danke. Feinde und Die-

be können mir nichts rauben; täglich nehmen die Dürftigen alles Tragbare mit sich und lassen mir dafür Gottes reichlichen Segen zurück."

„Armer Ritter! habt ihr nichts werthers, als schnöde Münze? tragt ihr *allein* das rothe Kreuz? habt ihr kein Gelübde ausser dem der Wohlthätigkeit? — Der himmlische Bräutigam lohnte die wachsamen Jungfrauen, die ihr Lämplein leuchtend erhielten. Wachsamkeit steht einem Ritter gar wohl an. Gehabt euch wohl!"

Wie ein wohlthätiger Sonnenstrahl leuchtete das in Hugo's Seele, aber wie ein Sonnenstrahl durch Gewitterwolken; er wollte weiter fragen, aber dahin ging das Männlein, und sang:

Mauer, Grab und Nahme sinkt
und das Bischen Nachruhm ringt
mit der Zeit vergebens.

Alle Herrlichkeit verfliegt
und in ew'ge Nacht verfiegt
bald der Tag des Lebens!
Es zerreifst das Ordenskleid,
das ſo oft der Dürftigkeit
Blöſsen willig deckte;
und der Roſt zerfrifst das Schwert,
das an Chriſti Grab empört
oft die Heiden ſchreckte. —
Brech' der Feind auch meinen Stab,
laſs er ohne Stein und Grab
meine Aſch' bemoſsen! —
Immer hin! die Unſchuld ruht
auf des Scheiterhaufens Gluth
ſanfter, als auf Kohlen! —

Gedankenvoll kehrte Hugo in ſeine Burg. Wie die Erſcheinung eines Seligen liebliche Düfte zurück läſst, ſo weilten lange noch in ſeinem Herzen die warnenden Worte des Sängers; er fühlte, daſs ſein Schutzengel Adeliſa ihm nahe

war, und fand ſich ſelig in dieſem Gefühle; aber ſein Schwert blieb hängen am Pfeiler der Rüſtkammer, umwebt von dem beſtaubten Geſpinſte der Mauerſpinne. Dem Gott, dem ſonſt vor des Ritters Füſsen das Blut der Ungläubigen dampfte, wallte jetzt die goldne Wolke des Weihrauchs; dem Gott, deſſen Nahme ſonſt durch das Geraſſel der Schilde und das Splittern der Helme flog, deſſen Nahme das blutige Panier wehte, tönte jetzt der Glocken feyerlicher Geſang, ſchimmerte jetzt der Prieſter Feſtgewand. Die Hand, die das Schwert zur Vertheidigung des gekränkten Ordens empor ſtrecken ſollte, ſpendete den Pfennig der Barmherzigkeit, und zergriff die Blätter des Breviers. Faſt vergeſſen war die Warnung des Herbſtabends.

Selbſt des Nachts wandelte der fromme Ritter ſein Miſerere ſummend, gleich einer abgeſchiednen Seele, in den ſtillen

Gängen ſeiner Burg umher und beſuchte die einſame Kapelle.

Einſt als er erſchöpft vom Nachtwachen ſie verliefs, und den langen Gang zurück ſchlich, ſtrahlte es licht, wie Feuerflammen um ihn her; vernehmlich rief eine unbekannte Stimme ſeinen Nahmen; Hugo! rief es drey Mahl den Gang herauf. Er blickte zurück; in der geöffneten Kapellenpforte ſtand eine majeſtätiſche, männliche Geſtalt im Gewande des Tempelordens, von einem blendenden Glanze umgoſſen.

„Bruder Hugo!" ſprach die Geſtalt, und winkte mit dem bloſsen Schwerte, „du meines Ordens Stütze, nahe dich, daſs ich dir mit meinem Segen, meinen brüderlichen Befehl ertheile!"

Hingeriſſen von unwillkürlicher Ehrfurcht warf ſich der Wildgraf zu den Füſsen der Erſcheinung. „Was gebeutſt du, Mann meines Ordens? du, meiner

abgeſchiedenen Brüder einer! — Bruder! Vater! hier bin ich — ſegne mich!"

„Ich bin Hugo von Payens, unſers Ordens Stifter! ſchlicht und feſt waren unſre erſten Kleider, wie unſre Zeiten; unſer Arm ſuchte die Pilger, und geleitete ſie ſicher an die Schwellen des heiligen Grabes; unſer Gotteshaus war das Sternengewölbe, unſre Prediger waren unſre eignen Sitten; unverwendet hingen unſre wachenden Augen am gelobten Lande. Meine Söhne hüllen ſich in Sammet und Seide; bettelnd muſs der Pilgerſtab an ihre verſchloſſnen Pforten klopfen; Erz und Stein umſchränken ihren Altar, wie Formeln ihre Gebethe; ihre Augen hängen an ihrem unthätigen Mammon. Ausgeſchloſſen ſey ihre ſorgloſe Uppigkeit von meinem väterlichen Segen! aber dich, du Mann deutſcher Art, dich, du Mann nach meinem Herzen, ſegne ich mit dem Segen der Kraft; mit dem Se-

gen, den Jehova über die werdenden Welter ſprach. Dein ſchönes Leben, ſey das heilige Keimen einer Blume — zur Vollkommenheit! ſey der Anker deines Ordens. Erröthend ſpiegle ſich deine gerettete Brüderſchaft in dem Himmel deiner Seele, und ſchwöre von neuem ſeinen entweihten Schwur, tapfer zu ſeyn, wie du, fromm und ſchlicht zu wandeln, wie du, ein Spiegel der geiſtlichen Ritterſchaft!"

„Heiliger Meſſer, gebeut! ich fühle mich ſtark, wie ein Seraph. Wirf des Ordens Wehe auf meine Schultern; ich will es tragen, ich will ſein Wohl ſuchen, und ſoll ichs dem ungläubigen Monde entkämpfen!"

„Bruder Hugo — Neid und Fürſtenrache rütteln an den Pfeilern meines heiligen Gebäudes. Frankreichs Lilien wollen das rothe Kreuz verſchlingen. In Feſſeln winden ſich meine gefolterten Söhne; Peters Schlüſſel verſchlieſst ihre

ſchimpflichen Kerker. Rette dich, rette deine deutſchen Brüder! rette dich! Eh drey Mahl die Sonne ſchlafen geht, ſprechen Deutſchlands geblendete Väter das Verdammungsurtheil über euch. Eile Bruder! mein Segen weihte dich zum Retter. Eile, eile!" —

Zufiel die Kapellenpforte. Im Dunkel des Ganges kniete Hugo, und wiederhohlte ſeinem Herzen die Worte der heiligen Erſcheinung. Beflügelt drang ſeine Seele zur That. Eh die Sonne den Zinnen ſeiner Burg den Morgenkuſs brachte, flog ſein Hermann zum Thore hinaus, mit Aufträgen an die zunächſt hauſenden Brüder.

Verſammelt waren die Väter zu Mainz; an ihrer Spitze ſaſs der ſchwache Churfürſt; bedächtig wiegten ſich die Inful und der Doctorhut auf ihren ergrauten Häuptern. Schon Jahre lang wankte die Wage der Gerechtigkeit zwiſchen Los-

ſprechung und Verdammung des angeklagten Ordens; wiederhohlt drang der ungeduldige Philipp auf Entſcheidung, und das Zünglein der Wage neigte ſich auf — Verdammung. Da trat Hugo mit zwanzig Tempelrittern trotzig in den Verſammlungsſaal. Erwartungsvoll ſchwiegen die Väter; eingehüllt in ihre Mäntel, ſtanden die Ritter, und der Wildgraf begann:

„Herr Churfürſt und ihr verſammelte Väter, die ihr richten wollt einen Orden, deſſen Gewand eure Brüder und Söhne tragen, aus deſſen Seckel eure dürftigen Landſaſſen zehren, der euch als Pilgrime geleitete, und kämpfend an der Gruft eures Heilandes ſein Blut vergoſs; laſst ein Wörtlein im Vertrauen mit euch reden, eh' ihr des römiſchen deutſchen Reichs Gerechtigkeit brandmahlt. — Unſer Orden iſt unſchuldig, iſt rein und makellos, wie ſein Gewand; er iſt unſchul-

dig, und ich warn' euch freundlichſt — verfahrt nicht gegen ihn!"

Er ſchwieg mit einem fragenden Blick auf den Churfürſten, der ſich ängſtlich mit des Papſtes Befehl entſchuldigte, und fiel ihm hitziger in die Rede. „Der Papſt iſt unſers Ordens oberſter Prior, er ſoll uns richten! Aber feyerlich appellire ich an den Richterſtuhl vor Clemens rechtmäſsigen Nachfolger! Clemens iſt ein Tyrann; ehrſüchtig ſchwor er dem König der Weſtfranken den ſchändlichen Eid, unſern Orden zu vertilgen. Statt zu ſegnen, erhebt er ſeine Hand, unſre Mörder herbey zu winken — — Clemens, häuchelnder, ungerechter Richter, ich verwerfe dich! Nieder in die Grube drücke dich unſer Fluch; nieder in die Grube, die keine Thräne weiht, die deiner gepeinigten Seele keine Ruhe gewährt! — Schlagt meine Worte nicht in den Wind, Herr Churfürſt! ſie ſind ungekünſtelt, bar

von dem Blumenprunk eurer eigennützigen Beredtſamkeit. — Hier, mein Schwert iſt meine Zunge, mit der ich im Orient den Feinden unſers Gottes kräftiglich ſeinen Zorn verkündigte, die mit Flammenworten euch zublitzen ſoll. Beym Ewigen! unſer Orden iſt unſchuldig."

So ſprach er zornig, ob des Churfürſtens Schweigen, ſeine Hand am Schwert; und im Augenblicke flogen die verhüllenden Mäntel der zwanzig Templer zurück, und fürchterlich ſtanden ſie da, bewaffnet mit Dolch und Schwert. Erbleichend bebte das Churfürſtlein zuſammen, und die Väter ſtarrten auf ihren Bänken zurück. Die Waffen der Templer klirrten zuſammen, und blitzten, wie Meteore im Wiederſchein des Feuers, das aus den tiefen, gothiſchen Kaminen hervor ſtrahlte. Eine Stille des Schreckens, Gelaſſener, im heiligen Selbſtgefühl ſeiner Unſchuld, fuhr dann der Wildgraf fort:

„Nicht mit Gewalt wollen wir unſre Freyſprechung erſtürmen. Als Beklagter will ich mich vor euch ſtellen, ihr meine Richter! will mit Schwur und Feuerprobe meine Worte beſiehnen. Unſer Orden iſt unſchuldig! ſo wahr euer guter Engel in euerm letzten Stündlein euch beyſtehen ſoll; ſo wahr Gott meinen Schwur hört, und den Meineid ſtraft; ſo wahr — o ihr Ungläubigen! — die Tugend Tod und Flammen ſpottet!" —

Einen Brand riſs er aus dem Feuer, und legte ihn feyerlich auf ſeinen Mantel. Zornig ſchlug die Flamme am Mantel empor, ihn mit ihren Zungen zu zernagen; aber — er blieb unverſehrt: auch keine braune Spur verrieth die verlöſchende Flamme. Wunder! Wunder! erſcholl es im Saale. Zitternd entblöſsten die Väter ihre ergrauten Häupter, und ehrerbiethig reichte der Churfürſt dem Wildgrafen die Hand.

„Bey meinem fürſtlichen Worte!" ſprach er: „beym heiligen Anſehen dieſer Verſammlung! ich verwende mich ſelbſt beym Papſt für euern heiligen Orden. Mit meinem Purpur will ich euch decken, mit meinem Schwerte euch ſchützen. Fahrt wohl, meine Söhne! mein biſchöflicher Segen geleitet euch!"

Triumphirend in ihrer Unſchuld, kehrten die Templer in ihre Comthureyen zurück. Als ſich Hugo auf ſein Roſs ſchwingen wollte, gab ihm ſein zurück gebliebener Knappe ein Brieflein, ein durchbohrtes Herz auf dem ſchwarzen Siegel, ſein Inhalt alſo:

„Das Grab ſchweigt; aus ſeines Schloſſes Heiligthum ſteigt kein Geheimniſs. In euer Herz will eine Sterbende niederlegen, was das ihrige Irdiſches dahinten läſst. Wenn das Glöcklein der Benedictinerinnen ins Chor läutet, iſt die Pforte ihres Kloſters euch offen."

Kaum, als das Glöcklein das erſte Mahl anſchlug, ſtand der Templer ſchon am Kloſterpförtchen der Benedictinerinnen. Schweigend öffnete ihm eine verſchleyerte Jungfrau, führte ihn durch die Kreuzganglabyrinthe an eine Zelle, wo ſie ihm hinein zu treten winkte, und ſich ſchweigend wieder entfernte. Erlöſchend fiel der letzte Strahl des Tages auf das Lager einer ſterbenden Jungfrau. Ihre Hände lagen gefaltet über der kaum athmenden Bruſt; bleicher war ihr abgezehrtes Geſicht, als ihr weiſses Gewand. Ein ſchwarzer Altar mit einem Crucifix, und zwey Kerzen ſtand zu ihrer Rechten; zu ihrer Linken kniete mit dem Geſichte auf dem Betteppich eine bethende Nonne. Als die Sterbende den eintretenden Ritter gewahrte, wendete ſie ihre auffunkelnden Augen auf ihn, und winkte ihn zu ſich an den Altar.

„Kennt ihr mich, edler Hugo?" liſpel-

te sie leise. „Ich bin, oder vielmehr ich war — Adelisa von Antheim!" —

„Gott!" schrie der Ritter auf, „und dich, meinen Schutzengel muſs ich so wiederfinden?"

„Faſst euch, Wildgraf! Ich glaubte euch vertrauter mit dem Tode — darum brach ich mein Wort, euch nimmer wieder zu sehen! — Gelobt mir, mich nicht zu unterbrechen! — Meine Sanduhr geht auf die Neige; gebt mir eure Hand! Wenig Stunden sind mir hier noch zu leben — laſst sie mich euch weihen. In jener Stunde, in welcher Leidenschaft das schnell gesponnene Band unsrer Herzen zerriſs, das vielleicht langsam gesponnen, uns lebenslang zur schönsten Freundschaft vereint hätte, schwor ich mich zu euerm Schutzengel. Fühlt, Ritter, wie ruhig mein bald brechendes Herz schlägt! — ich habe jenen Schwur gehalten. Denselben Tag, als ihr meine

Trauerburg verliefst, nahm auch ich Abſchied von meinen Getreuen. Das Kloſter zu Sanct Auguſtin kaufte meine Beſitzungen. Das gelöste Geld war mein Gotteskaſten, aus dem ich Kundſchafter beſoldete, die jedem eurer Schritte, und jede Bewegung eurer Feinde bewachten. Ich zog nach Mainz zu meinem Ohm, dem Vicar des Hochſtiftes; dort ſah mich der Churfürſt, und das Eis ſeines Alters ſchmolz noch ein Mahl an den Flammen ſeiner unheiligen Liebe. Stunden lang ſtand er oft vor meinem verriegelten Kämmerlein, und bettelte um ein Scherflein Minnefold. Feſt war's entſchloſſen, mich vor ſeinen Seufzern in das Heiligthum eines Kloſters zu flüchten; da berichteten mir meine Kundſchafter, Kurt von Steinach wetze den Dolch ſeiner Rache gegen euch; heimlich ſchleiche er euch nach, euch zu meuchelmorden. Ich blickte den Churfürſt freundlich an, und der

Steinacher war im Bann, und Vogelfrey. Zur Verzweiflung gepeitſcht, ſchrieb der Steinacher einen Brief, euch aus der ſichern Burg in ſein Garn zu locken. Es gelang ihm; aber Hermann loste den Fluch ſeines Vaters mit Beſtrafung des Meuchelmörders, und ihr ward gerettet. Immer ſclaviſcher ſchmiegte ſich der Churfürſt in meine gängelnden Bande, vertraute mir den erſten Schritt zu eures Ordens Untergang, und ich lieſs euch in den Thurmruinen durch den Sänger warnen; aber bald erſchlaffte wieder euer gewaltſam geſpannter, an mönchiſche Ruhe gewohnter Geiſt. Allein durch Schwärmerey durft ich euch zu gewinnen hoffen; der Churfürſt vertraute mir eure und euer Brüder nahe Verdammung; nun adelte die Noth jedes Mittel; ich muſste euch die Waffen in die Hand zwingen. Vergebt mir Ritter, daſs ich euch der ſchmeichelnden Täuſchung entreiſse!

Am Grabe iſt Wahrheit! — Hugo von Payens, war mein verkleideter Kundſchafter, der ſich in eure Kapelle geſchlichen, und mit Hülfe ſeiner Geſellen, die ſchnelle Erleuchtung hervor gebracht hatte. Wäret ihr minder erſchlafft oder überraſcht geweſen, ihr würdet das Männlein der herbſtlichen Ruinen in ihm erkannt haben. Ihr ſeyd gerettet! wohl mir! daſs ich dieſe Überzeugung mit hinüber nehmen kann, vor den Thron meines Richters; wohl mir! daſs ich Wort halten konnte, meinem voraus gegangenen Ludwig!"

„Deinem Ludwig? — Adeliſa, bey dem Gott, der dir bald die Krone der Vollendung aufſetzen wird — welcher Ludwig iſt deinem Herzen ſo nahe?" —

„Ludwig von Unruh, euer Freund! — durch ihn lernt' ich euch kennen, eures Ichs beſſern Theil — euer Herz, und eure Edelthaten, als er von ſeinem erſten

Kreuzzuge heim kam. Es war der Ritter, der vor dem Steinacher unſer Eigenthum ſchützte, und der, ach! — die unglückliche Nacht nach Sanct Veits Tage verſchwand, um nimmer wiederzukehren. — Euch erkannte ich an den drey Federn ſeines Wapens, auf dem Schauſtück eurer Bruſtkette. Sein Bild, ſeine Liebe erwachte wieder rieſenſtark in meinem Herzen. Ihr wart ſein Freund, fochtet an ſeiner Seite, ſchlofst ihn ſpäter in eure Arme, als ich; ſah't die Thräne, die er ſeiner leidenden Trauten weinte. Ich erblickte in euch nicht mehr den Fremdling — meines Ludwigs Freund, meinen Ludwig ſelbſt; meine Flammen ſprangen in euch über, und, ohne eure Stärke, wär ich geſunken in den Abgrund, aus dem ich mich zu Ludwigs himmliſcher Liebe nie hätte erheben können. Doppelte Bande feſſelten mich an eure Wohlfahrt!

„In einer Stunde feyerlicher Rührung verſprach ich ihm, wenn ich ihm ſelbſt ſeine Liebe dieſsſeit nicht vergelten könnte, es ſeinem Freunde zu thun. Er iſt nicht mehr. Aufgeſucht hätt' ich euch durchs ganze deutſche Reich, mein Wort ihm zu halten; aber ſeine unſichtbare Hand leitete euch in meine Burg; ich ſchwor euch ſelbſt den Schwur, euch zu bewachen, wie euer Schutzengel! meines Ludwigs Liebe hab' ich euch vergolten — mein Eid iſt gelöst!"

„Ach Fräulein! vor Gott verlobte Braut meines Einzigen! hört mich noch, eh' ihr von mir und der Welt ſcheidet! Vielleicht geht euch in meiner Erzählung ein Morgenroth auf, vor euerm nahen Tage! — Mit ihm ward ich erzogen. In ſeines Vaters Burg lernte ich die Waffenkunſt; Ein Schiff trug uns, ſie auszuüben, nach Paläſtina über; Eine Farbe wehte von unſern Helmen; Ein Schild deckte uns; ſiegreich waren unſre verbrüderten Schwerter;

aber bald ſehnte er ſich in ſeine friedliche Heimath zurück. Geſtorben war indeſs ſein Vater, verloren war all ſein Eigenthum; keine Hube Landes konnte er ſein nennen, ſich darauf ein Hüttchen zu bauen, und dennoch flog er aus den Armen der Freundſchaft, vom Gefilde des Ruhms in ſein ödes Vaterland zurück. Ein Ungefähr führte ihn in eure väterliche Burg; er behagte dem alten Aarheimer, ſeinem Töchterlein Adeliſa nicht minder; bald knoſpete die ſchöne Roſe ihrer Liebe, um gar bald zu verwelken. Der Steinacher überfiel euers Vaters Burg; Unruh warf ſich ihm entgegen. Erfochten war der leichte Sieg; aber im Dunkel der Nacht und des Kampfes Hitze hatte er euern Vater verwundet; er ſah ihn fallen, erkannte ſeine vergehende Stimme, und wähnte, ihn erſchlagen zu haben. In Verzweiflung flürzte er vom Kampfplatze, und pilgerte

den geraden Weg gen Palästina, seine Mordthat zu büfsen, seine gepeinigte, in Liebessehnsucht vergehende Seele in Kampf und Tod zu betäuben. Wie der niedrigste Pilger, barfufs, lächzend vor Durst, abgemergelt vom Hunger, kam er nach Akris. Nur aus gewaltsam laut werdenden Klagen vermag ich mir nun diefs Ganze zusammen zu weben; sein Herz war verschlossen. Ich hatte den weifsen Mantel angenommen, und abgestorben den Freuden der Liebe, folgte er meinem Beyspiel. Allenthalben suchte er den Tod, der ihm bald begegnete. Statt des Myrtenkranzes aus eurer Hand, ward ihm die Märtererkrone. Bey Akris fiel er. Keine Thräne fiel auf seinen heiligen Leichnam!"

„Habt ihr einen Auftrag an ihn, Tempelritter, so gebt ihn mir mit. Bald — bald werd' ich ihm sagen können — Bruder Hugo gedenket in Liebe deiner!"

„Sagt ihm, dafs ich ihn ſchon gern mit euch heimſuchen wollte! dafs er mich abrufen ſoll, und geleiten auf meiner Reiſe ins Paradies!"

„Hugo! in ſeinem Nahmen ſag' ichs euch zu — er wird euch rufen! Und nun lebt wohl! Was ich jetzt noch zu leben habe, gehört nicht mehr der Welt. Nehmt dieſen Myrtenſtrauſs! ich pflanzte ihn zu den Zeiten meiner Liebe — zum Brautkranze. Wenn der Strauſs welkt, und der Todenvogel ſein einſames Lied ſingt, dann, Ritter — bin ich — bey meinem Ludwig. Lebt wohl!"

Ihre Augen ſuchten wieder das Crucifix, ihre Hand winkte ihm kraftlos, ſich zu entfernen; ihre Lippen bewegten ſich langſam, als bethete ſie leiſe. Hugo warf ſich nieder auf die Knie ſtumm und bebend, küſste ihre gefalteten Hände, barg dem Strauſs, gleich einer Reliquie, in ſeinem Buſen, und wankte geſtützt an

der Zellenwand der Thür zu. Eine kalte Hand faſste die ſeinige, er erhob ſeine Augen, und erkannte in der Nonne, die er bethend fand zu Adelifa's Füſsen, Edeltruden, ſeines Hermanns Schweſter. „Nur noch ein Mahl, edler Herr!" ſchluchzte ſie, „erlaubt mir, eure Hand zu küſſen, eh' auch ich auf ewig von euch ſcheide. Ach, Herr! wer lange lebt, martert ſich nur ſo lange auf ſeinem Sterbelager. Ich wünſche nicht, lange zu leben; mein Vater iſt todt, meine Mutter todt, — meine Adelifa ſtirbt, meine liebe, liebe Schweſter! Sterbe ich nicht bald, ſo ſoll meine Zelle mich einſchlieſsen, wie mein Grab. Euch hab' ich noch ein Mahl geſehn! wollt' ihr, ſo ſendet ihr mir noch ein Mahl meinen Bruder — und dann ſcheiden meine Wünſche gern von der Welt!" —

Hugo's Thränen ſtrömten in die ihrigen. Ohne umzublicken verlieſs er die

Zelle, Seine Pferde warteten an der Klofterpforte; durch die Nacht ſprengte er nach Hauſe.

Noch grünte der Myrtenſtrauſs, und grünte den ganzen trüben Tag; aber am Abend war er dahin, und der Todtenvogel ſang ſein einſames Lied.

Geſiegt hatte endlich Tyrannenmacht und Rache; zertreten war das Band des Tempelordens. Am langſamen Kohlenfeuer wurden zu Paris vier und ſechzig Ritter zu Tode gemartert. Geſchlachtet war der edle Molai, des Ordens Groſsmeiſter. Um Rache rufend, dampfte ihr entfliehendes Leben gen Himmel; im ſelben Jahre noch ſtanden ihre Mörder Philipp und Clemens vor dem ewigen Richter. Alle ihre Feinde kamen jämmerlich um.

In Deutſchland drohte keine Folterbank, flammte kein Scheiterhaufen; Hugo's Muth hatte ſeine Brüder gerettet.

Einverleibt in den deutſchen Orden, vertauſchten ſie nur ihr rothes Kreuz mit dem ſchwarzen.

Aber lange erndete Hugo nicht die Früchte ſeiner Edelthat. Bald rief ihn ſein Ludwig ab, und geleitete ihn ins Paradies. Lange noch wallfahrteten ſeine dankbaren Brüder auf ſeine Gruft. Er liegt begraben zu Mergentheim, des Tempelordens anſehnlichſter Comthurey.

Die

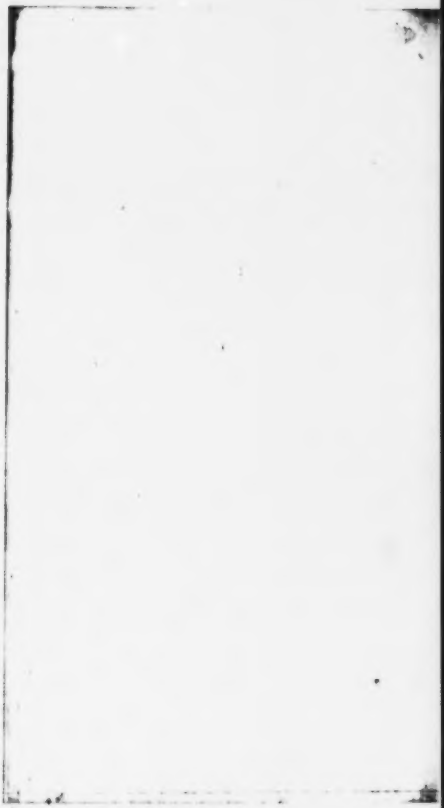
unglückliche Gräfinn

Chateaubriant.

Aus

den Zeiten

Franz des Ersten.



Die Begebenheit, die ich hier erzähle, iſt ein trauriges Denkmahl, in welches Labyrinth Eiferſucht den Mann, Eitelkeit das Weib zu ſtürzen vermag; und haben gleich verſchiedene Geſchichtſchreiber ihre Wahrheit bezweifelt, ſo liegt doch nichts Unnatürliches in ihr, ſo iſt doch die aus ihr flieſsende Lehre nicht minder gegründet.

Unſere Heldinn wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren. Ihr Vater Jean de Foix, beſaſs einige Landgüter in Languedoc, worauf er ſich ſelbſt und ſeiner Familie lebte. Schon als Kind

war Françoiſe, ſo hieſs die Unglückliche, mit unbeſchreiblichem Reize begabt. Ihr ſanftes, einſchmeichelndes Weſen gewann jedes Menſchen Herz, um wie viel mehr alſo nicht die Herzen ihrer Ältern, die in ihr den Stolz ihres Hauſes, die Freude ihres Alters erblickten. Sie wuchs heran, verehrt von ihrer ganzen Verwandtſchaft, geſchmeichelt von allen Seiten, im Genuſſe der ungetrübteſten Fröhlichkeit, in immerwährendem Glücke, im Beſitze alles deſſen, wonach ihrer Seele gelüſtete.

Schön, wie ſie war, konnte es ihr ſchon im zwölften Jahre nicht an Anbethern fehlen. Innig erfreut, bemerkte der ehrgeizige Vater den Schwarm von Liebhabern, der, kam er mit ſeiner Tochter nach der Stadt, ſich ſelbſt an heiliger Stätte um ſie her drängte; und die thörichte Mutter lohte dem ohne dieſs ſchon eiteln Mädchen oft ihre Schönheit ins

Gesicht, mit der herzlichsten Bitte, ja alles zu vermeiden, was dieselbe verderben könnte.

Verschiedene Freyer meldeten sich, wurden aber alle aus dem Grunde abgewiesen, weil das Mädchen noch zu jung wäre, und die Ältern ihre Tochter zu zärtlich liebten, um sie schon so frühzeitig von sich zu lassen. Endlich erschien ein Mann, reicher und ansehnlicher, als alle Übrigen. Förmlich hielt er sogleich um Françoisens Hand an, wollte von keinem Verzuge wissen, bestand fest auf ja oder nein, und der gute Vater war zu gewissenhaft, seine geliebte Tochter eines so grosen Glückes zu berauben; auch die Mutter willigte ein; und das Mädchen, leichtsinnig und eitel genug, diese frühe Vermählung, als die feyerlichste Huldigung für ihre Reize zu erkennen, sprach unbedachtsam das entscheidende Wort aus, das sie auf die ganze Zeit ih-

res Lebens glücklich oder unglücklich machen ſollte.

Graf Chateaubriant, dieſs war der reiche, anſehnliche Freyer, wurde alſo Françoiſens Bräutigam, und kurze Zeit darauf ihr Gemahl. Er ſtand im Rufe, unermeſsliche Schätze zu beſitzen, und dieſer Ruf war nicht übertrieben; aber eben ſein groſser Reichthum machte ihn auch zu dem ſtolzeſten, eigennützigſten Menſchen der Erde. Dieſe unedle Begierde lenkte er auf jeden Gegenſtand, der ihm zugehörte, und lenkte ſie folglich auch ſogleich auf ſeine Gemahlinn. Vergeblich flehten Vater, Mutter, und ſelbſt ſeine junge Gattinn, noch einige Zeit an dem Orte ihrer Geburt mit ihr zu weilen; vergeblich bewieſen die ehrſüchtigen Ältern, daſs es ſeine Pflicht wäre, an den Hof zu gehen, und ſeine ſchöne Gemahlinn vorzuſtellen; er blieb taub gegen alle Bitten und Ermahnungen, und

ſchon am dritten Tage nach der Hochzeit, reiste er mit dem neu erworbenen Schatze nach dem Schloſſe, wovon er ſeinen Nahmen führte. Hier war er ſogleich bedacht, ſein Kleinod in gehörige Verwahrung zu bringen. Arbeitsleute aller Art wurden herbey gerufen, und beordert, in Eile für die junge Gräfinn eine Wohnung zu bereiten, die den eiferſüchtigen Ehemann vor aller Gefahr ſicherte. Die Stätte dieſes Aufenthalts war das äuſserſte Ende des Schloſſes. Alle Fenſter der Zimmer und Cabinette muſsten, Chateaubriants Befehle gemäſs, zur Hälfte vermauert, und ſelbſt die obern Flügel mit ſtarken engen Gitterwerken befeſtiget werden. Dreyfache Thüren mit Riegeln und Schlöſſern wohl verſehen, um auch in der Abweſenheit unbeſorgt ſeyn zu können, verwahrten den Zugang: kurz, es fehlte dieſem Aufenthalte nichts, als Mangel an Glanz, um

ein wahres Gefängniſs vorzuſtellen; aber der Schlaue, wohl einſtudiert in den Charakter ſeiner jungen Gattinn, ſparte in dieſem Puncte keine Koſten. Ihre Liebe zur Eitelkeit war ihm ein ſicherer Bürge, daſs ihr noch kindiſcher Sinn ſich leicht über das Unangenehme ihrer Lage hinweg ſetzen würde, fände nur jener Hang volle Befriedigung. Deſshalb prangten goldene Tapeten an den Wänden der einſamen Gemächer; deſshalb ergänzten hundert brennende Wachskerzen das kärgliche Tageslicht; deſshalb fullten Schränke und Kiſten die reichſten, auserleſenſten Gewänder, der koſtbarſte Schmuck und die feinſten Spitzen, Linnen und Schleyer.

Der Erfolg zeigte, daſs ſich der eiferſüchtige Gemahl in ſeiner Rechnung nicht betrogen hatte. Sein Weibchen gerieth vor Freude auſser ſich, da er ſie in den ſchimmernden Käfich einführte; und da ihr vollends die ganze groſse Bereit-

ſchaft zu ihrem künftigen Putze angewieſen ward; da ſank ſie ſtumm vor Entzücken ihrem Kerkermeiſter in die Arme, und gewahrte nicht des heimtückiſchen Lächelns, womit ſich dieſer an ſeiner gelungenen Liſt, und an ihrer Einfalt weidete.

Die Gräfinn putzte ſich nun Tag für Tag ſchöner, bewunderte ſich in den groſsen Spiegeln, die ihr Bild von allen Seiten zurück warfen, und vergaſs darüber die Riegel und Schlöſſer an ihrer Thür; vergaſs den Genuſs der Freyheit; vergaſs, daſs ſelbſt der Schimmer, in dem ſie da ſtand, der Pracht einer einſamen Blume gleiche, die der Neid eines menſchenfeindlichen Gärtners ſorgfältig dem Auge der Welt verbirgt. Alles dieſs, wähnte ſie, müſſe ſo ſeyn, und bringe ihr neuer Stand ſo mit ſich.

Graf Chateaubriant brachte gewöhnlich den ganzen Tag bey ſeiner liebens-

würdigen Gattinn zu, unterhielt sich fleissig mit ihr über ihren Putz, noch öfterer aber über die Unannehmlichkeit, die eine junge Person von ihrem Geschlechte und ihrer Schönheit in der menschlichen Gesellschaft, und vorzüglich am Hofe ausgesetzt sey. Das gute Weibchen verstand hiervon wenig, glaubte, was ihr Gatte sagte, und dachte in seiner Abwesenheit mit keinem Gedanken an das Gehörte; weil sie ernstere Geschäfte, weil sie zu überlegen hatte, wie sie sich auf den folgenden Tag, oder wohl gar auf die folgende Stunde ankleiden würde.

So flofs unserm neuen Ehemann ein ganzes Jahr in ungetrübter Heiterkeit dahin. Seine Gemahlinn blieb in ihrer Einsamkeit glücklich und zufrieden; wie konnte er es also minder seyn; und damit diese eheliche Glückseligkeit ja nicht gestört werden möchte; so hutete er sich wohl, den Neugierigen, die etwa dann

und wann auf ſein Schloſs kamen, den Gegenſtand ſeiner aufmerkſamen Zärtlichkeit vorzuſtellen. Er entſchuldigte ſtets ſeine Gattinn mit Unpäſslichkeit, und ſah er ſich genöthiget, ſeine Gäſte einige Zeit lang bey ſich zu bewirthen, ſo war er äuſserſt darauf bedacht, daſs die Schlüſſel zu dem Aufenthalte der Gefangenen nicht aus ſeiner Taſche kamen. Eine alte Keuſchheitswächterinn, deren Verdienſte dem Grafen von einer ſeiner Tanten rühmlichſt empfohlen wurden, leiſtete in ſeiner Abweſenheit dem jungen Eheweibe Geſellſchaft, und predigte, mit innigem Wohlgefallen über ihre eigene Weisheit, die Geſetze der Tugend und Schicklichkeit, indeſs ſich jene mit ihrem gewöhnlichen Spielwerke erluſtigte.

Längſt ſchon wäre es des Grafen Schuldigkeit geweſen, ſich am Hofe zu zeigen; aber er zitterte bey der bloſsen Vorſtellung einer wochenlangen Abweſenheit

von ſeiner ſchönen Gemahlinn. Doch endlich, da ſogar verſchiedne Einladungen an ihn ergingen, konnte er dieſe Reiſe nicht länger verſchieben, wollte er nicht offenbar für einen eiferſüchtigen Thoren gelten, wofür er ohne dieſs ſchon gehalten zu werden befürchtete. Mit ſchwerem Herzen rüſtete er ſich zur Abfahrt, und mit noch ſchwererem Herzen ging er zu ſeiner Gattinn, um ihr das Lebewohl zu ſagen.

Das muntere, unbefangene Weibchen wunderte ſich, dafs ſie nicht mit nach Paris reiſen ſollte; tröſtete ſich aber bald wieder, da ihr Gemahl verſprach, Kleider und Schmuck, ſo wie man ſie am Hofe trüge, in Fülle mitzubringen, und ermahnte ihn ernſtlich, ja darauf zu ſehen, dafs ſein Einkauf nach dem neueſten Geſchmack wäre.

Chateaubriant verliefs nunmehr ſeine Gattinn, verſchloſs ſorgfältig die Thür

ihres Gefängniſſes, und übergab die Schlüſſel zu demſelben ſeinem treueſten Diener, dem Schloſsverwalter. Er hatte ſchon im voraus auf den Fall ſeiner Abweſenheit geſorgt. Durch eine karge Öffnung in der Mauer vermochte man Speiſen, und alles andere Erforderliche hinein zu reichen. Die Wächterinn wurde mit verſperrt, und der neue Kerkermeiſter befehliget, nur im Falle der äuſserſten Nothwendigkeit, von den Schlüſſeln Gebrauch zu machen. Doch, aller dieſer ſichern Anſtalten ungeachtet, trat der argwöhniſche Ehegemahl mit dem gröſsten Herzklopfen ſeine Reiſe an.

Die gute Gräfinn war alſo jetzt die wahre Gefangene, muſste gänzlich auf den Anblick der freyen Natur Verzicht thun, der ihr ſonſt täglich bey Sonnen Untergange am Arme ihres Gemahls erſtattet wurde, muſste ſelbſt des Grafen Unterhaltungen auf ihrem Zimmer entbehren: aber mit der bewundernswürdig-

ſien Gelaſſenheit fand ſie ſich auch hierein, lieſs ſich, im Falle, dafs ſie ja die Langeweile anwandelte, von ihrer Geſellſchafterinn Mährchen erzählen, und lachte herzlich, wenn die gute Alte über ihren weitläuftigen Schilderungen ſanft und ſüſs entſchlummerte.

Chateaubriant war indeſs minder vergnügt, minder zufrieden. Abgerechnet, dafs ihm die Erinnerung an ſein junges Weib, und die groſse Gefahr, worin, ſeiner Sorgfalt ungeachtet, dennoch ſeine Ehre ſchwebe, Tag und Nacht keine Ruhe lieſsen, plagte ihn noch ein anderes furchtbares Ungemach, dafs ihm grauſam ſeine Stunden verbitterte. Dieſes Ungemach beſtand in dem Verlangen des Hofes, ſeine junge Gattinn zu ſehen.

Der Ruf von der ſchönen Françoiſe aus Languedoc war ſchon lange vorher, ehe noch der Graf ihre Hand erhielt,

bis nach der Hauptſtadt des Königreichs gedrungen. Man hatte mit Sehnſucht ihrer Erſcheinung am Hofe entgegen geharret; und die jungen Cavaliere waren nicht wenig auf den mifsgünſtigen Ehemann erbittert, der ſie des Vergnügens beraubte, eine der erſten Schönheiten des Landes kennen zu lernen. Verſchiedene von ihnen hatten bereits ihren Beſuch auf dem Schloſſe des Grafen abgelegt; aber alle kamen wieder zurück, ohne den Endzweck ihrer Reiſe erreicht zu haben. Endlich war das groſse Werk gelungen, Chateaubriant in Perſon an den Hof zu bringen; und nun drangen von allen Seiten die bitterſten Klagen, und die beifsendſten Vorwürfe auf ihn, dafs er ſo neidiſch ſeine Gemahlinn bewache, dafs er ſelbſt ihren Anblick der ganzen Welt entziehen wolle.

Der gute Graf entſchuldigte ſich mit dem eigenen Widerwillen ſeiner Gemah-

linn gegen die Geſellſchaft, und gegen alle rauſchende Freuden, aber man verſpottete ihn mit dieſem leeren Vorwande; und die Damen des Hofes verſicherten ihn, daſs, wenn ihnen das liebenswürdige junge Weibchen nicht herbey geſchafft würde, damit ſie die Schönheit derſelben mit der ihrigen meſſen könnten, er ihre ganze Achtung verlieren werde.

So von allen Seiten geängſtiget, ſo innerlich und äuſserlich gefoltert, befreyte ſich Graf Chateaubriant, ſo bald es nur möglich war, von den Feſſeln, die ihm ſein Aufenthalt am Hofe anlegte, und eilte auf das ſchleunigſte ſeinem geliebten Schloſſe zu. Man hatte es ihm zur Gewiſſensſache gemacht, das nächſte Mahl, da er wieder in Paris erſchiene, ſeine ſchöne Gattinn mit ſich zu bringen, und er verſprach dieſs unter der Vorausſetzung, wem er ſeine Gemahlinn dazu überreden könnte. Ernſtliche Betrachtun-

gen über die Zukunft, nahmen daher während der Reiſe in ſeiner Seele Raum, und er ſtrengte alle Kräfte ſeiner Erfahrung, Klugheit und Liſt an, um ein Mittel zu ergründen, das ihn auf immer von der läſtigen Zumuthung, die Gräfinn an den Hof zu führen, entledigte, und doch ſeiner Ehre, woran ihm gleich viel lag, nicht den mindeſten Nachtheil brächte.

Nichts iſt erfinderiſcher, als die Eiferſucht. Sie kennt die feinſten Triebfedern, die Qual des Gemüths, das ſie beherrſcht, zu befördern; aber gleich ſtark vermag ſie auch, dieſelben zu fremder Pein, und, wenn es darauf ankommt, zu ihrer Beruhigung in Bewegung zu ſetzen. Graf Chateaubriant hatte bald das erwünſchte Hülfsmittel gefunden, das ihn in den Augen der Welt und des Hofes als einen Mann von Ehre darſtellen ſollte, das allen Verdacht, als wäre er ein tyranniſcher Gatte, ſelbſt in ſeines Wei-

bes Augen von ihm abwälzen mufste, und das ihn dennoch zugleich vollkommen vor der Gefahr ſicherte, ſein erworbenes Kleinod dem Strome des Verderbens Preis zu geben. Indeſs faſste er den Entſchluſs, ſich nicht eher dieſer Zuflucht zu bedienen, als bis er aufs neue durchaus genöthiget ſey, die Hauptſtadt des Königreichs zu beſuchen, und frohlockte ſchon im voraus, wie die Feinde ſeiner Ruhe ſtaunen, wie ſeine Verfolger vernichtet ſtehen würden.

Er flog entzückt in die Arme ſeiner Gemahlinn, und dieſe war nicht weniger vor Freude aufser ſich, daſs ſie nun bald ihre herrlichen Kleider ſehen würde. Sie fragte ſogleich emſig darnach, und begann ihren alten Zeitvertreib mit noch viel gröſserem Eifer fortzuſetzen. Graf Chateaubriant war nunmehr der beneidenswürdigſte Gatte; denn, wie er glaubte, ſo hatte er jetzt ſelbſt von

der Zukunft nicht das mindeſte zu befürchten.

Man ließ dem eiferſüchtigen Ehemann von Seite des Hofes nicht lange Zeit, das von ſich gegebene Wort in Erfüllung zu bringen. Faſt alle Wochen erhielt er perſönlichen Beſuch aus der Nachbarſchaft, die man insgeſammt von ſeiner Zuſage, die junge Gräfinn nach Paris zu bringen, benachrichtiget hatte, oder er empfing wenigſtens ein Schreiben von irgend einem Freunde oder Hofbeamten, worin er dringend gebethen wurde, die allgemeine Erwartung nicht zu täuſchen, und die liebenswürdigſte aller Frauen für eine Reiſe nach der Hauptſtadt zu gewinnen.

Chateaubriant lachte in ſeinem Sinne über die Mühe, die man ſich gab, durch ihn die Anzahl der unglücklichen Ehemänner zu vermehren, und ſchwor hoch und theuer, ſich ſelbſt und ſeiner Gemah-

linn eher das Leben zu rauben, als ſich freywillig zu der Zahl jener Elenden zu geſellen; doch bis dahin konnte es, ſeinem gemachten Plane, und ſeiner Einbildung nach, niemahls kommen. Er verblieb alſo unerſchütterlich bey allen Bitten, Vorſpiegelungen und Drohungen, die ihm mündlich und ſchriftlich gethan wurden, verwies ſtets ſeine Correſpondenten zur Geduld, und verſchloſs ſeine ſchöne Gattinn ſorgfältig, wenn ihn Beſuch aus der Nähe oder Ferne beehrte.

Endlich fand man es ſeinem Stolze zuwider, einen Landedelmann ſo anhaltend mit Vorſtellungen aller Art zu beſtürmen. Man ſchlug einen andern Weg ein, und gelangte ſogleich auf dieſem einen Schritt weiter. Jean de Foix, der Vater der Schönen aus Languedoc erhielt von hoher Hand ein Schreiben, worin man ihm berichtete, daſs ſein Eidam, Graf Chateaubriant, ein Tyrann ſeiner

Gattinn ſey, ihr jedes Vergnügen verſage, und ſie, ihres innigſten Wunſches ungeachtet, noch nicht ein Mahl am Hofe vorgeſtellet hätte, wozu er doch ſowohl aus Schuldigkeit gegen den Monarchen, als auch aus Ehrerbiethung gegen die Altern ſeiner Gemahlinn ſchon längſt verpflichtet geweſen wäre.

Dieſer Brief that ſeine Wirkung. Jean de Foix war ein ehrſüchtiger Mann, der ſeinen gröſsten Stolz darein ſetzte, eine reizende Tochter gezeugt zu haben. Er ſchrieb ſogleich in einem ziemlich ſtrengen Tone an ſeinen Schwiegerſohn, verwies ihm ohne alle Schonung ſein unrechtes Betragen gegen den König, ſeine Gattinn und die Altern derſelben, und verſicherte ihn ernſtlich am Schluſſe, daſs, im Falle er nicht ſeine Tochter an den Hof führen wollte, er dieſe Pflicht an ſeiner Statt verrichten würde.

Chateaubriant ſtieg das Blut in die Wan-

gen, da er dieſs Schreiben las; indeſs entdeckte er nur allzu wohl die Quelle, woraus der Vater ſeiner Gattinn geſchöpfet hatte, ſah alsbald das ganze ſchlimme Spiel durch, das man ihm bereiten wollte, und ergriff die Feder, den erzürnten Jean de Foix eines Beſſeren zu belehren. Er ſuchte ihm den Endzweck ſeiner Feinde und Angeber begreiflich zu machen, ſchilderte die Gefahr, worein ein ſchuldloſes Geſchöpf von noch nicht ſechzehn Jahren nothwendig am Hofe kommen müſſe, und fügte zuletzt in aller Unterwürfigkeit hinzu, daſs er dem allen ungeachtet dennoch entſchloſſen ſey, in der Hauptſtadt mit ſeiner Gattinn zu erſcheinen, wofern anders ſeine geliebte, ſittſame Françoiſe, die ſeit einiger Zeit ein ungemeines Behagen an der Einſamkeit fände, dieſen Entſchluſs ſich gefallen lieſse.

Kaum hatte der Schlaue dieſen Brief

geendiget, ſo machte er ſich bereit, jenes Mittel, das er auf ſeiner letzten Reiſe vom Hofe nach Chateaubriant ausſann, und wovon er ſich immerwährenden häuslichen Frieden verſprach, in Ausübung zu ſetzen. Er befahl ſogleich, ſchleunige Anſtalt zu einer neuen Reiſe nach Paris zu treffen, ordnete in Rückſicht ſeiner Gemahlinn alles wieder ſo an, wie er es neulich gethan hatte, und begab ſich kurz vorher, ehe er die Kutſche beſtieg, zu der Gefangenen.

Françoiſe fand nach gerade ihre Lebensart, ſo wie ſie wirklich war, langweilig. Sie drang dieſs Mahl ernſtlicher, als ſonſt, in ihren Gemahl, ſie nach Frankreichs Hauptſtadt mitzunehmen, und der Graf hatte alle ſeine Standhaftigkeit nöthig, um nicht aus der Faſſung zu kommen.

„Theuerſte Gemahlinn!" ſprach er, „ſeyn Sie verſichert, daſs Ihr Vergnügen

auch das meinige iſt, und daſs ich unausſprechlich leide, ohne Sie abermahl dieſe Reiſe antreten zu müſſen; nur die Furcht, Sie, mein Alles, zu verlieren, vermag mich von dem Entſchluſſe abzuhalten, Sie im Triumpſe nach Paris zu bringen, und dem geſammten Hofe vorzuſtellen. Ach! es lauern Gefahren daſelbſt auf die Unſchuld, wovon Sie bey der Reinheit ihrer Seele keinen Begriff haben. Wenn Sie mich lieben, wenn Sie meine Gattinn zu verbleiben gedenken, ſo dringen Sie nicht weiter in mich, ein Verlangen zu erfüllen, das ich Ihnen vielleicht nicht verſagen könnte, und das nothwendig Ihren und meinen Untergang zur Folge haben muſs! —

Der Hauchler trocknete hier eine Thräne aus ſeinem Auge, und die gutherzige Françoiſe fiel um ſeinen Hals, küſste ihn, und verſprach, nie wieder die mindeſte Sehnſucht nach einer Reiſe an den Hof

blicken zu laſſen. Jetzt war der Zeitpunct da, den der Liſtige erwartete, und er begann ſogleich, nachdem er ſorgfältig die Thür verſchloſſen hatte, ſeinen Entwurf der Gräfinn bekannt zu machen.

„Ich muſs Ihnen ſagen," hob er an, „daſs man längſt ſchon begierig war, Sie in Paris zu ſehen; und ich verbarg Sie bloſs ſo ſorgfältig vor den Augen der Welt, um der traurigen Nothwendigkeit zu entgehen, dieſs Verlangen des Hofes und meiner Freunde erfüllen zu müſſen; aber alle dieſe Sorgfalt ſcheint vergeblich geweſen zu ſeyn. Man dringt jetzt mächtiger, als je, auf ihre Gegenwart daſelbſt; und ich weiſs nicht, ob ich, ohne meine Ehre in Gefahr zu bringen, länger im Stande ſeyn werde, mich dem allgemeinen Anhalten zu widerſetzen."

Das gute Weibchen zitterte bey dieſen ernſten Worten ihres Gemahls.

„Retten Sie mich!" ſtammelte ſie außer ſich; „retten Sie mich!"

„Hören Sie mich an," fuhr der Graf fort; „es iſt noch Hoffnung vorhanden, ſo bald ſie bereit ſind, mir zu Hülfe zu kommen."

„Wie meinen Sie das?" verſetzte Françoiſe verwundert.

Der Graf ſann einige Zeit nach, zog endlich einen goldenen Reif von ſeinem Finger, zerbrach ihn in zwey Stücke, flechte den einen Theil in ſeine Brieftaſche, und überreichte den andern ſeiner Gemahlinn.

„Hier," ſprach er, „nehmen Sie die Hälfte des Ringes! verwahren Sie dieſelbe wohl, und geben Sie genau Acht, ſo oft Sie ein Schreiben von mir erhalten, ob die andere Hälfte darin eingeſchloſſen iſt. So lange Sie dieſs nicht finden, ſo achten Sie auf alle meine Bitten und Drohungen nicht, wodurch ich Sie zu bewegen ſuche,

nach Paris zu kommen. Nehmen Sie dieſe, als leere Worte, wozu ich meiner Ehre halber gezwungen bin, und ſchreiben Sie mir eine Antwort, worin Sie mir auf das zärtlichſte mein Anliegen verfügen. Finden Sie aber die andere Hälfte des Ringes in einen meiner Briefe, ſo verſuchen Sie, ob ſie mit der Ihrigen zuſammen paſst; und iſt dieſes, dann eilen Sie ſo ſchnell, als Sie können, nach Paris: denn mein und Ihr eigner Ruf iſt in Gefahr, und wir müſſen uns jedem Ungemache Preis geben, um dieſen zu retten.

Die arme Gräfinn bebte bey dieſem Vorſchlage. Zehn Mahl lieſs ſie ſich die Bedeutung des Zeichens erklären; zehn Mahl fragte ſie, was Leute, die ſie nicht kenne für ein Recht hätten, ihre Gegenwart zu erzwingen, und tröſtete ſich endlich mit der Vorſtellung, woran ſich auch ihr ſchlauer Gemahl vom Anfange hielt,

dafs man nicht ſo ernſtlich auf ihre Reiſe nach Paris dringen würde, ſo bald man nur wüſste, dafs ſie ſelbſt die gröſste Abneigung dagegen habe; auch machte ſie ſich ſogleich bereit, ihre Vorliebe für die Einſamkeit ihren Ältern zu berichten, deren Brief ihr nunmehr Chateaubriant entzückt überreichte.

Unbeſorgt reiste jetzt der Graf von ſeinem Schloſſe ab, nachdem er zuvor, wie das erſte Mahl die Schlüſſel zu der Wohnung ſeiner Gemahlinn, den ſicheren Händen des Schlofsverwalters anvertrauet hatte. Er kam nach der Hauptſtadt. Aller Augen ſahen auf ihn, und aller Augen blickten ſcheel auf ihn, da ſie an ſeiner Seite abermahl die reizende Gattinn vermiſsten. Kaum war er am Hofe erſchienen, als man auch ſchon allgemein gegen ihn zu murren anfing, und ihn von neuem mit den härteſten Vorwürfen wegen ſeiner niedrigen Miſs-

gunſtund thörichten Eiferſucht belaſtete. Chateaubriant ſtellte ſich unmuthig und traurig.

„Meine Herren!" ſprach er, „um Sie zu überzeugen, daſs ich nichts ſehnlicher wünſche, als meine Gemahlinn Ihnen vorſtellen zu können, ſehe ich mich genöthigt, von Ihnen ſelbſt das Beweismittel zu begehren, wodurch ich Sie von der Wahrheit deſſen, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, überführen kann. Meine Gattinn hat den unüberwindlichſten Widerwillen gegen die Reſidenz und überhaupt gegen alles, was groſse Welt heiſst. Ihr ſchwermuthsvoller Sinn findet allein Unterhaltung in der Einſamkeit; kaum, daſs man ſie dahin zu bringen vermag, zuweilen ihr Zimmer zu verlaſſen. Sie iſt nahe daran, eine Menſchenfeindinn zu werden; ihre Melancholie wächſt von Tag zu Tage. Ich zittere für ihre Geſundheit, und würde nicht

die Reiſe hierher gemacht haben, wäre mir nicht ſo unausſprechlich viel daran gelegen, Ihnen, meine Herren, eine beſſere Meinung von mir einzuflöſsen."

Man ſtaunte, den Grafen ſo ernſt und feyerlich ſprechen zu hören. Einige machten zwar die Einwendung, daſs Schwermuth und Melancholie bey jungen Ehefrauen etwas Seltenes ſey; doch da ſich Chateaubriant nochmahls die Angabe des Beweiſes ſeiner Ausſage ausbath, ſo ſchwieg man betroffen, und ſann nach, auf welche Weiſe man die Wahrheit der Sache zu ergründen vermöchte.

Ein Paar junge Hofcavaliere hatten den Einfall, in Perſon nach dem Schloſſe des Grafen zu reiſen, und die melancholiſche Dame zu ihrer Begleitung nach Paris, im Nahmen ihres Gemahls, aufzubiethen; allein der Graf verſicherte ſie, daſs alle Bedienten ſeiner Gemahlinn auf das ſtrengſte beordert wären, niemand vorzu-

zu laſſen, und daſs ſie über dieſs, als Fremde, in ſeiner Abweſenheit keinen zu günſtigen Empfang hoffen dürften; doch erboth er ſich, auch hierin dem Ausſpruche ſeiner Freunde ſich zu unterwerfen: ja, er war ſo gar bereit, die beyden Abgeſandten, im Falle ſie hierzu ernannt würden, mit hinlänglicher Empfehlung an ſeinen Schloſsverwalter, und ſelbſt an ſeine Gattinn zu verſehen.

Daſs dem eiferſüchtigen Ehemanne bey dieſem Vorſchlage das Herz pochte, verſteht ſich von ſelbſt; und daſs er gewiſs, hätte man ſein Anerbiethen angenommen, Schwierigkeiten in Fülle gemacht haben würde, wird jedermann ſich leicht vorſtellen können; aber ſeine Dreiſtigkeit that die erwünſchte Wirkung. Man war gewiſſer Maſsen beſchämt, einen Mann von Ehre bis zu dieſer Erniedrigung getrieben zu haben, und die ſchuldige Höflichkeit und Delicateſſe gebothen nichts

weiteres zu verlangen, als höchſtens einen Brief an die Gräfinn, worin ſie ihr Gemahl um einen Beſuch in Paris anſprach.

Dieſs war es, worauf unſer Graf ſo ſehnlichſt geharret hatte. Mit möglichſter Zurückhaltung, doch mit edlem Feuer verpflichtete er ſich ſogleich, nicht nur ein Schreiben an ſeine Gattinn zu verfertigen, ſo wie man es abgefaſst zu haben wünſchte; ſondern er machte ſich auch anheiſchig, dieſs Schreiben durch einen der gegenwärtigen Cavaliere abſenden zu laſſen.

Zu allgemeinem Erſtaunen hielt Chateaubriant, was er zugeſagt hatte. Der Brief wurde beſtellt, und man wartete mit heiſser Sehnſucht auf die Beantwortung deſſelben. Dieſe kam endlich an, und lautete folgender Maſsen:

„Theuerſter Gemahl!"

„Ihre Bitte, die Vergnügungen des

Hofes mit Ihnen zu genieſsen, iſt mir der ſicherſte Beweis von Ihrer, auch in der Entfernung fortdauernden Liebe für mich. In dieſer Rückſicht hat mir Ihr geliebtes Schreiben die gröſste Freude verurſacht; da es mich hingegen von einer andern Seite in die gröſste Verlegenheit und Betrübniſs verſetzt. Ich ſoll Ihnen eine Bitte verweigern, Ihnen, dem zärtlichſten Gemahl, der jeden meiner Wünſche als Befehl betrachtet, der jedes keimende Geluſt meines Herzens in meinen Augen lieſt, und auf der Stelle befriedigt! Dennoch ſehe ich mich genöthiget, dieſes Verbrechen zu begehen. Die Einſamkeit hat zu groſsen Reiz für mich, als daſs ich ſie zu verlaſſen im Stande bin. Und wollte ich auch, ſo viel es mich immer koſten möchte, dieſs Opfer Ihnen bringen, ſo würden Sie doch nur eine Störerinn Ihrer Freuden an mir finden; ſo würde doch mein Eintritt in die menſch-

liche Gesellschaft nicht nur mich selbst, sondern auch meinen theuern Gemahl unglücklich machen. Zürnen Sie also nicht auf Ihre Françoise, dass sie Ihnen in diesem Puncte den schuldigen Gehorsam versagen muss. Sie fühlt ihr Unrecht, und es fällt ihr schwer, Sie zu beleidigen. Lassen Sie mich bald Ihre Vergebung wissen: oder eilen Sie lieber selbst in die Arme Ihrer Sie liebenden Gemahlinn."

Der Eindruck, den dieser Brief am Hofe bewirkte, ist unbeschreiblich. Die Cavaliere standen bey seiner Vorlesung wie versteinert, und kalter Schauer durchbebte die Damen bey der Entdeckung dieser seltsamen, häuslichen Tugend. Alle wünschten dem Grafen Glück, ein so unerreichbares Muster von Sittsamkeit seine Gattinn nennen zu können, gaben ihm aber den wohlmeinenden Rath, ja auf der guten Frau Gesundheit bedacht

zu seyn; damit der Welt nicht frühzeitig ein so grosses Kleinod entzogen würde.

Chateaubriant dankte herzlich für die erhaltenen Glückwünsche und Rathschläge, und stand nun da, befreyt von allem Verdachte, wie der Missethäter, der die Folter litt, und keine Sylbe bekannte. Er selbst staunte über die Feinheit des Briefes seiner Gemahlinn, und merkte deutlich, dass die alte Keuschheitswächterinn, mit Hülfe einiger Romane, dieses kunstreiche Werk zusammen gesetzt hatte. Sein Endzweck war jetzt erreicht, seine List gelungen, und er eilte, so bald es nur schicklich, mit der Entschuldigung von dannen, dass er für seine Gattinn in der grösten Besorgniss schwebe.

Von nun an lebte der eifersüchtige Ehemann mit seiner gefangenen Gemahlinn ein Leben, das er sich nicht süsser wünschen konnte. Er hatte keinen Verfolger

mehr zu fürchten, und genofs in fanfter Ruhe die Frucht feiner Klugheit. Oft erfchien er zwar noch am Hofe; aber man erkundigte fich blofs nach feinem fchönen Weibchen, wie nach einer Kranken, und das bedeutungsvolle Achfelzucken, und der traurige Blick, womit der Liftige diefe Frage beantwortete, überhoben ihn auch endlich jeder Erinnerung an die Gefahr, worin fein Ruf und feine Gemahlinn ehemahls gefchwebt hatten.

Jean de Foix, der Vater der Gräfinn, äufserte in feinen Briefen öfters das Verlangen die geliebte Tochter bey fich zu fehen; aber fein Eidam wufste ftets durch erregte Schwierigkeiten und hinaus gefchobene Hoffnungen diefer Sehnfucht entgegen zu kommen, und hüthete fich forgfältig, den Schwiegervater oder deffen Gemahlinn auf fein Schlofs einzuladen.

Der Zeitvertreib der guten Gräfinn hatte indefs eine andre Wendung bekom-

men. Sie ward Mutter eines liebenswürdigen Mädchens, eines Kindes, das an Schönheit nur ihr glich, und das von seiner Geburt an ihr Liebling, so wie ihre einzige Freude und Beschäftigung wurde. Die Stunden, die sonst das verlassne Weibchen mit Putz und Kleinigkeiten verkändelte, füllten jetzt ernstere Sorgen. Der Säugling an ihrer Brust schmückte sie in ihren eigenen Augen herrlicher, als des von Gold, Perlen und Edelsteinen schimmernde Gewand; und die Bewunderung der aufkeimenden Reize ihres Ebenbildes ergetzte sie mehr, als der Spiegel, der ihre eigene Schönheit zurück warf. Jahre vergingen im Rausche der mütterlichen Zärtlichkeit, und ihre noch unschuldvolle Seele hätte gewiss diesen Traum von Glückseligkeit, zur Freude des Grafen, noch länger fortgeträumt, wäre sie nicht von mächtiger Hand darin gestört worden, wäre ihr si-

eherer Gemahl nicht in eine Falle gegangen, die ihm seine eigene List zubereitete, und worin man ihn, Trotz aller seiner Schlauheit, gefangen nahm.

Es war im Jahre 1515, als Frankreichs Thron ledig wurde, als Franz der Erste denselben bestieg. Dieser Monarch, der eifrigste Verehrer des weiblichen Geschlechts, wünschte seinen Hof zum Sammelplatze der edelsten Schönheiten Galliens zu machen, und erkannte es daher für den größten Dienst, den man ihm zu leisten vermöchte, wenn einer seiner Höflinge ein reizendes Weib ihm vorstellte, oder ihn wenigstens benachrichtigte, wo eines dergleichen anzutreffen wäre.

So rastlos aber auch die unermüdete Schar der Cavaliere sich bestrebte, dem Verlangen ihres neuen Königes genug zu thun; so viele Kundschafter auch durch das ganze Land gesandt wurden, um

alle wohlgebildete Damen im Gemählde oder in Perſon nach der Hauptſtadt zu liefern; ſo fand der Monarch doch immer noch vieles an den lieblichen Copien und Originalen auszuſetzen, ſo blieb doch ſein Herz immer noch kalt, ſo ſprach doch aus ſeinem Auge noch nicht das Entzücken der Bewunderung. Er ſchien ein ganz eigenes Ideal von weiblicher Vollkommenheit im Sinne zu haben, und je mehrere Schönheiten man ihm zuführte, deſto zweifelhafter ſchien er zu werden, ob ihm dieſs jemahls zu Geſichte kommen mochte.

Die Hoflinge geriethen auſser ſich vor Geſchäftigkeit; der ganze Hof wimmelte von Brünetten und Blondinen; aber alle Mühe war umſonſt. Der König belohnte dieſs Streben und Ringen höchſtens mit einem gefälligen Lächeln, und begann nicht die mindeſte Anſtalt zu machen, dieſem oder jenem ſchönen Ge-

genſtande ſeine Aufmerkſamkeit zu verrathen.

Schon waren die ſämmtlichen Cavaliere in Verzweiflung, ſchon waren ſie in Bereitſchaft, ihrem gefolterten Hirne den letzten Grad der Tortur zu geben; als plötzlich ein alter Bekannter nach Paris kam; als plötzlich ein Mann in ihrer Mitte erſchien, der ſie auf einmahl aus aller ihrer Verlegenheit riſs. Dieſer Mann aber war kein anderer, als unſer eiferſüchtige Ehegemahl, als Graf Chateaubriant.

Er hielt es jetzt für die höchſte Zeit, dem neuen Könige ſeine ſchuldige Ehrfurcht und Ergebenheit zu bezeigen, nahm ſich aber feſt vor, mit dieſem einem Mahle es für immer bewenden zu laſſen, und ſich ſodann nie mehr der Gefahr auszuſetzen, eine neue Verſuchung wegen ſeiner Françoiſe auszuſtehen. Auf alle Fälle erinnerte er bey ſeiner Abreiſe die Grä-

ſinn an die ſchon vor Jahr und Tag genommene Abrede, ſchärfte ihr von neuem die Bedeutung des zerbrochenen Ringes ein, verſicherte ſie aber dabey, daſs, wofern ſein Leben nicht in Gefahr käme, er ihr gewiſs nie die Hälfte des goldenen Reifes zuſchicken würde. Er war überzeugt, daſs dieſs nicht möglich wäre, tröſtete deſshalb ſeine erſchrockne Gattinn, und äuſserte die Vermuthung, daſs er wohl ſchwerlich glaubte, für dieſs Mahl nöthig zu haben, nur eine Zeile an ſie zu ſchreiben.

Froh und munter reiste Chateaubriant von ſeinem Schloſſe ab. Er kam nach Paris. Hilf, Himmel! was vernahm er hier! Schon war er bereit, ſeinen einſamen Wohnſitze wieder zuzueilen; aber ſeine Ankunft war entdeckt, und eine ganze Schar ſeiner ehemahligen Freunde kamen, ihm zu bewillkommen. Alle erkundigten ſich ſogleich nach den erſten

Freudenbezeigungen, wie ſich ſeine Gattinn befände, und der zitternde Ehemann konnte kaum vor Verſicherungen zu Athem kommen, daſs ſie noch auſserordentlich melancholiſch ſey, ja zu Zeiten ganz auſser ſich ſelbſt gerathe.

Alles ſeines Sträubens ungeachtet wurde der Graf im Triumpfe nach Hofe geführt. Der Monarch empfing ihm auſserordentlich gnädig, verhieſs ihm in den huldreichſten Ausdrücken ſeine Gewogenheit, und würdigte ihm ſo gar einer Privatunterredung. Chateaubriant ahndete mit Schrecken den Gegenſtand derſelben, und es fand ſich, daſs ihn ſeine Ahndung nicht betrogen hatte.

Der König war bereits von der zwar noch nicht geſehenen, dennoch aber allgemein berühmten Schönheit der Tochter Jean de Foix unterrichtet, und eingenommen worden, und erſuchte den beleidenden Gemahl derſelben auf das herab-

laſſendſte, ihn mit dem Anblicke dieſes holden Geſchöpfes zu beglücken. Vergebens nahm Chateaubriant ſeine Zuflucht zu der alten Liſt. Es ſchien dem Könige unglaublich, daſs ein Weib von noch nicht zwanzig Jahren — ſo hoch war damahls Franҫoiſens Alter — ſo weit in der Entſagung gekommen ſeyn ſollte; daſs alle Ergetzungen nicht nur als nichtsbedeutend von ihr vermieden, ſondern ſogar verabſcheuet würden; und kurz, der gute Graf ſah ſich genöthiget, ſo feyerlich er auch die Krankheit ſeiner Gattinn betheuerte, abermahl einen Brief an dieſelbe zu ſchreiben, und ſie im Nahmen des Monarchen dringendſt zu erſuchen, auf das ſchleunigſte nach Paris zu kommen.

Der König überlas den Brief, fand ihn noch nicht einladend genug, und ſetzte mit eigener Hand eine Nachſchrift hinzu. So wurde dieſes Schreiben der Grä-

ſion zugeſandt, und indeſs der eiferſüchtige Gemahl mit Gnade überhäuft, und durch Ehrenbezeugungen aller Art in dem Wahne erhalten, daſs man nicht das mindeſte, ſeiner Gattinn halber, von ihm argwöhne.

Der Gräfinn Antwort erſchien. Sie wurde dem Könige überbracht, und er fand zu nicht geringem Erſtaunen, eine förmliche Verweigerung der Bitte, die ihr Gemahl an ſie gethan hatte. Seine Nachſchrift war durch ein beſonderes Blatt beantwortet. Die Kunſt und Zierlichkeit des Ausdruckes ſchien dem Monarchen verdächtig; er wähnte keine wahre Empfindung, nur Zwang, nur Furcht zu entdecken, und entſchloſs ſich, eh' er noch dieſen Brief dem Gemahle der ſchönen Einſiedlerinn überreichte, einen Verſuch anzuſtellen, ob dieſe Geſinnungen auch wirklich die wahren ihrigen wären.

Graf Chateaubriant war ungefähr eine Woche lang von ſeinem Schloſſe entfernt, als eines Morgens ein armſeliger Greis ſich demſelben näherte; ſein Haupt gebeugt von der Jahre Laſt, ſchien ſich nach Ruhe zu ſehnen, indeſs der ſchwankende Fuſs ſeine letzten Kräfte anſtrengte, eine Stätte zu erreichen, von deren Lage der müde Wanderer noch nicht vergewiſſert ſeyn muſste; denn ſein umher irrender Blick fragte um Rath, und flehte laut den Mitbruder um Zurechtweiſung um Beyſtand an.

So kam der arme Alte auf des Grafen Schloſs zugewankt. Mühſam unterſtützte er den ermatteten Körper mit einem Weidenſtabe, den ſeine dürre Rechte hielt, indeſs die Linke das Ende eines Sackes faſste, der auf ſeiner Schulter ruhte. Er harrte bey dem Eingange des Schloſſes, als ob er neue Stärke ſammeln wollte; warf endlich ſeinen Sack

auf die unterſte Stufe der Treppe, die zur Thür hinauf leitete, und lieſs ſich ſelbſt mit vieler Beſchwerde auf derſelben nieder.

Dieſs alles bemerkte ein alter Diener des Grafen, der, um ſich die Zeit zu verkürzen, zum Fenſter hinaus ſah. Er machte ſeine Betrachtungen über den guten Greis, ſtellte ſich bey ſeinem Anblicke recht lebendig das Elend des Menſchen vor, der in ſeinen alten Tagen auf dem Bettelſtabe herum ziehen müſſe, und dieſer Gedanke griff ihm, weil er ſelbſt alt war, ſo heftig an das Herz, daſs er ſogleich nach der Vorrathskammer eilte, einen Becher mit Wein füllte, ſich mit Brot und Fleiſch verſah, und zu dem armen Wanderer hinunter flieg.

Der Greis gerieth vor Freuden auſser ſich über die unverhofft kommende Stärkung, die ihm gereicht wurde; dankbar begann er ſogleich ſein unglückliches

Schickfal zu berichten, bey deſſen Anhörung Chateaubriants gutherziger Knecht ſich nicht der Thränen enthalten konnte.

Das Elend des Alten beſtand in nichts geringerem, als in den Leiden, die jenen unglücklichen König betrafen, deſſen Jammer Shakespeare ſo meiſterhaft dargeſtellt hat.

Wäre dem gutem Diener dieſe uralte Sage, ſo wie dem groſsen engliſchen Dichter zu Ohren gekommen; er würde ſchwerlich geglaubt haben, daſs die Natur mehrere ſolche Ungeheuer zeugen könnte, als jene zwey Königstöchter waren. Dieſe Quelle war ihm aber fremd, und er wünſchte herzlich dem gemiſshandelten Greiſe, ſeine letzte Hoffnung, ſeine jüngere Tochter, die nicht mehr und nicht weniger, als ihre Pflicht zu erfüllen verſprach, auf das baldigſte zu erreichen.

Der Alte lächelte über den frommen

Wunſch, und fing nun an, indem er ſein Frühſtück verzehrte, das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu lenken: erkundigte ſich Anfangs obenhin nach dem Beſitzer dieſes Schloſſes, ging in ſeinen Fragen immer weiter und weiter; begehrte endlich zu wiſſen, warum die Gräfinn ihren Gemahl nicht nach der Reſidenz begleitet hätte, und gewann am Ende durch den warmen Antheil, den er an allen nahm, was ihm der Diener von ſeiner Herrſchaft kund that, ſo ſehr desſelben Zutrauen, daſs er eingeladen wurde, in das Schloſs zu kommen.

Der Greis lieſs ſich nicht lange hierzu nöthigen. Am Arme ſeines Wohlthäters ſchlich er in das Schloſs und in das Bedientenzimmer hinein. Die ſämmtliche Dienerſchaft verſammelte ſich um ihn. Er muſste die Erzählung ſeines ſeltſamen Unglücks von neuem beginnen. Alle empfanden inniges Mitleid mit ihm; und

der ſchlaue Alte wuſste ſich des erworbenen Zutrauens ſo wohl zu bedienen, daſs er in kurzer Zeit alles heraus hatte, was er zu wiſſen begehrte. Der einfältigſte von Chateaubriants Knechten, entdeckte ihm, als einem lebensſatten Greiſe, in deſſen Bruſt jedes Geheimniſs ſicher ruhe, daſs ſein Herr, der Graf, die junge Gemahlinn gar ſtrenge halte, ſie in ſeiner Abweſenheit verſchlieſse, und die Schlüſſel zu ihren Zimmern dem Schloſsverwalter zur Verwahrung übergebe, entdeckte, mit einem Worte, das ganze bisherige Geheimniſs, ſelbſt den Handel mit dem zerbrochenen Ringe nicht ausgenommen, der durch die Schwatzhaftigkeit der alten Keuſchheitswächterinn auf dem Schloſſe zu einer bekannten Sache geworden war.

Mehr verlangte der neue König Lear nicht zu wiſſen. Er verſpürte jetzt die heiſseſte Sehnſucht nach ſeiner verſtoſse-

nen jüngſten Tochter, ergriff ſeinen Stab, und wanderte rüſtig zur Pforte hinaus. Die Diener freuten ſich über ſeine geſammelte Stärke, und die traurige Mähr, die er ihnen berichtet hatte, kam, ſo lange ſie lebten, nicht aus ihrem Gedächtniſſe.

König Franz ergrimmte, da ihm ſein getreuer Bothſchafter das Geheimniſs hinterbrachte, das ihm auf dem Schloſſe des Grafen zu Theile ward. Einen ſolchen Tyrannen hatte der Monarch nicht in Chateaubriant vermuthet. Dieſe Entdeckung machte die Sache der Gräfinn zu ſeiner eigenen. Er war König, alſo auch Schützer der Unſchuld, und hielt nunmehr das für ſeine Schuldigkeit, was er vorhin bloſs zu ſeinem Vergnügen ins Werk richten wollte. Die unglückliche Françoiſe muſste aus der Gewalt ihres Wüthrichs von Gatten befreyet werden: wie aber dieſs zu vollführen, ob mit

Liſt oder Gewalt? dieſs war eine Frage, die den König noch einige Zeit beſchaftigte, eh' er an die Bewerkſtelligung ſeines gefaſsten Entſchluſſes dachte.

Der Tyrann eines liebenswürdigen Weibes verdiente zwar keine Schonung; aber dieſs Weib ſelbſt, ihr Ruf, ihre Familie und ſelbſt das edle Geſchlecht des Frevlers verdiente ſie. Dieſe Betrachtung behielt endlich die Oberhand. „Liſt gegen Liſt; ſo," ſprach der Monarch; „ſoll es ſeyn!" und ſogleich wurden die nothigen Anſtalten getroffen, den Grafen mit ſeiner eigenen Erfindung zu berücken.

Der vorhin erwähnte Kundſchafter übernahm auch dieſs Werk. Reichliche Belohnung vergröſserte ſeinen Eifer; und noch am Abende desſelben Tages überbrachte er dem Könige die Hälfte des goldenen Fingerreifes, die Chateaubriant in ſeiner Brieftaſche bey ſich führte. Noch dieſelbe Nacht wurde ein ähnlicher hal-

ber Ring von einem geſchickten Goldarbeiter verfertiget, und ehe noch der Graf ſeine Lagerſtätte verliefs, war ſchon die neue Arbeit in ſeiner Brieftaſche. Sein eigener Kammerdiener verrieth ihn für eine volle Börſe; entwendete liſtiger Weiſe das edle Kleinod, und ſpielte das nachgemachte an deſſen Stelle.

Franz begann nun ſogleich an der Befreyung des unglücklichen Eheweibes zu arbeiten. Kaum war Chateaubriant angekleidet, als er beordert wurde, vor Seiner Majeſtät zu erſcheinen.

Der Graf vermuthete nichts weniger, als dafs jetzt die Reihe an ihm ſey, betrogen zu werden; ſondern glaubte, der Bothe mit dem Antwortſchreiben ſeiner folgſamen Gattinn würde angekommen, und der König nach dem Inhalte deſſelben begierig ſeyn. Schon machte er ſich deſshalb bereit, bey Eröffnung des Briefes troſtlos zu ſcheinen, dem Monarchen ei-

nen Fußfall zu thun, und ihm flehentlich zu bitten, den Ungehorsam seiner kranken Gemahlinn nicht mit verdienter Schärfe zu rügen, und weder sie noch ihn durch Entziehung seiner Gnade unglücklich zu machen.

Aber wie erstaunte der schlaue Graf, als er beym Eintritte in das königliche Gemach den Monarchen mit ernster Miene, einen schon erbrochenen Brief in der Hand, auf sich zukommen sah. Wie versteinert blieb er bey der Thüre stehen, und Franz hob also zu reden an:

„Chateaubriant, ich bin sehr unzufrieden mit eurer Gemahlinn; aber noch weit unzufriedner mit euch. Mein Argwohn wird hinlänglich durch diesen Brief gerechtfertiget. So kann kein Weib in der Blüthe ihrer Jahre schreiben, der nicht ein Tyrann zum Gatten wurde.

Der König schwieg. Chateaubriant erbebte, suchte sich zu sammeln, und fing

an, ſo gut er es in der Angſt vermochte, ſeine einſtudierte Rolle zu ſpielen, aber der Monarch blickte mit Verachtung auf ihn.

„Graf!" ſprach er, „ich thue mehr, als ich ſollte, wenn ich euch noch ein Mahl bitte, an eure Gemahlinn zu ſchreiben. Setzt euch, und nehmt Papier und Feder zur Hand."

Zitternd gehorchte Chateaubriant, und der König dictirte ihm folgenden Brief.

„Theure Gemahlinn!"

Ihre Weigerung, an dem Hofe zu erſcheinen, hat den Monarchen äuſserſt erzürnt. Er hat mir aufgegeben, Ihnen in ſeinem Nahmen anzudeuten, daſs er bey Verluſt ſeiner Gnade auf Ihre Ankunft in Paris beſteht. Ich ſelbſt wünſche jetzt Ihre Gegenwart von Herzen, und werde es für ein Zeichen ihrer wahren Liebe halten, wenn Sie, ſo bald, als möglich, Ihre Reiſe hierher antreten."

Der König empfing diesen Brief aus des Grafen Händen, las ihn aufmerksam durch, und entliefs sodann den Gepeinigten mit einer huldreichern Miene, als er bey Anfange dieser Unterredung angenommen hatte.

Chateaubriant eilte behend nach seiner Wohnung, durchdachte hier genau, was er bey dieser neuen Gefahr, sein Alles zu verlieren, zu befürchten hätte, und fand bald zu seinem Troste, dafs die bisherige Sicherheit nicht vergeringert sey.

Der halbe Ring in seiner Brieftasche war noch vorhanden; wie konnte er also vermuthen, den Gegenstand seiner Sorgen in der Hauptstadt zu sehen. Indefs aber der eifersüchtige Ehemann die Feinheit der List, die ihn seit Jahren vor so grofsem Unglücke verwahret hatte, bewunderte; indefs er sich fest vornahm, so bald das neue abschlägliche Schreiben

seiner Gemahlinn angekommen seyn würde, sogleich auf seine immerwährende Zurückziehung vom Hofe bedacht zu seyn; indeſs frohlockten seine Feinde, an deren Spitze der König stand, nicht minder, endlich nun bald das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben.

Ein Eilbothe jagte sonder Rast nach dem Schlosse des Grafen, und trug das wahre Pfand der eingebildeten Sicherheit in seinem Busen. Er kam an, überreichte das Handschreiben dem getreuen Schlosverwalter, und dieser ging sogleich damit nach dem Gefängnisse der Gräfinn.

Unbeschreiblich ist die Angst, die die Bothschaft der Freyheit in der Seele des guten, verblendeten Weibes bewirkte. Mehr als zehn Mahl wurde ihre Ringeshälfte mit der erhaltenen zusammengepasst; und ungeachtet sie selbst der treue Diener versicherte, dass es leider nur allzu gewiss sey, dass die zerbrochenen

Stücke zu einander gehörten; ſo konnte ſie doch lange Zeit das Daſeyn des Augenblicks nicht begreifen, worvor ihr Gemahl von je her gezittert hatte, Seine letzten Worte, die der Graf blofs zu Betheurung ſeiner wenigen Beſorgniſs hinzu fügte, die Worte — Ich müſste in Lebensgefahr ſeyn, wenn Sie dieſs Zeichen erhalten ſollten — dieſe ſchwebten jetzt mit allen ihren Schrecken aufs neue in der Gräfinn Gedächtniſs, und ihre Knie wankten, und ſie kam der Ohnmacht nahe.

Doch die Zeit war koſtbar, man muſste ſich entſchlieſsen. Schmerzlich war des armen Weibes Abſchied von ihrem bisherigen Zeitvertreibe, von ihrer einzigen Freude, von ihrer geliebten Tochter. Das ganze mütterliche Gefühl regte ſich in ihr, als ſie jetzt das noch nicht dreyjährige Kind an ihren Buſen preſste. Eine ſchauerliche Ahndung durchbebte ſie; die

Küſſe, die ſie auf ihrer Marie Mund drückte, däuchten ihr die letzten zu ſeyn. Schweres Herzens beſtieg ſie den Wagen. Allen Bedienten, ihr ſelbſt rannen die Thränen an der bleichen Wange herab. „Nie! nie!" rief ſie auſser ſich, „ſehe ich dieſes Schloſs wieder!"

Die freye, heitere Luft, die reizenden Ausſichten, die ungewohnte Bewegung — alles dieſs ſtimmte endlich wieder die Empfindung der Gräfinn fröhlicher. Die alte Kammerfrau, die ſie begleitete, merkte deutlich, daſs die Verwaltung ihres Amtes nunmehr zu Ende ginge, und ſuchte alles Mögliche hervor, ſich bey ihrer Gebietherinn noch recht beliebt zu machen. Ihr Beſtreben gelang. Die Gräfinn wurde durch ihren Zuſpruch und ihre Vorſpiegelungen von den bevorſtehenden glücklichen Zeiten nicht nur froheres Sinnes, ſondern verſprach ihr auch, ſie, ſo lange ſie lebte, nicht von ihrer Seite

zu lassen: ein Versprechen, welches Françoise auch hielt. Die Alte starb bey ihr wenige Jahre nachher.

Überaus groß war der Reisenden Entzücken bey dem Anblicke von Paris. Ihre Besorgniß, ihr Gemahl und selbst ihre Liebe für ihn waren vergessen; und da sie nun am Hofe erschien, und alles wie versteinert, nach ihr hin starrte, und alles, außer sich vor Bewunderung, rief: „Wie schön ist sie!" da kam die längst genährte Eitelkeit, und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie glücklich bist du!"

Ein sorgloser Wanderer erschrickt nicht heftiger, wenn bey heiterem Himmel plötzlich ein grauser Donnerschlag über seinem Haupte tönt, als unser eifersüchtiger Ehemann erschrak, da er an den Hof kam, und seine Gemahlinn zur Rechten des Königs erblickte. Ohne den Eindruck zu bemerken, den seine reizende Gattinn bereits auf den feurigen Monar-

chen bewirkt hatte; ohne der Gluth in Franzens Auge zu gewahren, die frey geſtand: ich habe den Gegenſtand, der mir fehlte, gefunden; ohne das ſpöttelnde Gelächter und Gezifchel des verſammelten Hofes zu vernehmen, ſtand er ſchon blofs durch den Gedanken: dein Weib iſt hier! aller Faſſung beraubt da.

Der entzückte Monarch entdeckte lange Zeit ſeine Gegenwart nicht. Ihn beſchäftigte jetzt einzig das holde Geſchöpf, das alles, was er von Vollkommenheit geträumt hatte, weit übertraf; ihn labte jedes Wort, das aus Françoiſens Munde flofs, und Stunden lang hätte Chateaubriant noch unbemerkt ſtehen können, wäre er von ſeiner Gattinn nicht erblickt worden.

Die Gräfinn verliefs ihren Sitz, ſo bald ſie unter dem Gedränge der Gaffer ihren Mann anſichtig ward. Mit freudiger, unſchuldvoller Miene eilte ſie auf

ihn zu, und bebte zurück, da ſie ihn mit knirſchenden Zähnen, mit geballter Fauſt, ein Bild der ſchrecklichſten Verzweiflung, vor ſich ſah. Der König näherte ſich auch.

„Graf!" ſprach er mit Herablaſſung, „ich verzeihe euch, daſs ihr mich ſo lange des Vergnügens beraubtet, die ſchönſte Dame meines Reiches kennen zu lernen. Folget meinem Beyſpiele. Auch ihr habt zu verzeihen; aber keinem Andern als mir. Geht mit eurer edlen Gemahlinn in dieſs Seitengemach, und unterrichtet euch von der Wahrheit deſs, was ich euch geſagt habe."

Chateaubriant gehorchte; ſchüchtern und ungewiſs folgte ihm ſeine Gattinn.

„Nun?" begann der verzweifelnde eiferſüchtige bitter lächelnd, „nun, ſchöne Gräfinn, was haben Sie mir noch zu ſagen? Ihre Zuſage iſt trefflich erfüllt!" —

„Wie?" erwiederte Françoiſe verwundert, „habe ich nicht redlich mein Verſprechen gehalten? habe ich mich nicht ſogleich, als ich den andern Theil des Ringes empfing, auf den Weg nach Paris begeben?"

Der Graf hielt dieſe Rede für Spott. Bis zur Raſerey gebracht, ſtampfte er mit dem Fuſse, und eilte, das Zimmer zu verlaſſen; aber die Gräfinn folgte ihm, langte den Brief ſammt den beyden Theilen des Ringes hervor, und rief, indem ſie ihn dem zornigen Gemahle darboth, „hier ſehen Sie ſelbſt, ob ich anders handeln konnte. Die Stücke paſſen an einander; es iſt Ihr zerbrochener Ring."

Schrecklich war bisher des gefolterten Eiferſüchtigen Lage geweſen, aber bey dieſer Entdeckung wurde ſie noch ſchrecklicher.

„Ha!" rief er, da ſeine Wuth ihm Worte erlaubte, „ha, ſo iſt denn dieſe Stunde ganz beſtimmt, mich zu vernichten!

Verfluchte Liſt, die mich ſo ſicher machte! verfluchter Eigendünkel, der mich zu Grunde richtete! unwiederbringlich iſt meine Ehre verloren. Ein Geſpött des Hofes, der Stadt, der ganzen Welt! — O, ich muſs fort, fort, und meine Schande verbergen!"

Flehend eilte das zitternde Weib ihrem Gatten nach, der nunmehr zur Thür hinaus ſtürmte; aber er ſtieſs ſie zurück, und König Franz kam mit ſeinem Hofſtaat eben zu Hülfe, als ſie ihm weiter nach, als ſie das Zimmer verlaſſen wollte. Man tröſtete ſie, man verſicherte ſie, daſs ſich der Unmuth ihres Gemahls legen würde: und der Monarch entwarf auf der Stelle den Plan, ihn zu einer der höchſten Ehrenſtellen zu erheben.

Er gab ſogleich Befehl, den Grafen aufzuſuchen, zu beſänftigen, und zurück zu bringen; aber die Mühe der Höflinge, die dieſe Ordre vollziehen ſollten,

war vergeblich. Der wüthende Eiferſüchtige lachte ihnen ins Geſicht; ſchalt auf ſie und ihren König, und eilte, ſo ſchnell er nur vermochte, ſeinem einſamen Schloſſe zu. Hier gewahrte er erſt des groſsen Verluſtes, den er gelitten hatte. Jeder Gegenſtand mahnte ihn an verfloſſene Glückſeligkeit. Tauſend Mahl bereute er ſeine allzu groſse Hitze; tauſend Mahl peinigte er ſich mit der Vorſtellung: du hätteſt erwarten ſollen, was des Königs eigentliche Abſicht bey dieſer deiner Täuſchung war; aber jetzt hatte er bereits mit dem Hofe und ſeiner Gemahlinn gebrochen, und hielt es bey ſeinen ſtrengen Grundſätzen von Ehre für die groſste Schmach, ſelbſt den glänzenden Vorſchlägen Gehör zu geben, die, ſeiner unbeſonnenen Wuth ungeachtet, von Seite des Monarchen noch an ihn gethan wurden. Halsſtarrig ſchlug er unaufhörlich auch das Anerbiethen der Gräfinn

zur Verſöhnung aus, bis er endlich mit Schrecken bemerkte, daſs es zu ſpät, daſs ſeine Gemahlinn verloren ſey.

Es iſt wahr, man konnte nichts Schöneres ſehen, als die zwanzigjährige Gattinn des Grafen Chateaubriant. Ihre Reize waren durch den faſt immerwährenden Aufenthalt im Zimmer bewahret und erhöhet worden. Die Feinheit und Weiſe ihrer Haut hatte gewonnen, indeſs die ſtille Einſamkeit ihrem groſsen blauen Auge etwas Schmachtendes mittheilte, das um deſto mehr anzog, da man von den Leiden ihrer Jugend, von ihrem ſtrengen fünfjährigen Gefängniſſe unterrichtet war. Derſelbe Zauber, der im Auge lag, verbreitete ſich über alle Züge ihres Geſichts, über ihren ganzen, edelgeformten Körper; und ſo wurde die Gröſse ihrer Schönheit zweyfach vermehrt, ſo reizte das holde Weib nicht nur, ſie rührte.

Wer mag es alſo dem Manne verden-

ken, deſſen Wünſche von jeher als Befehle galten, wer mag es dem feurigen Franz verargen, daſs er nicht ſtark genug war, zu entſagen, wo er genieſsen konnte, wo er gleichſam zu dieſem Genuſse berechtiget wurde, da er die Unſchuld aus den Händen ihres Peinigers rettete, da ſelbſt dieſer Peiniger die Unſchuld verlieſs, und auf keine Weiſe zur Verſöhnung mit ihr zu bewegen war.

Ich will dem Monarchen wegen dem, was nun folgt, nicht gänzlich entſchuldigen; aber der Erzähler, deſſen Hauptabſicht zu intereſſiren iſt, muſs, ſo viel, als möglich, das gehäſſige Licht abzuwenden ſtreben, worin ſeine Helden erſcheinen könnten.

Der Hang zur Eitelkeit, der von Jugend auf in Françoiſens Herz gelegt, der ſelbſt anfänglich in ihrer Einſamkeit ſo mächtig unterhalten wurde, wuchs binnen kurzer Zeit in ſeinem Elemente, am

Hofe, bis zur Leidenſchaft. Als Favoritinn des Monarches konnte es der Gräfinn nicht fehlen, daſs ihr bald die Rechte der erſten Dame eingeräumt wurden. Jeder mühte ſich, ihr zu gefallen; in jedem Auge las ſie jetzt, was ihr ſonſt unvollkommen der Spiegel zurief, und der edelgebildete, huldreiche König hielt es für ſeine Pflicht, für ſein eigenes Vergnügen, ihr dieſe ſtumme Sprache unaufhörlich zu verdollmetſchen.

So erhob ſich allmählig in dem Herzen der Gräfinn Stolz und Herrſchſucht. Bald fand ſie unbegreiflich, daſs ein Landedelmann es wagen durfte, ſolch' einem Geſchöpfe, wie ſie war, ſeine Hand anzutragen; fand es für mehr, als Frevel, eine Schönheit, wie ſie, fünf Jahre lang einzukerkern, und hielt es für eine groſse Gnade des Monarchen, daſs er den Miſſethäter, der dieſes Verbrechen beging, nicht mit möglichſter

Schärfe beſtrafte. Dieſe Betrachtung, die ihrem noch ungebildeten Verſtande unzubezweifelnde Wahrheit zu ſeyn ſchien, wurde bey dem leiſeſten Winke von jedem Höflinge, und ſelbſt von dem Könige beſtätiget.

Mit innigſter Verachtung ſprach man von ihrem Gemahl, ermunterte ſie zu noch gröſserem Haſſe gegen denſelben, und machte es ihr zur Pflicht, gegen den, der ihr die Freyheit wieder gab, als gegen den Schöpfer ihres Glücks, dankbar zu ſeyn.

Die gute Gräfinn glaubte aufs Wort, was man ihr ſagte, und ſchloſs ſich immer feſter und feſter an ihren Retter. Diejenigen, die ſie vor dem Labyrinthe warnen ſollten, worein ihr Fuſs zu wandern bereit ſtand, ihre Ältern, ihre Geſchwiſter, ſchwiegen aus allzu groſser Nachſicht, vielleicht ihres eigenen Vortheils halber: denn die Geſchichte berichtet:

zwey Brüder der ſchönen Françoiſe de Foix wurden zu Marſchällen erhoben: kurz, König Franz ward Sieger, ſo bald er es im Ernſte zu ſeyn verlangte.

Die Gräfinn begann nun ein Leben, das glücklich genannt zu werden verdiente, wäre ſeine Dauer gegründet geweſen. Ihr königlicher Liebhaber hielt es für ſeine ſüſeſte Beſchäftigung, ihre mindeſte Neigung zu erſpähen, und ohne Zeitverluſt zu befriedigen. Der ganze Hof folgte dem Beyſpiele des Monarchen. Es ſchien kein König mehr, nur eine Königinn zu ſeyn.

Indeſs war auch ſelbſt in dieſen glücklichen Tagen ein Kummer vorhanden, der in einſamen Stunden, die bey aller ihrer Liebe zur Eitelkeit die Gräfinn dennoch zuweilen gefliſſentlich ſuchte, ihre Seele mit Betrübniſs erfüllte. Françoiſe war Mutter, und muſste ihre geliebte Marie entbehren. Der erzürnte Gemahl,

verſagte ihr, alles Flehens ungeachtet, die Freude, ihres Lieblings länger zu pflegen, und erzog das Kind auf ſeinem eigenen Schloſſe. Zwar genoſs in der Folge ihr zärtliches Herz noch der Wonne, von einer zweyten liebenswürdigen Tochter ſich Mutter nennen zu hören; aber ſelbſt dieſer neue Gewinn vermochte ſie nicht gänzlich für den erlittenen Verluſt zu entſchädigen.

Zehn Jahre gingen im Wohlleben dahin. König Franz entdeckte Anfangs mit jedem Tage neue, bewundernswürdige Eigenſchaften an ſeiner Geliebten, und ob er gleich weiterhin zuweilen auf Abwege gerieth, ſo kehrte er doch ſtets, der ergebenſte, zärtlichſte Liebhaber, zu ſeiner theuern Françoiſe zurück.

Alle Liſt, alle Cabale, die von den neidiſchen Damen des Hofes angewendet wurde, der Gräfinn zu ſchaden, prallte wie Hagel vom Felſen zurück, und ver-

darb oft seinen eigenen Erfinder. Nichts konnte der Glücklichen die Liebe des Königs entreißen. Sie schien den Monarchen auf immer gefesselt zu haben, und man wurde endlich müde, nach dem Falle einer Person zu streben, die mit einem Winke, jeden, der dieses kühne Wagstück unternahm, zu vernichten fähig war. Doch das Schicksal kehrte sich nicht an die Macht, die unsere Gräfinn über Franz besaß; es untergrub des Königs eigene Ruhe, und so sank seine stolze Gebietherinn von selbst dahin.

Im Jahre 1525 erscholl die Trompete des Krieges, und Franz rüstete sich zu einem Feldzuge nach Italien. Ach! es war ein trauriger Augenblick, als er seine holde Françoise das letzte Mahl umarmte. „Gehab Dich wohl!" sprach er. „Schutzt mich die Liebe; so kehre ich bald wieder. Ich streite für Dich, Theure. In deinem Nahmen dringe ich in den

Feind; Dein Bild soll mir Muth geben; von Deiner Hand will ich mit dem Lorberkranze geschmükt werden.

Françoise hatte nicht den Muth, der ihren königlichen Geliebten begeisterte. Bange Ahndungen durchschauerten ihre Seele, wie damahls, da sie das Schloss ihres Gemahls verliess, wie damahls, da sie auf den Mund ihrer Marie, die letzten Küsse drückte.

„Nimmer, nimmer sehe ich euch wieder!" stammelte sie schluchzend; „des Feindes Schwert wird euch hinweg raffen, und jammervoll wird das Loos meiner Zukunft seyn."

Sie sang ihren Schwanengesang, die gute Françoise. Nie sah sie ihren Geliebten wieder, und mehr als jammervoll war das Loos ihrer Zukunft.

Der Zug ging fort. Franz kämpfte mit Unglück, und ward noch dasselbe Jahr in einer Schlacht bey Pavia gefangen.

Man führte ihn nach Madrit, und die Nachricht von dieſer Schmach erfüllte ganz Paris mit Entſetzen. Von der Stunde an, da dieſe Bothſchaft ankam, war für Françoiſe kein froher Augenblick in der Welt mehr. Man ſchrie laut gegen ſie auf, zeihte ſie, den König zur Sünde, zum Ehebruche verleitet, und dadurch über ihn, über ſein Heer und über ſein ganzes Land Verderben gerufen zu haben. Alle ihre niedergeſchmetterten Verfolger erhoben ſich jetzt mit deſto ſtärkerem Muthe, mit deſto gröſserer Grauſamkeit. Für ſie war keine Zuflucht mehr. Die Wenigen, die ſie noch gern geſchützt hätten, vermochten nichts gegen die Menge; zumahl da ſich die Königinn Mutter Louiſe von Savoyen zum Oberhaupte der Verſchwörung gegen die unglückliche Gräfinn aufwarf. Bis zur äuſſerſten Erniedrigung gebracht, ergriff ſie endlich einen Rath, den ihr Verzweif-

lung eingab, und der das Mafs ihres Elends vollkommen machte.

Françoiſe ſchrieb an ihren Gemahl, den Grafen von Chateaubriant, ſtellte ihm lebhaft ihren Jammer vor, und flehte ihn um Rettung, um Verſöhnung an. Der Stolze ſtaunte, als er dieſen Brief erhielt; aber ſein Staunen verlor ſich plötzlich in Freude; denn nun war die Stunde gekommen, wo er Rache zu nehmen vermochte; Rache für die Schande, die man ihm anthat, Rache für ſeinen Gram, ſeine Leiden, Rache an dem Gegenſtande und durch dieſen auch an dem Urheber derſelben.

Er ſchrieb ſogleich einen Brief, worin er den Grofsmuthigen ſpielte, ſchrieb von Verzeihung unter dem Bedinge der Beſſerung, und lockte ſo die arme Verfolgte in ihr ehemahliges Gefängnifs nach ſeinem Schloſſe zurück.

Die Gräfinn kam an. Bleich ſah ihre

Wange, angſtvoll blickte ihr Auge; wenig Spur von ihrem vorigen groſsem Reize war noch zu entdecken. Ihre jetzt ſiebenjährige Tochter begleitete ſie. So bald ſie ihren Gemahl anſichtig ward, der ihr ſchadenfroh bis an die Schloſspforte entgegen eilte, ſank ſie auf ihre Knie, hob flehend ihre gerungenen Hände empor, und rief weinend und in gebrochenen Tönen: „Vergebung!" Aber alles dieſs war nicht fähig, den Wüthrich zu rühren. Ohne ſie zu begrüſsen, ohne ein Wort zu ſprechen, ergriff er ihre Hand, und leitete ſie bis an die Thür des ihr wohl bekannten Kerkers.

Alle Zimmer waren noch ſo, wie ſie Françoiſe vor zehn Jahren verlieſs; und ſchmerzhafte Empfindungen durchdrangen bey dieſem Anblicke ihre Seele; nur das äuſserſte Gemach, ſonſt ihr Schlafcabinett, war anders, war gräſslicher. Die Flügel rauſchten aus einander, und

dem Auge der Gräfinn zeigte sich ein Ort, der zu einem Leichenbegängnisse bestimmt zu seyn schien. Rings umher verhüllten schwarze Tücher die Wände, auch der Boden und die Decke waren damit belegt. Aus der Mitte der letztern hing eine Lampe herab, die mit bleichem, todtenähnlichen Schimmer die ohne dieß schon grausende Stätte erhellte. Alle Meublen waren schwarz bekleidet. Eine Gruft sieht nicht gräulicher, als dieser Aufenthalt. Kaltes Beben durchzitterte der Unglücklichen Gebein; sie blickte mit forschender Angst nach ihrem Gemahle, der sich mit Wollust an ihrem Schrecken weidete.

„Hier in diesem engen Bezirke," hob endlich der Grausame spottend an, „hier sollen Sie weilen, Madame, bis Ihr königlicher Geliebter Sie aufs neue befreyt!" und mit teuflischem Hohngelächter stieß er die Verlassne sammt ihrer Tochter in

das schauerliche Gemach hinein, und verwahrte fest die Thür desselben.

Sechs Monathe lang brachte die Unglückliche in der härtesten Gefangenschaft hin. Ihre Kost war kärglich; oft als sie dieselbe mit ihren Thränen benetzt. Gram und Kummer verstatteten ihr keinen heiteren Augenblick; kein sanfter Schlaf erquickte sie. Ihre einzige Hoffnung war der Tod; und auch diese einzige Hoffnung wurde schrecklich durch den Anblick ihres siebenjährigen Kindes verbittert. Mehr, als zehn Mahl liefs sie den Grafen anflehen, ihr nur auf eine Stunde den Zuspruch ihrer ältern Tochter zu vergönnen; aber der harte Mann war nicht dazu zu bringen. Wohlbedachtsam hatte er jenes Mädchen noch vor der Ankunft ihrer Mutter von seinem Schlosse entfernt, und liefs jedes Mahl, auf die ergangene Bitte seiner Gattinn vermelden, dafs sie nicht würdig sey, seine leibliche

Tochter zu ſehen, und daſs ihr wohl ohne dieſs die Geſellſchaft des königlichen Baſtarts angenehmer ſeyn würde.

Die Dulderinn litt indeſs bey allem dieſen Jammer ſtandhaft: und wollte die Verzweiflung ſie übermannen, ſo tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken, daſs ihre Leiden nicht höher ſteigen, daſs ſie endlich doch ein Ende gewinnen müſsten. Dieſes Ende nahete ſich nunmehr. Man hoffte in der Reſidenz, bald den König wieder zu ſehen, und Chateaubriant ſäumte nicht länger, ſein grauſames Werk zu krönen.

Eines Morgens, da ſeine unglückliche Gemahlinn ſo eben ihr von Thränen naſſes Lager verlaſſen hatte, trat er plötzlich in ihr Gefängniſs. Es war das erſte Mahl, daſs er ſie ſeit ihrer Einkerkerung beſuchte; und das arme Weib zitterte, wie die Unſchuld beym Anblicke des ungerechten, erbitterten Richters. Wild und grimmig trat der Graf herein;

Rache und Blutdurſt ſprachen aus ſeiner Miene, und aus ſeinen funkelnden Augen ſprühte deutlich die Verſicherung, daſs er bereit ſey, ſeinen tollen Muth zu kühlen, und das Schlachtopfer ſeiner Unmenſchlichkeit zu vollziehen. Hinter ihm kamen mit ſchauerlichem Ernſte zwey unbekannte Männer herein getreten, und dieſen folgten einige Bedienten mit Becken und anderen Geſchirren. Die Gräfinn harrte, wie in Stein verwandelt, was da beginnen ſollte. Der Zug ſtellte ſich indeſs in Ordnung, und Chateaubriant verſchloſs ſorgfältig die Thür.

„Nun," begann er endlich mit einer Stimme, die nahen Tod verkündigte, „nun, treuloſe Buhlerinn! die Zeit iſt nahe, wo dein königlicher Liebhaber zurück kommen wird; aber hoffe nicht, daſs es ihm gelingen werde, deine Freyheit zu erringen! die Stunde der Rache iſt da! bereite dich! du muſst ſterben!"

Der Gedanke an Tod und Sterben war ſchon längſt der Gräfinn geläufig worden. Oft hatte ſie darüber nachgedacht, wie leicht es ihr werden würde, den Tod zu leiden; aber die unvermuthete Nachricht von dieſem ſo nahen Bothen der ewigen Ruhe erfüllte ſie dennoch mit gräſslicher Angſt.

„Sterben? Sterben?" — jammerte ſie laut, und ſank dem Barbaren von Gemahl zu Füſsen.

„Sterben? Sterben?" — jammerte das ſchuldloſe, unerzogne Kind, das ſo eben durch den Eintritt des Grafen und ſeiner Henker aus einem ſanften Schlummer erwecket wurde.

„Ha! biſt du auch da, verfluchte Brut!" brüllte der Wüthrich, und befahl das weinende Mädchen aus dem Zimmer zu werfen. Vergebens flehte die Gräfinn, vergebens ſchrie und bath das Kind, es mit ſeiner Mutter ſterben zu laſſen. Es wurde hinaus

geſchleppt, und der zärtlichen Mutter auch der letzte Abſchied von ihm verweigert.

Jetzt ward ſogleich zu dem ſataniſchen Werke geſchritten. Die fremden Männer waren Wundärzte. Man riſs das Obergewand von der Unglücklichen Leibe, entblöſste ihre Arme und Füſse, und die ſcharf geſchliffenen Lanzetten durchſchnitten eine Ader nach der andern. Gleich einer Quelle rieſelte das roſenfarbne Blut an den weiſsen, marmornen Gliedern herab. Kurze Zeit, und das Haupt der Märterinn ſank, ihr Auge ſchloſs ſich, und ihr Athem verlor ſich.

Bis hierher hatte das Scheuſal von Menſchen, hatte der Henker ſeiner Gattinn mit kaltem Ernſte dem Jammerſchauſpiele zugeſehen. Jetzt, da die Bruſt der bald ausgebluteten Unſchuld ſich matter und matter hob, jetzt, da ſich ihr Haupt tiefer und tiefer neigte; jetzt faſste ihn plötzlich Grauen und Entſetzen. Fürchterlich

loderte die Flamme der Hölle, die Qual des Gewiſſens, in ſeiner Bruſt auf. Angſtvoll wendete er den Blick, verhüllte das Haupt, und floh, von ſeinem böſen Geiſte verfolgt, hinaus in die Wüſte, wo Körper und Seele der raſtloſen Pein erlag, und ſeine Beſinnung in Nichts ſich verlor.

Der Unmenſch ſammelte ſich wieder, aber bloſs um ein längeres Gericht zu erdulden. Seine Ruhe war auf immer dahin. Und ob er gleich wieder nach einiger Zeit in ſein Vaterland, woraus er nach dem verübten Morde floh, zurück berufen wurde, und auf Montmorency's Fürſprache völlige Vergebung erhielt, ſo kehrte doch nie wieder Friede in ſeine Seele zurück, und ſeine letzte Stunde war furchtbar, wie die letzte Stunde des Sünders, den, ehe er noch vor den Stuhl des ewigen Richters tritt, ſein eigenes Gewiſſen verdammt.

Die

Kryſtallſcherinn.

Eine

Zaubergeſchichte.

Irmgard — die getreue Irmgard fafs in der Laube im kleinen Gärtchen. Der Mond fchimmerte traurig hinter düfterem Gewölke hervor, und warf einen matten Strahl auf die bleiche Wange der bekümmerten Dirne. Ein Thränchen nach dem andern entflofs ihrem gebrochenen Auge; ein Seufzer nach dem andern entfloh ihrer beklommenen Bruft; reichlicher rannen endlich die Thränen; lauter hallten die Seufzer; freyer und freyer ward es der Trofllofen um das Herz; ihr Gefühl löfete fich endlich in Gedanken auf, und bald ergofs der Mund ihren Schmerz alfo:

„Albert — Albert! mir ſo theuer vor allen! — Albert! Albert! Trauter, Geliebter! wo weileſt du? — Ach, ſicher ſchon lange — ſchon lange ein Raub des Todes — des ſchrecklichſten, furchtbarſten Todes! — Ha, ich ſehe dich! — dort — dort kämpfeſt du mit den Wellen! — dort — dort öffnet ſich das Grab! — Nimm ſie mit dir — nimm ſie mit dir, deine getreue Irmgard! — Ach, ohne Albert — ohne dich, Vermählter meiner Seele, wie mag da Irmgard dauern — leben — Freude faſſen! — Er hört nicht — Er hört nicht den Ruf ſeiner Braut; — hört nicht das Jammergeſchrey ſeiner Verlaſſenen; — ſieht nicht ihre Angſt! — ihre Verzweiflung — Nun wohl dann! hinweg von der Welt — hinweg von dem Orte des Elends! ihm nach! zu ihm — zu ihm, dem Treuloſen! zu ihm, dem Verräther! — O nein, nein! zu ihm, dem Geliebten — Verlobten — Getreuen!"—

Irmgard erhob ſich, ſtreckte verlangend ihre Arme aus, und ſank wieder faſſungslos auf ihre Moosbank zurück.

Indeſs hatte ſich Clärchen, Irmgards Geſpielinn und Freundinn durch das Hinterpförtchen in den Garten geſchlichen, hatte die letzte Hälfte von dem Selbſtgeſpräche der jammernden Braut vernommen, und trat nun hervor, mit ſüſsem Troſte das Herz der Leidenden zu erquicken; aber all ihr Beſtreben, alle ihre ſüſsen, koſenden Worte fruchteten nichts. Irmgard wähnte, Eigennutz leite ihre Freundinn; Irmgard wähnte, das Glück ihres Bruders läge Clärchen am Herzen: und deſshalb verwarf ſie ihren Troſt, deſshalb hörte ſie nicht auf ihr Flehen, deſshalb bath ſie endlich ſo gar die Tröſterinn, zu ſchweigen.

Clärchen gehorchte: ſie ſchwieg; aber ihr Schweigen war beredter, als all ihr bisheriges Sprechen. Das gute Kind ver-

mochte die Pein nicht zu ertragen, von der, die ſie ſo zärtlich liebte, von ihrer wärmſten Freundinn verkannt zu ſeyn; der Schmerz brach ihr das Herz; ein Thränenſtrom floſs ihre Wangen herab, und die gutherzige Irmgard ſchloſs die Gekränkte in ihre Arme, preſste ſie an ihre Bruſt, und flehte unter den innigſten Küſſen um Vergebung.

„Freundinn!" begann Clärchen aufs neue, „du dauerſt mich herzlich; ich liebe meinen Bruder; doch, fürchte ich, werde ich ihn noch haſſen müſſen, da er meine Vertraute, da er meine liebe Irmgard unglücklich machen will; aber ſollte denn kein Ausweg — ſollte denn? — doch nein, nein! du wirſt, du kannſt nicht aufhören, Albert zu lieben, und gewiſs — gewiſs lebt er noch, und wird kommen, ſeine Irmgard vor das Altar zu führen."

„Du ſchwärmſt, Schweſter! Mein Al-

bett iſt todt; das Meer verſchlang ihn, und ich bin grenzenlos elend!"

„Ja, Traute, das biſt du; aber nur ſo lange, als du in Ungewiſsheit ſchwebeſt."

„Ich zweifle an Alberts Tode; wie mancher ging nicht ſchon zur See, gab Jahre lang keine Nachricht von ſich, wurde von Freunden und Verwandten als verloren betrauert, und erſchien dann erſt mit Schätzen beladen, wenn er ſchon lange vergeſſen war; auch dein Albert, auch er kann" —

„Schweſter — Schweſter! um Gottes willen ſchone meiner! Täuſche mich nicht mit eitlen Hoffnungen; zerreiſse nicht mein Herz mit Vorſtellungen von Seligkeit, die ich nicht faſſen darf, da ſchon in acht Tagen" —

„Und ſollte morgen dein Hochzeittag ſeyn; das ſollte dich nicht hindern, in neuer Hoffnung aufzuleben; dieſe Ge-

wiſsbeit, wonach ich mit dir zugleich ſchmachte, ſollteſt du, erforderte es die Noth, heute noch haben!" —

„Heute noch? — Clara, wo biſt du? dein Mitleid verblendet dir die Sinne!"

„Nicht alſo, Schweſter! ich liebe dich, und Liebe — o die vermag ja alles! Höre meinen Vorſchlag; gefällt er dir, ſo gehe das Werk morgen ſchon vor ſich; gefällt er dir nicht; — je nun, da wollen wir ſehen, wie dir auf andere Art Hülfe zu ſchaffen iſt."

„Ich will alles, was du willſt; ſprich, liebe Clara! — ſprich!"

Clara ſann noch ein Weilchen nach, rückte dann näher zu ihrer Freundinn, und fuhr geheimnisvoll fort:

„Irmgard, iſt dir die weiſe Frau im nächſten Dorfe bekannt?"

Irmgard ſtaunte. — „Wohl," erwiederte ſie, „habe ich mancherley von ihr gehört; aber ſollte ihre Kunſt gegründet ſeyn?"

„Daran zweifelt in unſerm ganzen Städtchen keine Seele mehr. Kaum iſt dieſem, oder jenem etwas verloren gegangen, gleich wird nach der Mutter Elſe geſchickt, und noch niemahl hat es ſich getroffen, daſs ſie den Dieb nicht heraus gebracht hätte."

„Das iſt viel; aber mein Vater" —

„Dein Vater iſt ein guter Mann; aber in dieſem Stück — doch du wirſt wohl wiſſen, was unſere Geiſtlichkeit von ihm hält; er denkt in manchem freyer, als er ſollte, und als es einem guten Chriſten geziemt. Du muſst ihm daher von unſerem Vorhaben nicht das mindeſte entdecken; morgen, begibt ſich mein Bruder noch vor Mitternacht auf den Anſtand; meine Mutter geht immer zeitig zu Bette; durch einen getreuen Jägerburſchen laſſe ich die weiſe Frau, wofern ſie nicht morgen ohne dieſs ſchon in der Stadt iſt, zu uns beſtellen; du ſchleichſt

dich durch dein Gartenpförtchen, kommſt zu mir, alles iſt dann ſchon bereit, und auf dieſe Weiſe wird von der ganzen Geſchichte niemand ein Wort erfahren."

„Alles recht gut; aber wozu ſoll es führen?"

„Wozu es führen ſoll? — Irmgard, wo biſt du? zwingt dich denn dein Vater, meinen Bruder zu ehlichen? haſt du denn nicht ſelbſt ja geſagt, und ſo dann erſt gefunden, daſs du unrecht handelſt, deinem Albert das Wort zu brechen, da du nicht weiſst, ob er auch wirklich todt ſey?"

„Du haſt Recht, Schweſter; ich danke dir für deinen Rath; mit dem Glockenſchlag zwölf bin ich morgen zu Nacht bey dir."

„Und bis dahin verſprich mir, ruhig zu ſeyn!"

„Ich verſpreche es."

„Für heute alſo genug. Gute Nacht, liebe Schweſter!"

„Gute Nacht, Clara, gute Nacht!"

Clärchen hupfte munter zum Gartenpförtchen hinaus, und Irmgard ging mit erleichtertem Herzen nach ihrer Schlafkammer."

Es iſt wahr, Irmgard hatte ſelbſt ja geſagt, hatte freywillig ja geſagt; wenn anders das Ja verdient; freywillig genannt zu werden, das Liſt, Überredung, väterlicher Wunſch und Vorſpiegelungen von groſſem bevorſtehenden Glücke bewirken.

Irmgard war und blieb ihrem Albert getreu; verblendet ſprach ſie das entſcheidende Wort aus; bald aber wich der Rauſch, der ihre Sinne gefeſſelt hielt, und grauſer Schmerz und folternder Jammer belaſtete der guten Dirne Seele.

Die Nacht erſchien — die Nacht, beſtimmt zu einem Unternehmen furchtbar und grauerlich. Die alte Zauberinn ſchlich

mit wankendem Fuſse herbey, und verbarg ſich im nahen Gebüſch, bis daſs die Stunde ſchlug, die das lebenslange Glück oder Unglück zweyer Menſchen entſcheiden ſollte.

Die Glocke ſchlug. Der heulende Sturm verwehte ihren Schall, und löſchte die Leuchte, die Irmgard ſchneller zu ihrer Freundinn befordern ſollte. Zitternd gelangte endlich das arme Kind zu Clärchens Hauſe. Der Freundinn getreuer Arm umfaſste ſie, und ſüſser Troſt floſs mit dieſer Umarmung in der Bebenden Seele.

„Alles iſt bereit!" liſpelte Clärchen. „Komm, Schweſter! Faſſe Muth, und ſey ſtandhaft."

Die beyden Mädchen traten in das Gemach. Die Zauberinn ſtand ſchon in voller Arbeit; ſie hatte ſchwarze Kreiſe, mit magiſchen Figuren verziert, auf den Boden gezeichnet, hatte in der Zirkel

Mitte einen Tisch gesetzt, den ein schwarzes Tuch verhüllte, worauf eine Lampe stand, die, mit Spiritus gefüllt, hell empor lodernte, und einen bleichen todtenähnlichen Schimmer auf den Gesichtern der Anwesenden verbreitete.

Jetzt war die Zauberinn beschäftiget, einiges Rauchwerk zu entzünden, und indem sie mit fieren Augen und gräßlicher Geberde in den Kohlennapf bliefs, schien sie nicht zu bemerken, dafs Irmgard und ihre Freudinn zu ihr herein traten.

Nunmehr war die Arbeit vollbracht. Eine dicke Rauchsäule dehnte sich schauderhaft empor, und erfüllte das Gemach mit betäubendem Dunste. Die Alte säumte indefs nicht; sie hohlte eine grofse krystallene Kugel herbey, legte sie mit ängstlichen, ehrfurchtsvollen Bewegungen auf den schwarzverhüllten Tisch, und trat sodann, die Hände kreuzweise auf die

Bruſt gelegt, aus ihren Kreiſen heraus; drey Mahl beugte ſie ſich jetzt, winkte den beyden bebenden Mädchen, und auch dieſe beugten ſich drey Mahl, wie die Alte.

Plötzlich loderte die Flamme in der Lampe heller empor; die Kryſtallkugel ſchien in Feuer zu ſtehen, und bald lieſsen ſich ſeltſame Bilder auf ihrer Oberfläche erblicken.

Ein wogendes Meer ſtellte ſich Anfangs den Augen der Schauenden dar. Bald ſchwamm ein Schiff in vollem Laufe daher; ein reiſsender Sturm begann; die Wellen thürmten ſich fürchterlich; das Schiff ſchwankte hin und her; ein dumpfes Klaggeſchrey lieſs ſich vernehmen; der Sturm wurde ſtärker und ſtärker; der Horizont verfinſterte ſich; die Wellen ſtiegen höher und höher; das Schiff ſank tiefer und tiefer; das Geſchrey wurde kläglicher und kläglicher; immer

näher und näher dem Himmel zu fliegen die Wellen; ſchon ſchlugen ſie über das Schiff hinweg; unſichtbarer und unſichtbarer wurde es dem Auge: gräſslicher und gräſslicher wurde das Jammergeſchrey; endlich ein dumpfer Knall, und das Schiff war verſchwunden.

Sogleich hörte der Sturm auf zu brauſen; das wilde Ungeſtüm der Wellen legte ſich; bald glich das ganze Meer wieder einer ſpiegelhellen Fläche. Rein und heiter war wieder der Horizont; aber noch grauſer wurde nunmehr der Anblick; denn jetzt, da die Finſterniſs wich, jetzt ſah man eine Menge Unglückliche, zum Theile ſchon Leichname, zum Theile noch kämpfend in Todesangſt mit den Fluthen.

Einer der letzteren ſchwamm dicht bis an den Rand des Spiegels. Matt richtete er ſein Haupt empor, blickte, wie um Rettung flehend, nach Irmgard; und Irmgard fuhr zurück; denn der in Todes-

noth Schmachtende war Albert; war der Verlobte, den sie betrauerte. Schwach streckte er jetzt noch seinen Arm empor. Nun sank er hinab, und Irmgards Besinnung war verloren.

Als das gute Mädchen wieder zu sich selbst kam, befand sie sich noch in Clärchens Gemache. Vor dem Bette lag weinend auf den Knien die gute Clara; zu ihrem Haupte stand Bruder Franz, schluchzend vor Wehmuth, und ausser sich über den Zustand seiner Verlobten.

Aber das Schrecken hatte nicht die gefährlichen Folgen, die man befürchtete. Irmgard erhohlte sich wieder, und vermochte am anderen Morgen, auf den Arm ihrer Freundinn gestützt, in das Haus ihres Vaters zu schleichen; man verschwieg diesem, was geschehen war, und liess ihn bey seinen Gedanken, Irmgard habe einen Morgenspaziergang gemacht, und sey von einer plötzlichen Übelkeit be-

fallen worden. Schwäche und Krankheit wichen ſchnell aus Irmgards Körper; aber in ihrer Seele, da weilte jetzt duſterer Gram, da weilten Angſt und Jammer ſtärker und ſchrecklicher, als vorher. Doch Clarens troſtreicher Zuſpruch, Bruder Franzens Gefälligkeit, väterliche Sorgfalt, alles dieſs minderte endlich wieder das Schreckgefühl der Erinnerung jener nächtlichen Scene.

Hin iſt hin! ſo ſchallte es von allen Seiten. Hin iſt hin! ſo ſprach auch endlich Irmgard, und der Trauungstag wurde zum zweyten Mahle beſtimmt.

Alles ſchmückte ſich; alles eilte an dieſem feſtlichen Tage herbey. Zitternd und mit Thränen legte Irmgard das Brautgewand an. Ach, ſie ſollte ja die Stütze, der Troſt ihres Vaters ſeyn! Ach, ſie war ja in Gefahr, ihre traute Freundinn Clara zu verlieren! denn Bruder Franz liebte Irmgard ſo herzlich, daſs er ſterben, oder

ſie zum Weibe haben wollte. Wie konnte das gutherzige Mädchen allen dieſen Vorſtellungen widerſtehen? Und warum ſollte ſie ihnen widerſtehen, da ihre einzige Hoffnung, da die Möglichkeit des Lebens, ihres erſten Bräutigams vernichtet war?

Die Glocken ſchallten vom Kirchthurme herab; man rief: Zum Altare! alles verlieſs die Sitze; der entzückte Bräutigam griff nach der Hand der bebenden Braut. Plötzlich erhob ſich von aufsen Geräuſch; man polterte an der Thür. Es war, als wollte man jemand den Eingang verwehren; aber die Thür flog auf, und eine furchtbare Geſtalt ſchwankte herein.

„Die Zauberinn! — die Zauberinn!" rief alles, was in der Stube weilte, und drängte ſich ängſtlich in einem Winkel zuſammen. Irmgard, wie aus einem Traume erwachend, ſchlug ihre Augen auf, und erblickte die ſchreckliche Alte, die ihr den Tod ihres Alberts im Bilde zeigte.

Todesstille herrschte durch das ganze Gemach; alles lauschte mit heimlichen Schauer, was da werden sollte. Die Zauberinn näherte sich endlich dem Brautpaare, riss Franzen von der Seite der Braut, und rief mit gräßlicher Stimme: „Hinweg mit dir, Betrieger!" — Bebend sank der geschmückte Bräutigam an der nächsten Mauer nieder, verbarg mit beyden Händen sein Gesicht, und schien sein Todesurtheil zu erwarten. Noch liess sich kein lebendiger Athem in der Versammlung vernehmen. Die Zauberinn nahm wieder das Wort.

„Ihr kennt mich!" hob sie an; „Ihr wisset, wie oft ich von euch um Rath gefragt wurde, und wie oft ich euch täuschte; denn merket auf! — meine Kunst war Betrug; jeder Reisende bringt aus der Fremde etwas für seine Freunde mit: ich wollte euch Aufklärung mit bringen; wollte zugleich in dieser Kleidung

Kundſchaft von einer Sache einziehen, die ich auf keine andre Weiſe, als durch Liſt, zu ergründen vermochte. Beydes gelang; doch ich ging zu weit; Schwäche iſt des Menſchen Erbtheil; Schwäche des Anderen zu nutzen, macht den Menſchen zum Teufel. Vergeben und vergeſſen ſey alles! — Irmgard; empfange deinen Bräutigam!" —

Plötzlich ſank die ſchwarze Hülle herab; eine Larve fiel von dem Geſicht, und es ſtand da ein Jüngling blühend und ſchön.

„Mein Albert — mein Albert!" —

„Meine Irmgard — meine Irmgard!"

Alles drängte ſich jetzt herbey; alles rief: „Willkommen! willkommen!" Lautes Freudengetümmel folgte auf die ſchaurige Todesſtille; aber Albert und Irmgard ſahen und hörten nicht; ſie hielten ſich umarmt ſo ſtandhaft und feſt, als ſollte ſie nun der Tod ſelber nicht trennen. Clara und Franz ſchlichen aufser ſich von dannen.

Die Einsiedlerinn.

Ach, ſie finden ſich nicht, die für einander doch,
und zur Liebe geſchaffen ſind!

Klopſtock.

Wunderbar verſchlungen, kreuzen ſich die Pfade der Lebenspilger. Oft ſchleichen ſie neben einander eben dahin, um am mühſeligen Ziele ſich auf immer zu trennen. Oft gleiten ſie nur an einander vorüber; die Pilger reichen ſich friedlich die Hände, und ſcheiden auf ewig. Selig, der ſeinen Pfad vereint pilgern kann, mit denen, die ſeine Seele lieb hat. Schützen wird ihn die friedliche Palme vor der Mittagsgluth, und der Stab ſeines Vertrauens wird ihn treulich gelei-

ten, bis der ſtille Erdhügel ob ſeinen Gebeinen grünt.

Ach, dieſes weiſe Loos fiel nicht dem unglücklichen Simeon von Eubäa: die Jungfrau, die er liebte, wie die Thräne den Mond liebt, Theotiſta ward nie die Seine. Einſam wand ſich jedes durch die Dornengehege ſeines öden Pfades, bis ſie am Ziele ſich fanden. In Wonne flogen ihre Arme zum ewigen Umfaſſen empor; aber der Grabeshügel thürmte ſich auf zwiſchen ihnen, und die Cypreſſe wand ſich traurig in ihren Brautkranz.

Ach, ihr Liebende! vergebens ſchifftet
ihr in eurer Wünſche ſtille Bucht!
ach, des Todes Schlangenhauch vergiftet
eurer Liebe ſpät gereifte Frucht! —
Ach, vergebens flieht die Braut durch Ströme,
ſchwingt ſich über Felſengebirg und Klüfte

mit dem ſchönen Myrtendiademe
krönt ſie ihres Jünglings Raſengruft!
Ach, umſonſt mit ſeinem Miſsgeſchicke
ringt der Jünglingsliebe Allgewalt;
auf der Gruft begegnet ſeinem Blicke
ſeiner Trauten geiſtige Geſtalt!

Theotista war von Lesbos gebürtig. Schon ihre Wiege beſchatteten die Bahren ihrer Ältern; die ehrwürdigen Kloſterfrauen nahmen die Waiſe auf; liebenswürdig ward ihr der Schleyer, durch die Wohlthaten, die ſie unter ſeinem Schutze genoſſen hatte; wünſchenswerth ein Stand, in deſſen mildem Schein ſich die Dürftigkeit ſonnte. Mit Inbrunſt küſste ſie die Kerze, die ſie bald zum Altar leiten ſollte, ihrem himmliſchen Bräutigam entgegen; mit Sorgfalt pflegte ſie der Myrte, die ſie am erſehnten Tage bekränzen ſollte; aber zwiſchen ihr Herz und ihren Gott trat ein Bild, ſchön,

wie ſich ihre Fantaſie die Engel des Paradieſes träumte — das Bild eines Jünglings.

Schweigend und glühend ſtand er da; ſchweigend und glühend bebte ſie zurück; eine zitternde Hand ergriff die ihrige, eine heiſse Thräne thaute darauf; eine liebliche Stimme ſeufzte: „Holdes Mädchen, wer biſt du?" —

Sie flob; aber das Bild ſtand vor ihr in ſeiner Schönheit; die Thräne brannte auf ihrer Hand, und die liebliche Stimme ſeufzte: „Holdes Mädchen, wer biſt du?" —

Ihre Geſänge ſchwiegen, ihre Myrte verwelkte. Immer näher kam der feyerliche Tag des Gelübdes; ſie ſah ihren Jüngling nicht wieder. Ein graues Mönchlein ſchlich allenthalben hinter ihr her, ſtand allenthalben hinter ihr; oft ſchien es reden zu wollen; oft winkte es bedeutend mit der Hand, ging aber ſchwei-

gend fort, und ſang ſich in der Ferne ein Liedlein, von deſſen Inhalt Theotiſta nichts vernehmen konnte, auſser der Endigung jeder Strophe:

Auf der Hoffnung grünem Reis
blüht der Liebe rothe Blume!

Gekommen war der feyerliche Tag des Gelübdes; die Sonne ging auf, die ſich in der Freudenthräne erfüllter Wünſche ſpiegeln, und ſie begrüſsen ſollte, als die heilige Braut ihres Gottes. Ach! ſie ſpiegelte ſich in der Jammerthräne getäuſchter Hoffnung.

Theotiſta hatte den Jüngling ihrer Liebe nicht wieder geſehen; verſchwunden war auch ſeit drey Tagen das graue Mönchlein. Sie ahndete nicht, dafs unter des Mönchleins bergender Capuze ihres Jünglings Falkenauge flammte; dafs unter dem falben Haare goldne Locken ſich

rollten; dafs in die wankende Geſtalt ein Erzengelwuchs ſich zuſammen krümmte. Unter der heiligen Hülle konnte die Liebe ihrem Gegenſtande unbemerkter nachſchleichen — nachſchleichen ſelbſt bis ins Innere der klöſterlichen Clauſur. Wie oft öffnete er die Lippen, ſie anzuſprechen, um der Minne ſüfsen Sold, und vermochte nur die Hand zu heben, als flehte er ſie um den Sold der Barmherzigkeit; ſchüchtern wich er dann zurück, und ſang der Einſamkeit ſein überſtrömendes Lied:

Harre, Herz! mit Sturm und Fluth
geiſſelt dich des Schickſals Wuth;
und ein bleyern Dunkel ruht
auf der Freuden Heiligthume!
Hoffe! Ströme geiſſeln weifs:
Blumen keimen durch das Eis!—
Auf der Hoffnung grünem Reis
blüht der Liebe rothe Blume!

Hoffe, Herz! die Sonne glänzt,
welche deine Qual begrenzt,
wenn du von der Myrt' umkränzt,
theilst die letzte karge Krume
mit der Trauten, deinem Preis,
selig, wie im Paradeis! —
Auf der Hoffnung grünem Reis
blüht der Liebe rothe Blume!

Fern noch wähnte er den Augenblick, der zwiſchen ſie und die Welt treten ſollte; in einer dumpfen Sorgloſigkeit wiegte ſich ſeine Fantaſie. Da trat er drey Tage vor dem entſcheidenden in das Gotteshaus. Überall ſah er geſchäftige Mönche, welche die Pfeiler mit köſtlichen Teppichen ausſchmückten, die Heiligenbilder mit ihrem Geſchmeide, und die Altäre mit Blumenkränzen behingen.

„Was ſoll das?" fragte er einen vorüberwatſchelnden Mönch, dem der Vor-

ſchmack des nahen Feſtes ſchon auf dem kupfernen Antlitz glänzte.

„Übermorgen nimmt die Jungfrau Theotista aus den Händen unſers heiligen Abtes, den ſchwarzen Schleyer!"

„Schon! ſchon!" brüllte Simeon, daſs die Bethenden von den Knien auffuhren, und ſtürzte zur Halle hinaus. Ohne Bewuſstſeyn floh er ſeinen ehemahls gewöhnlichen Weg nach Paros: nicht wie ſonſt, ſich auf der Jagd umher zu treiben — die ſanfte Liebe hatte dieſe wilde Luſt aus ſeinem Herzen getilgt! — ſeinen ſchmerzlichen Gefühlen überlaſſen, eine Einſiedlerhütte, oder ſein Grab zu finden.

Schon war es Nacht, als er aus ſeinem Nachen ans Ufer ſprang. Wild und verwachſen dämmerte das Eiland vor ſeinen umher rollenden Blicken; die Mondſichel glitt auf dem Meere hinan. Am Geſtade hin tanzte der Irrwiſch ſeinen trüglichen Tanz; die Meerſchwalbe ſeufa-

te ihr einſames Lied. Simeon ſtieſs ſeinen Nachen, den Winden ihn überlaſſend, in die Fluth zurück, und drang unbekümmert ob ſeinem künftigen Schickſale durch die dichten Geſträuche. Sein Schwert und ſein Jammer waren ſeine alleinigen Gefährten. Was ſoll der zu verlieren fürchten, der mit eigner Hand nach dem Spaten greift, ſich ſein Grab zu graben!

Dieſen unwirthbaren Theil des Eilandes hatte ſein Fuſs auf der Jagd noch nie betreten. Ehmahls ſtand dort ein Kloſter der unbefleckten Maria; ein Erdbeben zerſtörte es, und ſeit der Zeit hauſten böſe Geiſter in den Ruinen, die Schätze bewachend, deren ſie ſich bemächtigten. Der nächtlich verirrte Weidmann ſah die blauen Flammen empor ſprühen, und vermied ſorgfältig die unſichere Gegend.

Ein felſichter Werder hob ſich ſanft

empor, von Hagedorn und Genfter nur kärglich bewachſen; auf ſeinem Rücken lagen die berüchtigten Kloſterträmmer. An ſeinem Fuſse ſtand jetzt der unglückliche Jüngling; ein unwillkürlicher Schauer ſchüttelte ihn zuſammen, als er die verfallnen Pfeiler empor ſtarren ſah, die ihm zuzurufen ſchienen: Verwegner, nicht weiter! aber dennoch bald erreicht war der Gipfel des Werders. — Nimm deine ganzen Schrecken zuſammen, Natur! du vermagſt der Liebe und der Verzweiflung nicht eine Spanne breit Weges abzugewinnen!

Simeon ſtand mitten in den ſchrecklichen Ruinen. Finſter thürmte ſich die gothiſche Pfeilermaſſe um ihn her. Aus den verſchütteten Blinden ſahen marmorne Heiligenbilder, wie Geſpenſter. Noch unbeſchädigt ſtand das groſse Tempelgewölbe, und beſchattete die ſchmuckloſen Altäre. Ermattet ſank Simeon auf einen

Leichenſtein nieder; der Strahl des Mondes leuchtete, wie der Schimmer der heiligen Ampel auf den Hochaltar und die verſchloſsne Gruft; ſchmerzlicher kehrte die Erinnerung in des Liebenden Herz zurück; ſchon war er wieder im Begriff, aufzuſpringen, durch Herumſchwärmen ſeine Sinne zu betäuben, als dicht neben ihm ein Pfeil von der Mauer klirrend zurück prallte. Kaum ſchnell genug vermochte er ſich aufzuraffen, als ſchon ein zweyter ſeinen linken Arm durchbohrte.

Grimmig ſah er umher; an einem nahen Pfeiler wankte ein dunkler Schatten; knirrſchend zog er ſein Schwert, und ſtürzte ſich darauf zu. Ein gewaltiger Schwertſchlag flog ihm pfeifend entgegen. Sie kämpften mächtig, wie der Engel des Lichts, mit dem Engel der Finſterniſs. Der Ruinenbewohner fiel; ein gräſslicher Fluch ſauste das Gewölbe hinab; der ganze Fuſsboden ſchien zu beben; praſſelnd

wankte der Stein, der die Gruft verſchloſs, und flog empor. Paar bey Paar fliegen ſchwarze Geſtalten mit blaulodernden Fackeln aus dem finſtern Behältniſſe, ein dunkler, drückender Dampf wirbelte umher. Entkräftet vom Blutverluſt, und der Anſtrengung des Kampfes ſank jetzt Simeon bewuſstlos nieder; als er ſich wieder fühlte, lag er gefeſſelt in einem engen Gewölbe; die ſchwarzen Geſtalten hingen in zerriſsnen Gruppen über einem blutigen Leichname. Bald vernahm er aus ihren Geſprächen, daſs ſie die Räuber waren, vor deren Rufe die Inſeln des ganzen Archipellagus erbebten, und daſs der Erſchlagne ihr Heldenmüthiger Anführer, Eduard der Schotte war.

„Gebt" ſo ſprachen ſie, „Eduards Leib den vier Steinen! gebt Eduards Andenken den Liedern unſrer Freude! Blut kann ſeinen weiſen Geiſt nicht verſöhnen:

sein Beſieger ſoll leben! Unſre Geſetze bewilligen uns das Koßbarſte jedes Gefangenen; das Übrige verbleibt sein heiligſtes Eigenthum!" — Was kann dieſer arme Jager Koßbares beſitzen, als seinen Heldenmuth. Brüder! sein Muth sey unser! mit seinen Heldenthaten soll er des Erſchlagnen weiſen Geiſt verſöhnen!"

Wie die erſte Frühlingssonne leuchtete ein Gedanke in Simeons Seele; seiner Wunde und Ketten vergeſſend, warf er ſich vor den edlen Räubern auf die Knie. — „Männer!" ſprach er, „mein Schwert und meine Dankbarkeit ſollen euch dienſtbar bleiben, ſo lange Arm und Herz ſich noch zu regen vermögen! möchte meine Überraſchung euerm Vertrauen in meine Aufrichtigkeit bürgen! Männer! wollt ihr mir folgen auf einen Zug, der ſeine Wagniſs gewiſs mit Wucher belohnt?"

„Sage, Bruder! wohin?"

„Nach Lesbos — den feigen Pfaffenknechten ihren Überfluſs, den fetten Pfaffen eine Braut zu ſtehlen! — Brüder! wollt ihr mir folgen?"

„Bruder! wir folgen dir. Pfaffenkraut macht fett; wir wollen es in unſere Gärten verpflanzen. Triumph! eine ſolche Freude iſt uns lange nicht geworden!" —

Gelöst wurden Simeons Ketten, verbunden wurde ſeine Armwunde; die Becher gingen überſchäumend umher.

Bald ſpühlte der Traubenlethe ſeine ganze finſtre Vergangenheit hinweg. Seine Brüder erzählten ihm, wie ſie ſo unter dem Pfaffenmantel des Aberglaubens, ruhig ihr Weſen trieben, wie ſie die eroberten Schätze in des Kloſters unterirdiſchen Gängen und Grüften, und ihr Schiff in einer unbekannten, von Fels und Hain umgebnen Bucht verwahrten.

„So kommen und ſcheiden wir, wie der Wind; jedermann vernimmt ſein Sau-

ſen; niemand weiſs, woher, wohin er fahrt!"

„Sollteſt du dich wundern, Bruder Simeon," ſo ſchloſſen ſie, „wundern ob unſern Frevel, dieſe geweihte Wohnung mit unſerm Raube zu entheiligen: ſo bedenke, daſs dieſer Steinkörper ſeine Seele noch unverändert erhielt. Ehe das Erdbeben uns dieſe Zuflucht baute, bewohnten ihn Mönche, die, wie männiglich bekannt, mehr plündern, als alle Räuber des Auf- und Niedergangs!" —

So war die Nacht vorüber geflogen, die Simeons ſchönem, langen Tage voran gehen ſollte. Der aufgehende Morgen röthete ſchon die wallenden Segel der rüſtigen Raubgeſellen; dennoch immer zu langſam flogen die Ruder; dennoch immer zu leiſe blies der Wind dem ungeduldigen Jünglinge; denn es war der Morgen, den Theotiſta das ewig bindende Gelübde ſprechen ſollte.

Bebend nahte ſie ſich dem Altare. In fingenden Reihen ſtanden die Nonnen und Mönche; die gaffende Menge ſtaunte Theotiſta's blendenden Brautgeſchmeide, Theotiſta's blendende Schönheit an. Von ſeinem goldnen Sitze erhob ſich der Abt und fragte:

„Tochter! was iſt dein Begehr?" —

Da erhlich ein ängſtliches Murmeln unter den Zuſchauern umher; ſcheuchtern drängten ſie ſich auf einem engen Haufen zuſammen.

„Räuber! Räuber!" erhob ſich endlich ihr allgemeiner Angſtruf, daſs der Altar erbebte. Bloſse Schwerter blitzten das Heiligthum herauf; keine Hand ſtreckte ſich zur Gegenwehr. Die Mönche flüchteten ſich zum Altare; die Nonnen flohen; Theotiſta lag in Ohnmacht. Unbeſcheut lieſsen die Räuber den Tabernakel des Heiligſten und ſeine Prieſter; ein ſchöner Mann ſprang unter ihnen hervor,

ergriff die ohnmächtige Braut, und flürzte mit ihr fort, von den andern begleitet. In der Gegend umher plünderten ſie alles aus. Der günſtigſte Wind trieb ihre Segel wieder davon; Thränen und Jammer flogen ihnen nach, und der Fluch der Kirche, der ſie ihre Braut geſtohlen hatten.

Ohne Widerſtand war Simeon mit ſeinen Gehülfen auf Lesbos gelandet; ohne Widerſtand flieſsen ſie wieder vom Ufer; aber kaum erblickten ſie ihre nächtliche Inſelwohnung in der Dämmerung des Horizontes, als ſie ſich von drey Lesbiſchen Flaggen verfolgt ſahen. Eiligſt beſchloſſen ſie, nur im Vorüberfliegen, ihre koſtbarſten Schätze von Paros zu retten, um es dann auf immer zu verlaſſen.

Simeon nahm an nichts Theil; er hätte den fürchterlichſten Orcan nicht gewahrt, ſo verloren waren ſeine Sinne in

ſeiner geretteten Geliebten; ſie lag noch immer ohnmächtig, er auf den Knien neben ihr; jedes Zucken, jeden Athemzug auflauſchend.

Nun waren ſie auf Paros. Haſtig ſtürzten die Räuber vom geankerten Schiffe nach ihren Schätzen und zurück gebliebenen Brüdern. Simeon trug ſeine Traute ans Land, ſie mit Quellwaſſer ins Leben zurück zu rufen. — Liebendes Herz, fühle, was bey ſeinem Zurückeilen ihn zu Boden warf! — Theotista war fort! eine leichte Spur im Raſen verrieth ihre Flucht; rufend und jammernd folgte er ihr nach; ſie verlor ſich bald auf Felſenboden; unmöglich war in dem Gekluft und Gehäge die Entflohene aufzufinden. Seine Brüder ſtürzten ihm entgegen, hörten nicht auf ſein Flehen um den Tod, oder um Theotista! und riſſen ihn gewaltſam mit aufs Schiff. Schon hatten die Nachſetzenden ſie erreicht. Kühn enterten die

Helden am voran geeilten lesbiſchen Fahrzeuge; eh' es die beyden andern zu unterſtützen vermochten, war es übermannt.

Das Gefecht war verzweifelnd. Simeon ſuchte den Tod, der aber durch die Haufen der Feinde vor ihm her floh. Wenig Brüder fielen in ihrem Ruhme. Ihre vorhin zuſammen gedrängte Mannſchaft hatte nun auf zwey Schiffen freyen Raum; trotzig erwarteten ſie ihren Feind, der ohne einen Schwertſchlag feigherzig entfloh.

Triumphirend zogen die Sieger nach ihren heimiſchen Hütten im ſteinigten Arabien zurück. Lange weilte der unglückliche Simeon unter ihnen; aber all die Liebe, mit welcher ſie ſich um ihn her drängten, konnte ihn dennoch Minne und Vaterland nicht vergeſſen machen; dankbar drückte er ihnen die treuen Hände, und kehrte auf ſein fillſes Eiland Euböa zurück. Verkleidet ſchlich er ſich in Les-

bos umher; vergessen war dort schon längst seine kühne That, angefüllt das Seckel der Pfaffenknechte, ausgewetzt die Scharte ihrer Schwerter. Dreyßig Jahre waren vorüber; der Nahme Theotista wohnte auf keiner Lippe mehr, — nur noch allein, im Herzen der Liebe.

Lange verfagte er sich den süßen Schmerz, das Grab seiner Geliebten auf Paros aufzusuchen, oder ihre unbedeckten Gebeine zur Ruhe zu bestatten. Endlich fuhr er allein, mit Harke und Grabscheit versehen, auf einem kleinen Nachen sich über. Mit heiligem Schauer betrat er das Land, das seiner Holden Fußstritte geheiligt hatte; willkommen war ihm die Qual, mit welcher die Gefühle der Vergangenheit ihn überfielen; denn so durfte er hoffen, bald bey seiner Theotista zu ruhen: Hier ist der Rasen, wo sie ohnmächtig schlummerte; hier der Baum, der seinen Schatten auf sie nie-

derwehte; dorthin ſchlang ſich die Spur ihrer Flucht — Ach! ſie wuſste nicht, wen ſie floh, ahndete nicht, was für ein Herz dem ihrigen ſo nahe geſchlagen! — Dort floſſen ſeine Freudenthränen in die Quelle, dort ſtarben auf ewig alle ſeine ſchönen Hoffnungen! — Muthlos warf er ſich an der Quelle nieder; da fielen ihm einige friſcheingeweichte Feigenbohnen ins Auge. Höher ſchlug wieder ſein Herz, vielleicht einem andern Einſamleidenden nahe zu ſeyn: er vermuthete einen Einſiedler, mit dem er friedlich den kleinen Reſt ſeiner Tage enden könnte. Zuverſichtlich, ſeine Vermuthung erfüllt zu ſehen, ſuchte er die alte Kloſterkirche auf. Alles fand er von auſsen, wie es ſeine letzten Bewohner verlieſsen; aber bekränzt mit duftenden Blumengewinden war der Hochaltar; ein blutiges Gewand hing daran, beſtreut mit wilden Roſen war der Fuſsboden; eine

bleiche Geſtalt ſchwebte am Altar vorüber, und eine ſchwache Stimme rief ihm zu: „Entferne dich, Erdner! daſs ich nicht in Scham vergehe! ich bin ein Weib — unbedeckt iſt mein Körper, mein Herz iſt verſchloſſen!"

Zitternd fuhr Simeon zurück; vor Grauſen empörten ſich ſeine Haare; ſeine Zunge verſagte ſogar den Ausruf des Schreckens. Die Geſtalt hatte ſich hinter den Altar verborgen.

„Wirf mir deinen Mantel zu!" liſpelte die Stimme wieder; „dann will ich dir den Segen des Gottes verkünden, deſſen geringſte Magd ich bin!"

Voll ängſtlicher Erwartung liefs Simeon ſeinen Mantel fallen, und entfernte ſich. Als er wieder kehrte, kam ihm die Geſtalt entgegen, bleich und hager wie ein Todtengerippe; ſparſame, graue Haare wehten um die hohlen Wangen, die Haut klebte faltigt und verſenkt an den Knochen.

„Sieh! mein Ausſehen predigt Vergänglichkeit! die Roſen der Liebe glühten ehmahls auf meinen Wangen: das Feuer der Treue flammte aus meinen Augen! — Erdner, ſieh mich nun! — ſieh! was Gram und Zeit vermögen, und bette dein Lager in eine Wüſte! Gott ſey dir gnädig! mein guter Segen iſt mit dir!"

Ahndend vermochte Simeon keinen Fuſs von der Stelle zu heben. „Theotista!" flammelte er leiſe, und empfing auf den Knien den Segen der heiligen Einſiedlerinn.

„Theotista? Heiliger Gott!" —

Mit gefalteten Händen bebte die weibliche Geſtalt zurück. „Wo wohnt dieſer Nahme noch, auſser dem Grabe des Einzigen?" —

„In meinem Herzen, Heilige! ſieh mich" — — —

„Böſewicht! willſt du mein Heiligſtes entweihen? meiner vermoderten Liebe

ſchönen Nahmen ſtehlen? — Simeon iſt todt! Siehſt du dort am Altar das blutige Gewand? — mein Simeon trug es, als ich ihn todt aus den Wellen zog, von den Räubern erſchlagen, die mich meinem Gotte entführten; um mich flog er in den Kampf; für mich iſt er gefallen!" —

„Nun ſo vernimm, Getäuſchte! — Ich war der Anführer jener Räuber. Meine Liebe zwang mir das Schwert in die Hand; ſie gab mir den Sieg — dich zu verlieren. Eh' ich nach Lesbos ſchiffte, tauſchte ich mein Gewand, mich unkenntlich zu machen, mit einem der zurückbleibenden Räuber; dieſer blieb im Kampf gegen deine Landsleute; eine verſtellende Wunde im Geſicht liefs dich ihn ſtatt meiner beweinen. Theotista! wir ſollten uns nimmer finden! jetzt wird dich und mich ein Grab vereinigen!" —

„Alſo du — du — mein Simeon!" —

ſchrie die Einſiedlerinn zuſammenſinkend; Simeon ſchlang ſeine Arme um ſie — ſie war nicht mehr. —

Ein heller Glanz erfüllte die Kirche, und ein lieblicher Roſenduft, der zu ſagen ſchien: Auch jenſeit wohnet die Liebe!

An der Quelle grub er ihr Grab; nebenbey das ſeinige. Lange blieb es nicht leer; einige Jäger fanden ihn entſeelt an der Quelle, und legten ihn ſchlafen. Wunder entblühten wie Blumen der heiligen Stätte.